

LANDSBERGER GESCHICHTS- BLÄTTER

93./94. Jahrgang 1994/95



Zum Geleit

Zwei Ereignisse standen im vergangenen Jahr im Mittelpunkt des historischen Interesses in unserer Stadt: Zum einen die große Landesausstellung »Salz – Macht – Geschichte« in den bayerischen Salinenstädten Bad Reichenhall, Traunstein und Rosenheim, welcher sich die Salzhandelsstädte Passau und Landsberg mit eigenen Ausstellungen und touristischem Programm anschlossen. Zum anderen war es das Erscheinen des ersten von vier Bänden »Landsberg am Lech« der Neuen Folge der »Kunstdenkmäler von Bayern«, Ergebnis achtjähriger Teamarbeit in unserer Stadt, vorgestellt von Generalkonservator Prof. Dr. Michael Petzet und der Projektleiterin Dr. Dagmar Dietrich. Da letzteres als Pilotprojekt auf bundesweites Interesse stieß, veröffentlichen wir die beiden wissenschaftlichen

Vorträge dieser Veranstaltung. – Dem erstgenannten Ereignis dient die erste umfassende Darstellung der Bedeutung des Salzhandels für unsere Stadt in den vergangenen Jahrhunderten, und auch das Titelbild mit der seltenen Darstellung eines Salztransportes weist darauf hin. – Weitere zusätzliche Beiträge, wie über die »gottselige Bäuerin« Katharina Lichtenstern und das technische Denkmal des Landsberger Bahnhofes, führten zu einem bisher nicht gekannten Umfang dieses Sammelbandes unserer »Landsberger Geschichtsblätter«, der dem Interesse des geneigten Lesers hiermit empfohlen wird.

Klaus Münzer

1. Vorsitzender des Historischen Vereins
für Stadt und Kreis Landsberg am Lech

Der Historische Verein für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech
dankt der Sparkasse Landsberg-Dießen
für einen großzügigen Zuschuß zur Drucklegung

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

93./94. Jahrgang 1994/95

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e. V., gegründet 1856

INHALT

Denkmalpflege in der alten Stadt	Michael Petzet	3
Zur Präsentation der »Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge – Stadt Landsberg Band I«	Dagmar Dietrich	5
Die Bedeutung des Salzhandels für die bayerische Grenzstadt Landsberg am Lech	Klaus Münzer	7
Die Marienkapelle in der Stadtpfarrkirche	Heide Weißhaar-Kiem	27
David Steber, der Freskenmaler (1570/75–1621)	Heide Weißhaar-Kiem	34
Zur Geschichte der Landsberger Bibliotheken	Heide Weißhaar-Kiem	38
Der Streit um einen Heller führte zur Todesstrafe	Klaus Münzer/Friedrich Wagner	44
Eine spätmittelalterliche Beckenschlängerschüssel in der Pitzlinger Pfarrkirche	Friedl Brunckhorst	47
Probleme sozialer Entwicklung auf dem Lande – Das Landsberger Oberland in der frühen Neuzeit	Rainer Beck	51
Die Barockkrippe in Pflugdorf	Alois Epple/Anton Lichtenstern	63
Die gottselige Bäuerin Katharina Lichtenstern – eine bäuerliche Mystikerin im Zeitalter des Barock	Elisabeth Ringler	66
Lechrainsagen und Heimatgeschichte. Zur Deutung der Sagen Karl von Leoprechtings	Anton Lichtenstern	75
Der Bahnhof von Landsberg, ein Technikdenkmal	Walter Meier	89
Erinnerungen an Alt-Landsberg. Der Hinteranger in den 20er und 30er Jahren	Walter Drexl	93
Streifzug rund um Landsbergs Hauptplatz	Wolfgang Pfaff	96
Unsere letzten Kriegstage in Landsberg	Josef Klöck/Karl Joos	97
In Erdbunkern und Baracken wartete das kalte Grauen. Ordensschwwestern pflegen in KZ-Außenlagern Todkranke	Sr. M. Betha Blöchl (†)	99
Buchbesprechungen:		
Jehl, Rainer (Hg.): Wissenschaftliches Kolloquium zum 800. Todesjahr Welfs VI. im Schwäbischen Bildungszentrum Irsee (K. Münzer)		101
Nowosadtko, Jutta: Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier »unehrlicher Berufe« in der frühen Neuzeit (K. Münzer)		101
Chevalley, Denis A.: Der Dom zu Augsburg. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge, Band I (K. Münzer)		102
Dietrich, Dagmar: Stadt Landsberg am Lech, Band 1. Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge II, 1 (W. Drexl)		102
Meinz-Arnold, Wiltrud, u. a.: Landsberger Gold- und Silberschmiede. Katalog (Reto Niggli)		104
Klein, Matthias: Die Goldschmiedewerkstätten von Landsberg am Lech – Ihre Meister und Werke von den Anfängen bis 1868 (A. Epple)		104
Czys, Wolfgang, u. a.: Die Römer in Bayern (K. Münzer)		105
Knauer, Christl: Frauen unter dem Einfluß von Kirche und Staat. Höhere Mädchenschulen und bayerische Bildungspolitik in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts (M. Dilger)		106
Fenner, Barbara: Es konnte überall geschehen. Landsbergs schwierige Zeitgeschichte (E. Raim)		106
Aus dem Vereinsleben in den Jahren 1994 und 1995		108
Unsere Toten. Nachrufe: August Hagenbusch, Eduard Pflanz, Franz X. Dengler		110

AUTOREN

Blöchl M. Betha (†), Barmh. Schwester vom Hl. Vinzenz von Paul
Beck Dr. Rainer, Haus Nr. 52, 86923 Unterfinning
Brunckhorst Dr. Fridel, Oettingenstraße 23, 80538 München
Dietrich Dr. Dagmar, Oberkonservatorin, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Abt. Denkmalkunde, Am Hofgraben 4,
80539 München
Dilger Manfred, Studiendirektor i. R., v. Eichendorffstraße 12, 86916 Kaufering
Drexl Walter, Redakteur i. R., Katharinenstraße 44 a, 86899 Landsberg
Epple Dr. Alois, Oberstudienrat, Krautgartenstraße 17, 86842 Türkheim
Klöck Josef, Wankstraße 9, 86956 Schongau
Lichtenstern Anton, Studiendirektor, Bayerfeldstraße 3, 86899 Landsberg
Meier Walter, Ahornring 88, 86916 Kaufering
Münzer Klaus, Studiendirektor i. R., Galgenweg 17, 86899 Landsberg
Petzet Prof. Dr. Michael, Generalkonservator, Bayer. Landesamt für Denkmalpflege, Am Hofgraben 4, 80539 München
Pfaff Wolfgang, Rudliebstraße 11, 81925 München
Raim Dr. Edith, Haus der Geschichte, Adenauerallee, 53111 Bonn
Ringler Elisabeth, Studienrätin, Karlstraße 2, 85435 Erding
Wagner Friedrich, Studiendirektor i. R., Lechfeldstraße 83, 86916 Kaufering
Weißhaar-Kiem Dr. Heide, Kunsthistorikerin, Sonnenstraße 6, 86899 Landsberg

NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

FOTOS

Adolf Ernst: 36 (2), 37 (2)
Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege (Archiv): 7, 9, 49 (3), 50 (2)
Bayer. Landesamt f. Denkmalpflege (E. Lantz): 47
Bayer. Staatsbibliothek (Fotostelle): 39, 40, 41, 75
Bayer. Staatsgemäldesammlungen: 10, 48
Beck Rainer, Unterfinning: 52, 53, 56, 58, 59, 61
Beisser A., Augsburg: 27, 29, 30, 32 (2), 33, 34 (2), 35 (2)
German. Nationalmuseum, Nürnberg: 47
Kultur- u. Fremdenverkehrsamt Landsberg: Umschlagbild
Lichtenstern Anton: 63 (2), 64 (3), 65 (3), 66, 67 (2), 68, 69, 73, 76, 77, 78, 79, 80, 83, 86, 87, 88 (2)
Münzer Klaus: 26 (2)
Pfister Hans, Heinrichshofen: 109
Privat: 75, 92, 94, 95, 110 (2), 111

PLÄNE, GRAPHIKEN

Bayer. Hauptstaatsarchiv München: 91
Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt, Landsberg: 43
Stadtarchiv Landsberg: 13, 15, 21
Ablichtung S. 74 aus: Pörnbacher, Crescentia Höß, S. 81

LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

gegründet 1902 als Zeitungsbeilage; als Sammelbände bisher erschienen:

- | | |
|------------|-------------|
| 1. 1970/71 | 7. 1982–85 |
| 2. 1972/73 | 8. 1986/87 |
| 3. 1974/95 | 9. 1988/89 |
| 4. 1976/77 | 10. 1990/91 |
| 5. 1978/79 | 11. 1992/93 |
| 6. 1980/81 | 12. 1994/95 |

Denkmalpflege in der alten Stadt*

Von Michael Petzet

Die europäische Stadt ist eines der differenziertesten und produktivsten Systeme gesellschaftlichen Zusammenlebens. Die Entwicklung des Stadtwesens im Hochmittelalter hatte ebenso tiefgreifende Konsequenzen für die politische Entwicklung der einzelnen Landesherrschaften wie für jeden einzelnen Bürger. Für den Landesherrn bedeutete die Gründung und Förderung von befestigten Städten einen Zuwachs an Macht und Wehrhaftigkeit, die er zur Bildung und Ausbau von territorialem Besitz nützen konnte. Die vom Landesherrn abhängige Bevölkerung, die sich nun als »Bürgerschaft« in einer neuen städtischen Gemeinschaft wiederfand, konnte hier ein gänzlich neues Selbstverständnis entwickeln (»Stadtluft macht frei«).

Das Gemeinschaftsleben im Schutz der Stadtmauern verlangte eine straffe rechtliche Organisation, die von aus der Bürgerschaft gewählten Vertretern im Stadtparlament überwacht wurde. Diese städtische Selbstverwaltung ließ Selbstbewußtsein und bald auch ein durchaus kritisches Verhältnis der »Bürger« gegenüber den Stadtherren entstehen. Das Zusammenleben zahlreicher Menschen innerhalb der Stadtmauern brachte es mit sich, daß sich neue Bedürfnisse an Dienstleistungen entwickelten (Arbeitsteilung) und ein gewandeltes Konsumverhalten entstand. Das Handwerk konnte sich entfalten, neue Berufe entstanden, das Warenangebot wurde differenzierter und verfeinert. Handel, Gewerbe und Wirtschaft erhielten auch durch die Einführung der Geldwirtschaft neue Impulse. Die Bürgerschaft wurde neben dem Adel zum Träger von Kultur, auch zum Förderer einer den städtischen Repräsentationswünschen gerecht werdenden Kunst. Die historische Stadt entwickelte sich zu einem urbanen Lebensraum von besonderer Dichte: Wohnen, Arbeit, Unterhaltung, Produktion von Gütern aller Art, Versorgung mit Lebensmitteln — alles fand innerhalb der von den Stadtmauern gegebenen Grenzen statt. Die städtische Architektur mit ihren Wohn- und Handwerkerquartieren, den sakralen und öffentlichen Bauten, Straßen und Plätzen wurde nach den Bedürfnissen dieses multifunktionalen städtischen Lebens errichtet. Sie war den Anforderungen der vorindustriellen Stadtgesellschaft bestens angepaßt.

Über Jahrhunderte konnte die gebaute Stadt den Anforderungen der Bürgerschaft mit ihrer differenziert vernetzten funktionalen Struktur genügen, konnte zusätzliche Aufgaben übernehmen, neue verkraften. Sie verfügte und verfügt noch heute über eine ungeheure Vielfalt an Möglichkeiten, war und ist immer im Wandel begriffen, war nie statisch.

Dabei hält die Stadt allerdings nur ein bestimmtes Tempo der Veränderungen aus, wenn ihre Vernetzungen nicht zerreißen, ihre Strukturen nicht grundlegend zerstört werden sollen. Regeln für das Tempo von möglichen Veränderungen lassen sich nicht aufstellen. Zu konstatieren ist jedoch, daß das Entwicklungstempo der Nachkriegszeit für viele Stadtorganismen zu rasant und vor allem zu einseitig war. Massive Eingriffe ließen die sozialen Vernetzungen innerhalb des städtischen Gefüges zerreißen, bauliche Strukturen wurden durchtrennt. Irreparable Schäden entstanden.

Rob Krier hat diese Entwicklung 1978 so umschrieben: »Man kann sagen, daß in den Jahren der Nachkriegszeit die europäische Stadt physisch und sozial mehr zerstört wurde als in irgend einer anderen Periode ihrer Geschichte eingeschlossen der beiden Weltkriege ... nachdem ein Prozeß einsetzte, durch welchen der städtische Raum und die Stadt

als Ganzes in den Zyklus der Profitmaximierung eingeordnet wurden ...«¹

Seither hat man sich viele, zum Teil höchst einseitige Gedanken um die Stadt gemacht. — Sei es von Seiten der Verkehrsplaner, die eine schon seit den dreißiger Jahren propagierte »autogerechte Stadt« verwirklichen wollten und damit nur mehr und schnelleren Verkehr in die Altstadt zogen. — Sei es von Architekten und Bauherren, die der Stadt einen »modernen Stempel« aufdrücken oder städtisches Leben in völlig neu gebauten flächensanierten Quartieren einrichten wollten. — Oder seien es diejenigen, die die Stadt als »Spitzwegidylle« erhalten wissen wollen oder sich nur für herausgeputzte Fassaden, passende »romantische« Photomotive als Attraktion für den Tourismus einsetzen und dabei »mehr die Laden- als die Kirchturmglöckchen klingeln hören wollen.«²

Natürlich hat jede dieser Überlegungen unter bestimmten Aspekten eine gewisse Berechtigung. Die Verkehrsführung in einer alten Stadt muß auf die Bedürfnisse ihrer Bewohner abgestimmt sein. Doch dies kann nicht ein ständig wachsendes Verkehrsaufkommen mit Lärmbelästigung, Luftverschmutzung, Parkplatznot sein, denen die Stadtbewohner ausgesetzt werden. Eine solche Entwicklung senkt den Wohnwert in den engen Straßen der alten Stadt, verhindert die Bereitschaft, in Wohnungen zu investieren, läßt die Bevölkerung abwandern. — Es kann umgekehrt auch nicht die radikale Verbannung des Autos aus bestimmten Stadtbereichen um jeden Preis sein, da solche reinen Fußgängerzonen nicht selten zu Schädigungen derjenigen Stadtquartiere führen, die den umgeleiteten Verkehr aufnehmen müssen. — Ähnliches gilt für die diversen Bemühungen um Entmischung von Wohnen und Arbeiten. Es gibt sicher gute Gründe, zu groß gewordene Betriebe, die das bauliche Gefüge eines gewachsenen Stadtquartiers sprengen oder ihre Umwelt mit Schadstoffen belasten, aus der Stadt zu nehmen. Andererseits kann die Ausbildung von neuen Einkaufszentren auf der »grünen Wiese« eine Gefahr für die alte Stadt sein. Dies zeigt sich jetzt vor allem in den Städten der neuen Bundesländer, vor deren Toren riesige Gewerbe- und Einkaufsparks entstanden sind. Der Einzelhandel in den Stadtkernen kämpft hier oft vergeblich ums Überleben. Aber gerade er ist es, der die Stadt lebendig macht und wesentlichen Anteil an dem hat, was wir als Urbanität empfinden. Der Einzelhandel kann sich mit der kleinteiligen Struktur einer historischen Stadt gut arrangieren und trägt damit zur Erhaltung des Stadtganzen in mehrfacher Hinsicht bei. Problematisch ist es auch, wenn Befürworter der Stadterhaltung nach dem vollständigen Schutz für die Altstadt gleichsam unter der vielzitierten »Käseglocke« verlangen, also möglichst jede Veränderung im Keim ersticken wollen; problematisch ebenso der Versuch nur den »schönen Schein einer heilen Welt« zu erhalten, also zum Beispiel die Altstadtidylle kleinteiliger Fassaden auch vor einem sich dahinter ausbreitenden Großkaufhaus.

Bei allem Überlegungen müßte man jedenfalls zunächst einmal die Frage nach dem Nutzen oder Schaden für den Stadtbewohner stellen, auf dessen Kosten jeder planerische

* Vortrag am 8. Dezember 1995 im Rathaus Landsberg am Lech, anläßlich der Vorstellung des Inventarbands »Landsberg am Lech« (Band I: Einführung — Bauten in öffentlicher Hand) in der Neuen Folge der Reihe »Die Kunstdenkmäler von Bayern«.

¹ Rob Krier: *La Reconstruction de la Ville*, 1978.

² Albert Knöpfli: *Altstadt und Denkmalpflege*, Sigmaringen 1975.

Eingriff letztlich geht. Und dabei wird sich zeigen, daß weder die autogerechte, noch die nur fußgängerfreundliche, noch die unter rein ästhetischen Gesichtspunkten als schönes »Ortsbild« gepflegte Stadt allein Ziel heutiger Stadtplanung und Stadtentwicklung sein kann. Zum Überleben der historischen Stadt kann nur eine Stadtplanung und Stadtentwicklung beitragen, die den vielfältigen, historisch vorgegebenen Vernetzungen eine Chance gibt und eine sachgerechte Abwägung aller sozialen, ökonomischen, kulturellen Belange — darunter natürlich auch die denkmalpflegerischen Belange — vornimmt. — Dabei geht es auch um die Bewahrung der vielleicht am wenigsten konkret beschreibbaren, um so intensiver aber erfahrbaren psychologischen Komponente der alten Stadt — um die so oft beschworene Urbanität, das Gefühl für die Stadt als Heimat, die Möglichkeit zur Identifikation. Es geht um Identität und Kontinuität. Albert Knöpfli hat dies einmal so formuliert: »Die Lebensqualitäten, welche uns von urbanen Organisations- und Bauformen angeboten werden, beinhalten mehr ... als Behältnisse für Produktion und Konsumation ... [zu sein]. Sie stammen aus den psychischen Bereichen ..., sie versetzen den Menschen aus der Einsamkeit eines unterkühlten Nummerndaseins in die Nestwärme einer lebendigen Gemeinschaft, sie geben ihm das Gefühl der Geborgenheit und des Zuhause-seins.«³

Als Begleitung und Steuerung des sich ständig vollziehenden Wandlungsprozesses, dem jede vitale Stadt unterliegt, ist jedenfalls die sorgfältige Prüfung des Stadtganzen auf seine Entwicklungsfähigkeit, auf Verträglichkeit von unumgänglichen Eingriffen etc., auf Bewahrung der unverwechselbaren durch die Geschichte geprägten Gestalt erforderlich. In ein solches integrales Bemühen um die Stadt ist auch die Denkmalpflege eingebunden. Unter den vielschichtigen Gesichtspunkten der Verkehrs-, Sicherheits-, Steuer-, Miet-, Kulturpolitik usw. haben auch die speziellen öffentlichen Belange der Denkmalpflege ihre konkrete Funktion. Die Denkmalpflege ist dazu aufgerufen, für die Symbiose zwischen historischer Bausubstanz und Nutzung einzutreten und die vitalen Umgestaltungsprozesse in der Stadt mit fachkundiger Beratung zu begleiten.

Dabei kann die Denkmalpflege nicht nur unter der Rubrik »Kulturelles« abgetan werden. Ihre aktive Mitarbeit bei Stadtentwicklung und Stadtsanierung besteht zunächst darin, aufgrund spezieller Voruntersuchungen und Erhebungen die historischen Werte des Stadtganzen und seiner Teile zu benennen und diese Erkenntnisse in den allgemeinen Planungsprozeß einzubringen. Den ersten Schritt leistet hier die vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege erarbeitete Denkmalliste als ein nachrichtliches Verzeichnis, in dem alle Baudenkmäler einer Gebietskörperschaft aufgelistet sind. — Die Denkmalpflege kann außerdem den für die Stadt Verantwortlichen, d.h. den Bürgern, der Stadtverwaltung, den beteiligten Behörden und den planenden Fachleuten weiterreichende Entscheidungsgrundlagen liefern, indem sie den besonderen Wert und die geschichtliche Funktion der Denkmäler innerhalb der Stadt beschreibt und erläutert und auch auf die historisch-topographischen Vernetzungen und geschichtlichen Bezüge der Bauten und baulichen Strukturen untereinander aufmerksam macht. Diese Aufgabe erfüllen zum einen die ebenfalls vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege herausgegebenen Denkmaltopographien der Reihe »Denkmäler in Bayern«, vor allem aber das traditionelle Großinventar, wie es jetzt für die Stadt Landsberg im Rahmen der Neuen Folge der Reihe »Die Kunstdenkmäler von Bayern« erarbeitet wurde.

Schließlich beteiligt sich die Denkmalpflege auch vor Ort beratend an den aktuellen Planungs- und Bauvorhaben, bei denen historische Bausubstanz betroffen ist; also an der

Instandsetzung von Einzelobjekten, oder wenn eine Nutzungsänderung unumgänglich ist und die neue Funktion möglichst ohne gravierende Störungen in ein historisches Gebäude oder in einen gewachsenen städtebaulichen Kontext einzubringen ist. Die Beteiligung des Denkmalpflegers erfolgt auch bei übergreifenden städtebaulichen Sanierungskonzepten, der Erarbeitung von Verkehrsleitplanungen usw. In der Regel kommt es zu denkmalpflegerischen Beratungen vor Ort erst dann, wenn ein aktueller Bauwunsch vorliegt. Oft sind die Planungen dann bereits weit fortgeschritten und bestimmte Vorstellungen haben sich verfestigt. Wenn der Denkmalpfleger erst jetzt Anregungen für einen verträglicheren Umgang mit dem historischen Bestand gibt und Planänderungen fordert, kommt es nicht selten zu Konflikten. Manche dieser Kontroversen wären zu vermeiden, wenn es möglichst frühzeitig zu einem Gespräch und der Abklärung der verschiedenen Standpunkte käme. Dazu ist es auch erforderlich, daß sich die Denkmalpflege über die geschichtliche Besonderheit der betroffenen Denkmäler rechtzeitig entsprechende Kenntnisse verschafft.

Unter diesem Gesichtspunkt bieten nun die gründlichen Denkmal-Erfassungen, wie sie für die Stadt Landsberg von Dagmar Dietrich und ihrem Team in einem vierbändigen Inventarwerk zusammengetragen wurden, gute Voraussetzungen. In enger Zusammenarbeit mit der Stadtsanierung und finanziell unterstützt durch Mittel der Städtebauförderung, konnte das Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege hier eine gründliche Untersuchung des Stadtganzen durchführen und vielfältige Denkmalforschung betreiben. Die Arbeitsergebnisse wurden bereits während der letzten Jahre als Teil der vorbereitenden Erhebungen in die laufenden Planungen eingebunden. Heute wird der erste Band in gedruckter Form der Öffentlichkeit präsentiert. Die Inventarisierung in Landsberg könnte damit als Pilotprojekt in der Bundesrepublik gelten. Zum einen, weil sich die Stadt selbst bei der Denkmalerfassung in besonderer Weise engagierte, zum anderen, weil hier mit einem ganzen Team von Mitarbeitern in kurzer Zeit wichtige Arbeitsgrundlagen für den denkmalpflegerischen Umgang mit der wertvollen Denkmalsubstanz der noch stark spätmittelalterlich geprägten Stadt geschaffen wurden. Die Untersuchungsergebnisse tragen ja auch dazu bei, daß bereits im Vorfeld von Umbau- oder Modernisierungsplanungen eine wesentlich größere Planungssicherheit für alle Beteiligten gegeben ist.

Das Inventarwerk erinnert auch an manche Verluste der vergangenen Jahrzehnte. In Landsberg sind in den sechziger und siebziger Jahren allein am Hauptplatz an die zehn, im Kern zumeist noch spätmittelalterliche Häuser mit wertvoller historischer Ausstattung abgebrochen und durch massive Baublöcke hinter kleinteilig gegliederten Fassaden ersetzt worden. Andere Häuser wurden bis auf wenige historische Reminiszenzen entkernt. Fehler der Vergangenheit, vor allem im Zusammenhang mit Straßenbau und Verkehrsführung, lassen sich manchmal aber auch reparieren. In Landsberg steht derzeit ein Umbau des Hauptplatzes an, der offenbar ziemlich kontrovers diskutiert wird. Im Grunde bedeutet dieser Umbau nur den Rückbau auf einen Zustand, der erst durch Eingriffe ab 1938 (durch den Bau der Neuen Bergstraße) und vor allem in der Nachkriegszeit zerstört wurde. Es geht hier lediglich darum, die zahlreichen, unkoordinierten Einbauten einer überholten autogerechten Verkehrsführung mit den Parkplatzbuchten, der autogerecht überhöhten Kurve vor dem Rathaus, den Verkehrsinseln und den vielen Verkehrsweiser etc. aus der »guten Stube« zu entfernen, um den Platz an die Stadtbewölkerung zurückzugeben. Der schräg geneigte, individuell geformte Dreiecksplatz mit seiner eindrucksvollen Randbebauung könnte wieder einer der schönsten in Bayern werden, auf dem sich Urbanität leben und erleben ließe.

³ Ebenda.

Ein anderes Problem in Landsberg sind derzeit Überlegungen zum Bau eines Textil-Kaufhauses als »Magnet« für die Altstadt. Dabei wäre nicht nur die Verträglichkeit für den historischen Baubestand zu prüfen, sondern auch die Folgen sind zu bedenken: ein solches Kaufhaus führt wahrscheinlich zu neuem Verkehrsaufkommen, zur Verschiebung von geschäftlich interessanten Standorten in die Nähe des Kaufhauses, worunter andere Stadtbereiche leiden könnten. Zu bedenken wäre weiterhin, daß moderner Konsum zu individueller Leistung und Bedienung tendiert. Auch in Großkaufhäusern ist man dazu übergegangen, die einzelnen Abteilungen stärker gegeneinander abzugrenzen und die Angebote individuell zu gestalten. Im übrigen ist in einer Stadt von der Größenordnung Landsberg bis zu einem gewissen Grad bereits die ganze Stadt ein gut sortimentiertes Kaufhaus. Hier ist ein individuelles, qualitativvolles Leistungs- und Serviceangebot möglich, wie es sich mit den Strukturen der historischen Stadt verbinden läßt.

Zahlreiche Maßnahmen zur Verbesserung von Wohn- und Lebensqualität in der Altstadt haben in Landsberg in den letzten Jahren Wirkung gezeigt. Es ist erfreulich, daß heute in der Altstadt fast kein Haus mehr leersteht, vieles

von privater Seite saniert und repariert wurde, daß man wieder in der Altsadt wohnt. Diese Entwicklung zeigt, daß die alte Stadt wieder Zukunft hat. Hierzu hat die Kommune Landsberg viel geleistet. Das statisch gesicherte und restaurierte alte Rathaus erfüllt wieder seinen Zweck als einer der städtischen Zentralorte. Die sanierten und einer neuen Nutzung zugeführten Salzstadel rund um den Roßmarkt sind zumindest als Baukörper für das Stadtbild erhalten. Ein neues Stadtmuseum wurde im früheren Jesuitengymnasium untergebracht. Die Kirchen sind sämtlich (bis auf die in Voruntersuchung befindliche Johanniskirche) restauriert, die Stadtmauern — mit dem Bayertor als Wahrzeichen Landsbergs — weitgehend instandgesetzt.

Alle diese Baudenkmäler werden in den Inventarbänden mit Plänen und Photographien vorgestellt. Da auch die Manuskripte der drei noch nicht erschienenen Bände bereits abgeschlossen sind, wird sich ihr Erscheinen im kommenden Jahr oder spätestens 1997 realisieren lassen. Dem heute vorgestellten ersten Band sind viele an der Baugeschichte und Denkmalerhaltung interessierte und engagierte Leser zu wünschen, — und der Stadt ist hier nochmals für ihr Engagement herzlich zu danken.

Zur Präsentation der »Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge — Stadt Landsberg Band 1«

Von Dagmar Dietrich

Die mit diesem ersten Band begonnene, insgesamt auf vier Bände angelegte Publikation über die Baugeschichte und die Baudenkmäler der Stadt Landsberg kann als das Ergebnis einer produktiven Zusammenarbeit zwischen einer Kommune und der staatlichen Denkmalpflege gelten. Das Buch entstand im Auftrag der Stadt Landsberg und wurde aus Mitteln der Stadtsanierung gefördert. Dafür ist von Seiten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege und auch von den Autoren Dank zu sagen an die Regierung von Oberbayern und an die Stadt Landsberg, an die Damen und Herren des Stadtrates und ihren Oberbürgermeister, Herrn Rößle. Der Dank gilt aber auch allen den Landsbergern, die aktiv an dem hier präsentierten Band und den folgenden Bänden über die Stadt Landsberg mitgearbeitet und ihre vielfältigen Kenntnisse eingebracht haben. Stellvertretend für all die hilfreichen Wrighter und Ghostwriter seien hier Herr Landeskonservator i. R. Wilhelm Neu und Herr Studiendirektor i. R. Klaus Münzer genannt. Das Gedenken gilt auch dem verstorbenen Stadtbaumeister i. R. Herrn Franz Dengler und Herrn Eduard Pflanz. Dank gilt natürlich auch der Geistlichkeit Landsbergs, die unsere Arbeit ebenfalls großzügig unterstützt hat. Ihr Mitwirken wird vor allem bei der Präsentation des Bandes über die Sakralbauten Landsbergs zu würdigen sein, der im nächsten Jahr etwa um diese Zeit erscheinen soll. Letztlich gilt der Dank aber auch ganz besonders an die Bürger der Stadt, die uns unsere Arbeit ermöglichten, indem sie uns bereitwillig ihre Häuser und Wohnungen, Photosammlungen und persönlichen Erinnerungen zugänglich machten.

Wir konnten in der Altstadt etwa 600 Gebäude begehen — ein wahrhaft langer Weg — den folgende Statistik vielleicht etwas beleuchtet: 600 Gebäude (Kirchen, Bürgerhäuser, Stadel, Stadt- und Kirchtürme) wurden begangen. Sie haben im Schnitt jeweils drei Geschosse, dazu kommen Keller und Dach, das macht also fünf Geschosse — mal 600 — ergibt also 3 000 Geschosse. Wenn jedes rund 2,80

m hoch ist, wurden also in diesen Häusern rund 8 400 Höhenmeter überwunden: also einmal die Besteigung des Nangar Parbat im Himalaya — und zwar vom Niveau des Meeresspiegels aus — und zurück, mit Gepäck.

Dieses kleine Rechenexempel wurde nur gewählt, um einen Einblick in die Fülle der Arbeit zu geben, die von den Denkmalforschern in Landsberg zu bewältigen war. Zu den 600 Gebäuden in der Altstadt kamen noch etwa 150 Bauten in den Vorstädten und eingemeindeten Dörfern. Darunter sind 24 Sakralbauten (zwar auch einige kleine abgegangene Kirchen und Kapellen), aber ebenso auch die Stadtpfarrkirche mit ihren mehr als 2 000 Ausstattungsgegenständen: vom kunst- und religionsgeschichtlich bedeutenden Veits-Reliquiar des 14. Jhs. bis hin zur Karfreitagsratsche auf dem Speicher. Alle diese Objekte wurden beschrieben und gewürdigt. Zudem wurden alle einschlägigen Archivalien in den Landsberger und Münchner Archiven durchgesehen und die vorhandene Literatur ausgewertet.

Unser Ziel war es, **Landsberg als Stadt-Denkmal**, d. h. als ein historisch gewachsenes **Stadtganzes** in allen seinen baulichen Teilen und Facetten zu erfassen und darzustellen. Mit ihren kunstgeschichtlich wichtigen Höhepunkten wie Kirchen, Rathaus und Stadtbefestigung, aber auch den kleinen Bürgerhäusern der Stadtrandbereiche, den historischen Grabdenkmälern auf den Friedhöfen und den Grenzsteinen des ehem. Burgfriedens.

Es stellt sich da natürlich die Frage: **Warum dies alles? — Warum dieser Aufwand und diese Ausführlichkeit? —** Darauf können mehrere Antworten gegeben werden. Eine davon ist: Weil vor allem die umfassende historische Zusammenschau von schriftlicher Überlieferung zum einen und gebauter Überlieferung zum anderen tiefgehende Erkenntnisse zur Entstehung, Ausformung und Entwicklung eines historischen Stadtorganismus erbringen kann. Mit diesem methodischen Ansatz unterscheidet sich die historisch-topographische Denkmalforschung von der allgemei-

nen Geschichtsforschung. Während diese vor allem die schriftlichen Überlieferungen in den Archiven erforscht und interpretiert, ist bzw. war es unsere Aufgabe, diese schriftlichen Überlieferungen mit den gebauten Zeugnissen zusammenzuführen und auch die historischen Bauten Landsbergs als Geschichtsquellen auszuwerten. Dies ging von einer Analyse der sich im Laufe der Jahrhunderte wandelnden Bautechniken und der Typologie des Hausbaus über die stilistische Einordnung von gestalteten Objekten bis hin zur Dendrochronologie — also der zeitlichen Bestimmung von Fälldaten für das Holz, das in den alten Häusern und Kirchen verbaut wurde. Durch diese Holzaltersbestimmung wurden z. B. für mehr als 100 Gebäude exakte Daten gewonnen. Durch vergleichende Untersuchungen konnten zahlreiche weitere Bauten zeitlich sehr genau eingeordnet werden. Damit wurde es möglich, die vielen historischen Baulichkeiten der Stadt genauer kennenzulernen und festzustellen, worin jeweils ihr Denkmalwert liegt und welcher Stellenwert ihnen innerhalb des Stadt-Denkmal zukommt. Zudem hat die Bearbeitung aufzeigen können, daß aufgrund einer solch umfassenden Untersuchung vieles über die inneren Zusammenhänge eines historischen Stadtganzen erkennbar wird, daß so die topographischen Vernetzungen und das vielfältigen Ineinandergreifen von Funktionen und Bedingtheiten zutage tritt und beschrieben werden kann. — Bei einer umfassenden Analyse können weiterhin Wertmaßstäbe gefunden werden, durch die sich das Kleine dem Großen unterordnet oder sich das Große aus dem Kleinen erklärt.

Da jedoch hier nicht in Metaphern gesprochen werden soll, seien hierfür einige Beispiele angeführt: Erst wenn deutlich wird, wieviele Bürgerfamilien in der spätmittelalterlichen Stadt lebten und wie die Stadt mit ihren zumeist recht bescheidenen Bürgerhäusern strukturiert war, läßt sich die großartige Leistung ganz ermessen, die eben diese Bürgerschaft z. B. in den Jahren zwischen 1458 und 1488 erbrachte, als sie ihre stadtbeherrschende Pfarrkirche nach Plänen des renomierten Baumeisters Matthäus von Ensingen in nur 30 Jahren völlig neu errichten ließen. — Ein anderes Beispiel wäre hier anzuschließen: Wenn wir wissen, wie sich die Handwerkerschaft und die Gewerbetreibenden damals in Zünften und Bruderschaften organisierten, finden wir den inhaltlich-ikonographischen Schlüssel zu den damals von eben diesen Zünften in der Kirche gestifteten Altären und ihren Patrozinien. Sie haben sich weitgehend bis heute erhalten.

Und schließlich noch ein dritter Fall aus der Praxis der Denkmalforschung: Von der vermutlich bedeutenden Tuchproduktion in Landsberg im 16./17. Jh. haben sich nur wenige schriftliche Überlieferungen erhalten. Eine davon besagt, daß es einmal mehr als 300 Weber in der Stadt gegeben habe. — Bei den Untersuchungen konnten zahlreiche Weberhäuser identifiziert werden. Zudem gelang es, ein heute noch sichtbares Zeugnis dieses für die Stadt bis zum Dreißigjährigen Krieg sehr wichtigen, dann aber weitgehend in Vergessenheit geratenen Handwerkszweiges entdecken können: Es ist der große eindrucksvolle Bau der einstigen stadt eigenen Färberei am Vorderen Anger (das heutige Staffingeranwesen, Vorderer Anger 239), in der die Tuche der Landsberger Weber gefärbt wurden. — Dieser um 1550 errichtete Bau wurde wegen seines schönen Arkadenhofes bisher für einen herzoglicher Turnierhof gehalten. Wie in diesem Fall konnte auch bei vielen anderen Bauten deutlich gemacht werden, welche historische Funktion sie hatten, warum sie einen bestimmten Standort innerhalb des Stadtganzen besetzten und wer sie wann errichtete oder gestaltete. — Im ersten Band des Landsberg-Inventars finden sich Reihen solcher Beispiele, ebenso in den weiteren, demnächst folgenden Bänden, von denen weiter unten nochmals die Rede sein soll.

Die ausführlichen Untersuchungen der Denkmalforschung in Landsberg tragen Modellcharakter. Nicht jede Stadt wird man so gründlich unter die Lupe nehmen können. Die in Landsberg gewonnenen Untersuchungsergebnisse dienen jedoch zum einen dazu, unsere allgemeinen Kenntnisse über die historische Stadt zu erweitern und zu vertiefen. Sie werden als Vergleichsmaterial hilfreich auch für die Stadt- und Bauforschung in anderen Städten sein. Doch wendet sich die Publikation nicht nur an den Stadthistoriker und Geschichtsforscher, sondern vor allem an den geschichtlich interessierten Bürger der Stadt. Ihn will sie vor allem erreichen und ihm Wissens- und Bemerkenswertes über die Geschichte seiner unmittelbaren Umgebung mitteilen. Über die Straßen und Plätze, auf denen er sich täglich bewegt, über die Bauten, an denen er vorbeigeht oder in denen er wohnt, arbeitet oder feiert. Der Bürgerschaft ebenso wie den kommunalen Behörden und den Mandatsträgern also soll die Gelegenheit gegeben werden, die Geschichtsdenkmäler ihrer Stadt, für deren Schicksal sie letztlich die Verantwortung tragen, besser kennen- und verstehen zu lernen.

Im ersten Band mit dem Untertitel »Einführung — Bauten in öffentlicher Hand« findet der Leser zunächst einen längeren einleitenden Text, in dem versucht wurde, die Stadtgeschichte aufgrund vorhandener Literatur und der Ergebnisse unserer Untersuchungen von ihren präurbanen Anfängen im 12. Jh. über das Ereignis der Stadtgründung um das Jahr 1260/70 herum bis in die jüngere Gegenwart abrißartig zu schildern. — Wir verfolgen die Geschichte anhand der Bauwerke, die sie in der Stadt hinterließ: Das 14. Jh. mit dem frühen bürgerlichen Massivbau, das 15. Jh. als Zeit größter Blüte und Expansion, in der man die Häuser der Kernstadt aufstockte, einen neuen Stadtmauerring um die wachsenden Vorstädte errichtete. Das 16./17. Jh. mit politisch und wirtschaftspolitisch verursachten Stagnationen im Bauwesen — und schließlich dem wirtschaftlichen Zusammenbruch im Dreißigjährigen Krieg. Die langsame Erholung gegen Ende des 17. Jhs., die sich vor allem in der Renovierung und Erneuerung von Sakralbauten niederschlug. Schließlich auch die zögerlichen baulichen Entwicklungen im 19. Jh., in dem sich die einstige herzoglich-bayerische Grenzstadt als kleine Garnisonsstadt im Königreich Bayern zurechtfinden mußte.

Der zweite Teil des Bandes ist den Bauten in öffentlicher Hand gewidmet. Die abgegangene Burg als Keimzelle des Ortes bildet hier den Anfang, dann folgen die baulichen Reste der Stadtmauern mit ihren ehemals 43 Türmen. Ihre Geschichte wird von der Entstehung im Spätmittelalter bis hin zu den Restaurierungen des 19. und 20. Jhs. nachgezeichnet. Dann schließt sich ein Kapitel über das Rathaus an, in dem seine komplizierte Baugeschichte nachgezeichnet und seine Ausstattungen vorgestellt werden. Ein anderes Kapitel ist den Bauten sozialer Fürsorge gewidmet: das bürgerliche Hl. Geist-Spital mit der abgegangenen Spitalkirche, das Bruderhaus und das Blatternhaus werden als karitative Einrichtungen der Kommune beschrieben. Es folgen die großen stadt eigenen Wirtschaftseinrichtungen wie die Mühlen, die bereits erwähnte Färberei und schließlich auch die Lagerbauten für das Salz, die als gebaute Zeugnisse von diesem, einst für die Stadt lebenswichtigen Handelszweig zeugen. Mit einem Bericht über technische Bauten der historischen Stadt, die der Wasserversorgung und der Nutzung von Wasserenergien dienten, und der Geschichte der Lechbrücken schließt der erste Band.

Da die Manuskripte auch für die folgenden Landsberger Inventarbände bereits vorliegen, wird das nächste Buch voraussichtlich bereits im April/Mai des kommenden Jahres erscheinen können. Es ist den Bürgerhäusern der Alt-

stadt gewidmet; hier werden die Privatbauten innerhalb der Stadtmauern beschrieben. Von der Geschichte der Häuser und früheren Bewohnern wird berichtet, alte Ansichten und Baupläne belegen frühere Zustände, Photographien halten das heutige Erscheinungsbild der Bauten und ihrer Ausstattung fest.

Dann folgt — hoffentlich auch im kommenden Jahr, vielleicht als Weihnachtsgabe — der Band über die Kirchen der Altstadt, unter denen die Stadtpfarrkirche den größten Raum einnehmen wird, gefolgt vom Jesuitenkolleg und Ursulinenkloster mit ihren Kirchen. — Und schließlich ist noch ein vierter Band über die Vorstädte und eingemeindeten Dörfer geplant, er soll spätestens 1997 erscheinen. — Wenn dieser Zeitplan auch finanziell durchgehalten werden kann, konnte bei der Bearbeitung eine rekordverdächtige Bearbeitungszeit von jeweils nur zweieinhalb Jahren pro Band eingehalten werden.

Bei den Hinweisen auf die Inhalte der Bände werden die Mitglieder des Historischen Vereins und Leser der Geschichtsblätter festgestellt haben, daß ihnen bereits einiges davon in den vielen Vorträgen, Führungen oder Aufsätzen von den Bearbeitern des Inventars vorgestellt wurde. Sie werden daher auch wissen, daß das umfängliche Arbeitspensum von einem Team von schreibenden, recherchierenden, photographierenden oder zeichnenden und vermessenden Kollegen und Kolleginnen geleistet wurde und nur so ein vertretbarer Zeitrahmen für die Bearbeitung des Materials eingehalten werden konnte. Für diese Kollegenschaft durfte ich hier nur stellvertretend sprechen. Und ihnen möchte ich hier am Schluß meiner Ausführungen ein besonders herzliches Dankeschön für die Arbeit am Buch und dessen Fertigstellung sagen. Dank gilt auch den Graphischen Betrieben Lipp für die Herstellung des Bandes und dem Deutschen Kunstverlag für den Vertrieb. Ob das Buch gelungen ist, mögen die Leser beurteilen.

Die Bedeutung des Salzhandels für die bayerische Grenzstadt Landsberg

Von Klaus Münzer

I. Die Salzhandelsstadt Landsberg im Mittelalter

Salz als Fernhandelsgut

»Auf Gold kann man verzichten, nicht aber auf Salz« schrieb der Römer Flavius Cassiodorus, ehemals Kanzler des Gotenkönigs Theoderich, im Jahre 537 nach Christus. Salz brauchte man im Mittelalter nicht nur zum Würzen der Speisen. Genauso notwendig war es zur Käseherstellung oder zum Konservieren, wie etwa zum Einpökeln von Fleisch für die Bevorratung oder zum Einsalzen von Fisch für den Transport ins Landesinnere. Aber auch das Handwerk konnte auf das »weiße Gold« nicht verzichten. So salzten die Gerber die Häute ein, um sie zu Leder weiterverarbeiten zu können, und die Färber brauchten Salz als Bleich- und Bindemittel.

Da das Salz im Landesinneren — im Gegensatz zum Meersalz für die Küstenbevölkerung — nur in wenigen Lagerstätten auftrat, war es eines der ersten und wichtigsten Fernhandelsgüter überhaupt. Im Frühmittelalter wurde fast das ganze meerferne südliche Mitteleuropa von der großen Saline Reichenhall aus mit Salz versorgt. (Für das »reiche Salz« von Reichenhall war das »arme Salz«, das im Salzburgischen bei Hallein sehr verdünnt aus den Quellen am Dürrnberg zutage trat, zunächst keine Konkurrenz.) Auf Schiffen gelangte es die Salzach und den Inn abwärts bis Passau und dann mit Saumpferden über den »Goldenen Steig« nach Böhmen; im Westen waren Schwaben, die Schweiz, das Oberrheingebiet und das Elsaß salzlos.

Der Transport nach Westen war aber beschwerlich, da die Straßen schlecht und die nordwärts zur Donau strömenden Alpenflüsse meist nur an Furten — und auch das nur bei niedrigem Wasserstand — zu überqueren waren, so daß Großtransporte mit Wägen kaum möglich waren. Ein Säumer aber konnte sein Saumtier — Pferd oder Maultier — mit nicht mehr als zwei »Scheiben«, das sind zusammen drei Zentner, oder einer entsprechenden Anzahl von Säcken beladen. So ist es verständlich, daß der Bau einer Brücke

über den unberechenbaren, reißenden Lech für den Ost-West-Handel eine einschneidende Verbesserung bringen mußte.



Säumerzug mit Saumpferden

Dazu kam ein technischer Fortschritt in der Entwicklung des Pferdegeschirrs: Durch das auf den Pferdeschultern aufsitzende Kummet verbesserte sich die Zugkraft eines Gespannes erheblich, wozu auch der Hufbeslag der Pferde beitrug, der die mit Stollen versehenen Hufeisen auf aufgeweichten, holperigen oder gefrorenen Wegen besser trittfassen ließ. Das führte zu einer Leistungssteigerung, die

sich auch transportkostensenkend auswirkte: Während sich zum Beispiel zur Römerzeit die Kosten des Landtransportes alle 150 Kilometer verdoppelten, so scheinen sie im 13. Jahrhundert auf gleichlanger Wegstrecke nur um 30 % zugenommen zu haben. Auch das Wagnerhandwerk hatte die Fahrzeuge durch bewegliche Vorderachse und vierrädrige Wagen statt zweirädriger Karren verbessert.¹

Heinrich der Löwe baut »Landesburch« und Lechbrücke

Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und auch — seit 1155 — von Bayern, war 1155 auch mit der Vogtei über die Reichsabtei Wessobrunn beliehen worden, deren Besitzungen sich vom Peißenberg im Süden über den Landsberger Raum bis Geltendorf und Moorenweis im Osten und Prittriching und Heinrichshofen im Norden erstreckten². 1158 ließ der Herzog die Isarbrücke bei Oberföhring, wo der Bischof von Freising den einträglichen Brückenzoll kassierte, rechtswidrig abbrechen und errichtete weiter südlich, auf seinem Gebiet, eine neue Brücke bei einer klösterlichen Siedlung »ze den Munichen«, woraus sich die Stadt München entwickelte.

Im Zuge dieser Verlegung der Salzstraße von Oberföhring nach München ließ Heinrich der Löwe auf dem Landsberger Schloßberg, — wo sich bereits ein Ansitz welfischer Ministerialen, der Herren von Phetine (Pfetten) befand, — eine Burg errichten und gleichzeitig unterhalb von ihr eine Brücke über den Lech bauen, über die nun der wichtige Handelsweg, die Salzstraße, geführt wurde. Diese verband nun auf direktem Wege die Saline von Reichenhall über Wasserburg (Innübergang), München (Isarbrücke) und Landsberg (Lechbrücke) mit den welfischen Besitzungen in Schwaben und dem Hauptstapelplatz Memmingen, von wo aus das Salz über Ravensburg zum Bodensee und in die Schweiz, und über Biberach nach Westen weitertransportiert wurde. Unklar bleibt dabei, ob Herzog Heinrich einen bei der Burg seines Onkels Welf VI. in Kaufering gelegenen Flußübergang nach Süden verlegte, um damit — wie bei München — den Brückenzoll an sich zu ziehen. Immerhin spricht für die Annahme eines ehemaligen Lechübergangs bei Kaufering, daß hier der Lechhang weniger steil und deshalb leichter als bei Landsberg zu überwinden ist, was übrigens im 19. Jahrhundert auch den Ausschlag für die Trassenführung der Eisenbahn über Kaufering, statt über Landsberg gab.

In der Beurteilung der Absichten Heinrichs des Löwen bei der Verlegung der Salzstraße und beim Ausbau Münchens und der Landsberger Burg gehen die Meinungen der Wissenschaftler auseinander. Für Heinrich Wanderwitz sind der Ausbau beider Orte zusammenhängende planvolle Aktionen, die, in Korrelation mit Heinrichs Klosterpolitik in Südwestbayern, die östliche Sicherung seiner schwäbisch-westbayerischen Besitzungen abschloß³. Ruth Hildebrand sieht darüber hinaus einen umfassenderen Plan des Welfenherzogs, die wichtigen Salzhandelsrouten herrschaftlich in den Griff zu bekommen⁴. Andreas Kraus hält dagegen eine zielstrebige Territorialpolitik Heinrichs in seinem bayerischen Herzogtum für nicht erwiesen⁵. Unbestritten ist jedoch die Schutzfunktion der Landsberger Burg für den Lechübergang der Salzstraße.

Burg und Brücke unter Staufern und Wittelsbachern zwischen 1180 und 1315

1180 kam mit der Absetzung Heinrichs des Löwen — wegen verweigerter Teilnahme am Italienfeldzug Kaiser Friedrich Barbarossas — das Herzogtum Bayern an Otto von Wittelsbach. Das Reichskloster Wessobrunn jedoch, dessen Vogtei Heinrich der Löwe ausgeübt hatte, fiel ans Reich zurück und damit an den Stauferkaiser, der 1191 auch noch die welfischen Besitzungen in Schwaben und am Lechrain von Heinrichs Onkel, dem alten Welf VI., erbte⁶.

Wann die Vogtei über das Kloster Wessobrunn und dessen Ländereien um Landsberg an die Wittelsbacher übergingen, läßt sich nicht genau festlegen. Doch 1231 besaßen die Wittelsbacher bereits die gesamte Hauptvogtei über das Kloster Wessobrunn⁷. 1246 aber ging der Lechrain um Landsberg wieder an den Stauferkönig Konrad IV., und zwar als Mitgift seiner Braut Elisabeth, einer Tochter des Bayernherzogs Otto V. Nach Konrads Tod 1254 erbte ihn sein Sohn Konradin, der letzte Staufer. Dieser verpfändete diese Ländereien an seinen Onkel und Vormund, den bayrischen Herzog Ludwig II., den Strengen, so daß bereits 1261 der erste herzogliche Richter auf der Burg Landsberg erwähnt wird⁸. Als der junge Konradin (16 J.) nach seinem gescheiterten Heereszug nach Italien auf dem Marktplatz von Neapel enthauptet worden war, fiel das »Konradinische Erbe« am Lech 1268 endgültig an den Wittelsbacher. In diesen Jahren sicherte der Herzog sein Territorium gegen das Hochstift Augsburg ab, indem er 1264 die Stadt Friedberg gründete und die Lechstädte Schongau und Füssen 1268 von Konradin erbte. In diese Jahre oder kurz danach fiel wohl auch die planmäßige Gründung der Stadt Landsberg durch den Herzog. Nun war die Stadt aber nicht nur Brückenort, sondern auch Grenzstadt Bayerns gegen das Hochstift Augsburg.

Wie wichtig die Einnahmen des Herzogs aus dem Salzzoll an der Landsberger Lechbrücke waren, geht aus einem Vergleich der herzoglichen Einkünfte aus dem Stadtgericht Landsberg (»de iudicio civitatis in Lantsperch«) um 1280 hervor: Die Einnahmen aus dem Salzzoll an der Brücke betragen mit 200 Pfund Augsburger Pfennigen das vierfache der Stadtsteuer Landsbergs an den Herzog und fünfmal soviel wie Wagenpfennig und Floßzoll zusammen⁹.

Ludwig der Bayer stiftet der Stadt den Salzpennig am Bayertor

Die Bürger von Landsberg hatten im Jahre 1315 durch ihren Widerstand gegen das belagernde Heer des Habsburgers Leopold ihrem Herzog und König Ludwig dem Bayern genug Zeit gewonnen, um bei Augsburg ein Heer zu sammeln, mit dem er den Angreifer zum Rückzug zwingen und für sich Herzogtum und Reichskrone gegen seinen Gegenkönig Philipp den Schönen von Österreich gewinnen konnte. Die junge Stadt Landsberg, wohl überwiegend aus Holz gebaut, brannte dabei bis auf die Burg nieder. Zum Wiederaufbau und zur Befestigung der zerstörten Stadt verließ ihr der König neben dem Ungelt, einer für hereinkommende Waren erhobenen Steuer, den Wagenpfennig.

¹ Hocquet, Jean-Claude: Weißes Gold. Das Salz und die Macht in Europa von 800 bis 1800. Aus dem Französischen von Gerda Kurz/Siglinde Summerer, Stuttgart 1993, S. 169.

² Fried, Pankraz/Hiereth, Sebastian: Landgericht Landsberg und Pfliegergericht Rauhenlechsberg, in: Historischer Atlas von Bayern, Band 22/23, München 1971, S. 28.

³ Wanderwitz, Heinrich: Studien zum mittelalterlichen Salzwesen in Bayern, München 1984, S. 232.

⁴ Hildebrand, Ruth: Studien über die Monarchie Heinrichs des Löwen, Diss. Berlin 1931, S. 70 ff.

⁵ Kraus, Andreas: Heinrich der Löwe und Bayern, in: Heinrich der Löwe, hg. v. Wolf-Dieter Mohrmann (= Veröff. d. Niedersächs. Archivverwaltung 39), Göttingen 1980, S. 210.

⁶ Güterbock, Ferdinand: Der Prozeß Heinrichs des Löwen, Berlin 1909; und: Bosl, Karl: Die Reichsministerialität der Salier und Staufer (= Schriften der MGH 10), Stuttgart 1950–1951, Karte 5.

⁷ Höppl, Reinhard: Die Traditionen des Klosters Wessobrunn, München 1984, S. 160.

⁸ Fried/Hiereth: a. a. O., S. 89f, und: Fried, Pankraz: Die Anfänge der Stadt Landsberg am Lech, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft, München 1968, S. 396, Nr. 10.

⁹ Fried 1968, S. 396, Nr. 12.

Dieser wurde am Lechthor, »do man ze Landesperch über den Laech auz faert«, von allen nach Schwaben fahrenden Wagen kassiert und sollte zum Unterhalt der Straße dienen, während für die Lechbrücke selbst der Herzog zuständig war. Außerdem gab Ludwig der Stadt alle Rechte, die er selbst und seine Vorgänger der Hauptstadt München verliehen hatten¹⁰.

Waren die auf der Salzstraße nach Schwaben ausfahrenden Salzfuhrer am Aufkommen dieses Wagenpfennigs schon erheblich beteiligt, so galt dies noch mehr für die Gunst, die der König der Stadt im Jahre 1320 gewährte: Von je drei Scheiben Salzes, ebenso von drei Galveyen Salz, »die von unserem Lande ze Baym ze dem Obern Tore in die Stat ze Landsperch gefürt werden«, sollen die Landsberger einen Pfennig nehmen. Davon sollen sie die Stadt bauen und bessern, wo dies nötig sei¹¹. Das »Obere Tor«, an dem damals der »Salzpfennig« kassiert wurde, war der Schmalzturm, das »bayerwärts« gerichtete Haupttor der ersten Landsberger Stadtbefestigung. Ab 1425, als die zweite Stadtbefestigung Leitenberg und Schloßberg einbezog, wurde der Salzpfennig am Bayertor eingenommen.

Die Scheibe, ursprünglich wohl noch in Scheibenform hergestellt, war seit dem 15. Jahrhundert ebenfalls ein Hohlmaß für in feuchtem Zustand festgestampftes Salz. Die Scheibe war damals die im Fernhandel übliche Salzmenge, die als doppelter Kegelstumpf in einem nach unten und oben konisch zulaufenden Holzkübel transportiert wurde und drei »Fuder« faßte. Das handelsübliche Fuder wog etwa 23 kg, so daß eine Scheibe fast anderthalb Zentner wog¹³. Das Holzgefäß, das andernorts, z. B. in Donauwörth, auch Kufe genannt wurde, aber auch dessen Inhalt wurde also als Scheibe bezeichnet. Das Gefäß hatte einen unteren Durchmesser von 1 Schuh 5 Zoll und einen oberen von 1 Schuh 11 Zoll und faßte etwa 92,5 Liter¹⁴. Eine noch größere Maßeinheit war das Faß, das etwa 3 Scheiben entsprach. Ein Saumroß konnte zwei Scheiben tragen, ein zweirädriger Karren mit 6, ein zwispänniger Frachtwagen mit 10 bis 17 Scheiben beladen werden, während ein Vierspanner 25 Scheiben oder 8 Fässer ziehen konnte, was einer Nutzlast von 32 bis 34 Zentnern entsprach¹⁵. Bei der Erhebung des Wagenpfennigs am Lechthor wurden »17 Scheiben wie vor Altem fir ainen wagen gerechnet«¹⁶.



Herstellung von »Scheiben« oder »Kufen« in Hallein.

Was ist eine Galvei, was ist eine Scheibe?

Eine Galvei, Galbei oder Galfe war im 13./14. Jahrhundert ein Hohlmaß für Salz oder Getreide und war etwas weniger als eine Scheibe: 4 Scheiben entsprachen 5 Galfen¹².

¹³ Pfisterer, Herbert: Von Fudern, Scheiben und Kröteln, in: Bayerisches Kulturmosaik, Zs. für das kulturelle Leben in Bayern, Heft 3/1993, S. 5. Andere Mengenangaben: »Salz wurde bis etwa 1750 in Scheiben von etwa 1,5 bis 2 Zentner Gewicht gestampft und transportiert« (Waibel, Raimund: Ulm und das Salz, in: Der Ulmer Salzstadel 1592–1992, Staatl. Hochbau- u. Universitätsbauamt Ulm 1992); »Das Salz stampfte man in sogenannte »Salzscheiben«; ein derartiges auch »Kufe« oder »Stück« bezeichnetes hölzernes Gefäß ... wog. ca. 130–150 Pfund« (Seibold, Rudolf: Als Günzburg Residenzstadt war. Fürstenhof, Kapuzinerkloster, Salzstadel. Heimatkundl. Schriftenreihe f. d. Lkrs. Günzburg Bd. 13, Günzburg 1993).

¹⁴ Seibold, a. a. O., S. 127.

¹⁵ Hocquet, Jean-Claude: a. a. O., S. 171 und Vietzen, a. a. O., S. 12.

¹⁶ StadtA LL, Cammerrechnung pro Anno 1636, fol. 40: Salzwagenzoll am Lechthor.

¹⁰ Stadtarchiv Landsberg (= StadtA LL), Urk. 2 v. 16. November 1315.

¹¹ StadtA LL, Urk. 4 vom 1. November 1320.

¹² Vietzen, Hermann: Der Münchner Salzhandel im Mittelalter 1158–1587 (= Kultur und Geschichte VIII), München o. J. (1936), S. 10.



Unten links: ältester Salzstadel mit großen Ladeluken nach Westen.
(Aus der »Landsberger Geburt« um 1470).

Landsberg baut einen Salzstadel und erhält das Niederlagsrecht

Durch die Gewährung des Salzpfennigs hatte die Stadt indirekt einen Anteil am Salzhandel, indem die Salzfuhrleute am Stadttor ihren Obolus in den Stadtsäckel zu entrichten hatten. Am Salzhandel selbst war die Stadt aber noch nicht beteiligt. Um ein Umschlagplatz für das Salz zu sein, benötigte Landsberg das Stapelrecht. Das bedeutet, daß die hereinkommenden Güter hier zum Verkauf feilgeboten und die unverkauften gelagert werden müssen, so daß die Stadtkammer Standgeld kassieren und die Landsberger Handelsleute am Zwischenhandel gut verdienen können. Dieses Stapel- oder Niederlagsrecht, wie es in Bayern genannt wurde, setzte aber die Existenz von Lagerhäusern voraus, in denen die Ware vor ihrer Weiterbeförderung gelagert werden konnte.

München besaß das Salzniederlagsrecht wohl schon seit dem 12. Jahrhundert¹⁷. In der ältesten erhaltenen Fassung des Münchner Stadtrechtes, der »Rudolfinischen Handfeste« vom 19. Juni 1294, bestimmt der Artikel B 187, daß kein »Hohenauer«, d. h. Wasserburger Bürger, Salz nach München führen dürfe¹⁸. Die Wasserburger aber holten das Salz in Traunstein, die Traunsteiner am Ursprungsort, der »Wurzen«, in Reichenhall. Der Einkauf des Salzes in Wasserburg durch die Münchner »Salzsender« — so nannte man die Salzfernhändler — war genau geregelt. Am Montag brachen sie von München auf, am Dienstag nach dem Frühmeßläuten wurde der Salzmarkt in Wasserburg eröffnet, ab Mittwoch Mittag wurde das Salz in München zum Verkauf angeboten. Was bis Donnerstag Mittag nicht losgeschlagen war, wurde eingelagert.

Die Münchner Bürger hatten damals auch das Recht, auf den Salzstraßen nach Schwaben — über Landsberg oder Augsburg — das Salz zu verfrachten, doch mußte sich jeder Salzsender für das ganze Jahr auf nur eine Richtung (Einkaufs- oder Verkaufsrichtung) festlegen. Kaiser Ludwig der Bayer bestätigte den Münchnern am 6. November 1332 in einer goldenen Bulle das Salzniederlagsrecht, nachdem es den manchmal aufsässigen Münchnern wohl für einige Zeit entzogen worden war. Nach dieser Urkunde durfte das Salz zwischen Landshut und dem Gebirge nur in München über die Isar geführt werden. Dort sollte es niedergelegt werden, um von Münchner Bürgern oder Gästen ohne weitere Niederlegungen nach Schwaben ausgeführt zu werden¹⁹. Daraus folgt, daß Landsberger Bürger als »Gäste« das Salz zwar in München kaufen und nach Schwaben führen durften, doch die Stadt Landsberg hatte kein Niederlagsrecht.

Dies änderte sich erst durch den Nachfolger Ludwigs des Bayern, seinen ältesten Sohn Ludwig V., genannt der Brandenburger (Herzog von 1347 bis 1361). Dieser gewährte am Montag vor St. Dionysientag des Jahres 1353 »den weisen lewten dem Rat und der gemain der burger ze lanndsperg unsern lieben von besondern gnaden ..., das sy ainen gemainen Salzstadel in der Stat ze lanndsperg pawen, machen und sezen sullen und mügen«, an welcher Stelle es ihnen am besten dünke, »darein man alles salz, das gen lanndsperg kumbt, legen und verkauffen sol«²⁰. Wenn aber alles nach Landsberg geführte Salz hier gelagert werden muß, dann können Salzhändler aus Schwaben es nicht mehr in der Münchner Salzniederlage holen, sondern müssen es in Landsberg kaufen.

¹⁷ Vietzen, a. a. O., S. 18.

¹⁸ Vietzen, S. 15.

¹⁹ StadtA LL, Rechtsbuch der Stadt, fol. 96.

²⁰ StadtA LL, Rechtsbuch fol. 102: Die Originalurkunde liegt nicht im Stadtarchiv.

Den Salzstadel errichteten die Landsberger vor der Mauer ihrer Stadt an der Hinteren Salzgasse, an deren Stelle damals aber wohl noch ein Stadtgraben floß. So mußten die Salzfuhrwerke, von der Vorderen Salzgasse kommend, beim damaligen »Schweizertor« über diesen Graben fahren und von Westen, von der heutigen Schranngasse her, das Salz abladen. (Der Mühlbach wurde erst nach 1364 vor der Stadt und um den Salzstadel herumführend angelegt).

Landsberg als Konkurrent Münchens um die Salzniederlage

Da die Gewährung des Niederlagsrechtes von der Gunst des Landesherrn abhing, konnte dieser die Gewährung oder den Entzug dieses Rechts als politisches Druckmittel gebrauchen. So war den Münchnern von Kaiser Ludwig dem Bayern das Niederlagsrecht zweimal entzogen und zweimal — 1332 und 1347 — wieder bewilligt worden. Die Gründe für den Entzug sind nicht überliefert, doch waren damals Unstimmigkeiten zwischen bayerischen Städten und dem Landesherrn als Stadtherrn keine Ausnahme. So ist zum Beispiel von Landsberg bezeugt, daß Herzog Ludwig der Brandenburger 1354, also ein Jahr nach Gewährung der Salzniederlage, Rat und Bürger der Stadt lossprach von den Forderungen seines Landpflegers Hilpolt von dem Stein, die dieser wegen der »Stöß und Auflauf« der Bürger erhoben hatte, und in einem »Quitbrief« bestätigte der Herzog den Bürgern, daß er ihnen den Auflauf nun und künftighin nimmer entgelten wolle²¹. Einen ähnlichen Quitbrief stellte Herzog Johann II. für sich und im Namen seines Bruders Stephan III. 1383 den Landsbergern nach einem Auflauf gegen den herzoglichen Pfleger Otto den Pienzenauer und die »vest ze lanndsperg« aus, allerdings nachdem die Landsberger 600 Gulden Buße gezahlt hatten²². Einen Monat später gab Stephan III. den Landsbergern das entzogene Niederlagsrecht zurück (siehe unten!)²³.

Doch nun zurück zur Situation nach dem Tode Ludwigs des Brandenburgers! Dessen Sohn Meinhard war noch nicht ganz volljährig, als er 1361 das Erbe in dem Teilherzogtum Oberbayern-Tirol antrat. Zunächst bestätigte und erneuerte er der Stadt Landsberg in Aichach am St. Dionysientag (9. Oktober) 1361 alle Privilegien und Rechte, die sie von seinen Vorgängern erhalten hatte, und bestätigte Anfang 1362 auch förmlich das Niederlagsrecht²⁴. Doch der unerfahrene und willensschwache junge Herzog wurde bald »zum Spielball der widerstreitenden Interessengruppen seiner Erbländer. Seine kurze Regierungszeit war von inneren Wirren, Adels herrschaft und nachbarlicher Einmischung gekennzeichnet«²⁵. So nahm ihn sein Onkel, Herzog Stephan II. von Niederbayern, am 16. Juni 1362 gefangen und wies ihm München als Aufenthaltsort zu²⁶. So wundert es nicht, daß sich Meinhard bei den Münchnern auf Kosten der Landsberger beliebt machen wollte. Am St. Michaelstage (29. September) 1362 beurkundete er in München, daß die Salzniederlage ihm und seinem Land nirgendwo so nützlich sei als zu München, »und da von widerrufen Wir den brief, den wir unsern burgern ze Lantsperg ueber die selben niderlag bis an unser gnad geben heten«²⁷. Die Münchner konnten nun also wieder ohne Stapelplatz in Landsberg ihr Salz nach Schwaben bringen oder es in München an schwäbische Händler und Fuhrleute verkaufen und am Zwischenhandel verdienen.

Der junge Herzog Meinhard starb am 13. Januar 1363. Bereits sechs Wochen später huldigten die oberbayerischen Landstände seinem Onkel Stephan II., der Ober- und Niederbayern wieder vereinigt hatte, am Sonntag Reminiscere zu Freising. Und nur 5 Tage später, am Freitag vor Oculi, bestätigte er in München seinen lieben, getreuen Bürgern von Landsberg alle ihre überkommenen Rechte »in aller der maß und weis«, wie er sie den Bürgern von München bestätigt hatte²⁸. Noch weiter ging Stephan am Veitstag des folgenden Jahres 1364: Die Salzniederlage sollten die Landsberger fortan ewiglich behalten in der Weise, daß kein Gast aus Schwaben durchfahren darf, sondern er muß das Salz in Landsberg kaufen; und jede gegenteilige Urkunde solle gegenüber dieser keine Geltung haben. Auch gewährte er den Landsbergern die Gnade, einen Mühlschlag um die Stadt herum anzulegen, wo es ihnen am besten passe²⁹. Die Wiedergenehmigung des Stapelrechtes für Landsberg bedeutete allerdings nicht, daß dieses die Münchner an die Landsberger verloren hatten, aber sie mußten sich nun mit den Lechstädtern in den Transithandel teilen, da ihnen die schwäbische Kundschaft verlorengangen war. Den schwäbischen Reichsstädten — hier vor allem der Stadt Memmingen, der eine wichtige Verteilerrolle für den Weitertransport des Salzes zum Bodensee, in die Schweiz und ins Württembergische zukam — wäre es natürlich lieber gewesen, wenn sie um Salz bis München hätten fahren dürfen und auf der Hinfahrt den Münchner Weinmarkt mit Neckarwein hätten versorgen können. So aber verdienten die Landsberger Kaufleute noch zusätzlich am Transitgeschäft mit Wein, der ja in Altbayern Mangelware war. Der westliche Teil des Landsberger Hauptplatzes hieß übrigens noch im 17. Jahrhundert der Weinmarkt, und vor dem 30jährigen Krieg gab es in Landsberg 26 Weingaststätten, aber nur 14 Bierbrauer³⁰.

Die Münchner aber gaben nicht auf, und vier Jahre später, am 17. Dezember 1368, erreichten sie von Herzog Stephan II. und seinen Söhnen Stephan und Friedrich den Widerruf des »auf ewiglich (!)« den Landsbergern verliehenen Niederlagsrechtes in einer aus München an die Landsberger adressierten Urkunde: Die Herzöge lassen die Landsberger wissen, daß Rat und Bürger von München mit älteren Briefen und Urkunden nachgewiesen hätten, daß von alters her sie, die Münchner, die Salzniederlage besessen hätten, nicht aber die Landsberger. Deshalb befehlen die Herzöge den Landsbergern »mit ganzem ernst und fleizz«, künftighin die Reichsstädte und auch alle anderen mit keiner Niederlegung des Salzes zu behindern³¹. Mit den Reichsstädten waren offensichtlich die schwäbischen, vor allem wohl Memmingen, gemeint, die wohl nachdrücklich bei den Herzögen »antichambriert« hatten.

Nach dem Tode Herzog Stephan II. am 19. Mai 1373 veränderte sich aber die politische Großwetterlage. Im Städtekrieg der Reichsstadt Augsburg gegen den bayerischen Herzog hatten die Reichsstädter 1372 bereits den Markt Sandau zerstört, sie mußten aber vor den Mauern Landsbergs abziehen. Die Bedeutung Landsbergs als Grenzstadt wurde dadurch offensichtlich, zumal, als sich 1376 vierzehn schwäbische Reichsstädte zum Schwäbischen Bund zusammenschlossen, da Stephan III. sich ein Jahr zuvor mit dem Hauptfeind der Städte, Graf Eberhard von Württemberg, verbündet hatte. Vor diesem politischen Hintergrund muß man die Gunstbezeugungen verstehen, die den Landsbergern in jenen Jahren zuteil wurden. 1373 schon hatten sie von Stephan III. den zollfreien Veitmarkt erhalten, und am 7. Juli 1376 gewährten Stephan und sein jüngerer Bruder Johann eine weitere Vergünstigung: Da die

²¹ StadtA LL, Rechtbuch fol. 102.

²² StadtA LL, Rechtbuch fol. 109.

²³ StadtA LL, Rechtbuch fol. 109–109'.

²⁴ StadtA LL, Rechtbuch fol. 103; und: Vietzen, a. a. O., S. 28.

²⁵ Spindler, Max: Handbuch der bayerischen Geschichte, Band II, München 1988, S. 211.

²⁶ Spindler, a. a. O., S. 212.

²⁷ Monumenta Boica Bd. 35, Teil II, München 1849, S. 110.

²⁸ StadtA LL, Rechtbuch fol. 104.

²⁹ StadtA LL, Urk. 33 vom 15. 6. 1364, und: Rechtbuch fol. 104–104'.

³⁰ StadtA LL, Kriegsakten 30j. Krieg, Nr. 75; Ratsprotokoll 1630, fol. 69.

³¹ Monumenta Boica Bd. 35, S. 121.

Landsberger ihnen »geweiset« hätten, daß sie nicht wie andere bayerische Städte das Salz in Reichenhall, sondern in München laden müßten, gewähren die Herzöge ihnen nun die freie Durchfahrt bis zur Saline in Reichenhall. Allerdings sollen sie nur solches Salz laden, daß sie auf eigene Rechnung gekauft haben, nicht aber im Namen eines Ausländers. (Gemeint sind natürlich schwäbische Salzhändler!) Auch als Teilhaber dürfen die Landsberger keinen Ausländer nehmen. Wer diese Einschränkung aber nicht beachte, werde an Leib und Gut — das heißt Beschlagnahme der Fracht! — gestraft werden³².

Fünf Jahre später, 1381, bestärken die beiden Herzöge ihren Landsbergern dieses Durchfahrtsrecht noch: sie dürfen um Salz gen Reichenhall »durch unser land, Stet und Sloß«, wie oft und wann sie wollen, ohne daß die von München, von Wasserburg, von Burghausen, von (Reichen)Hall und von (Neu)Ötting sie daran hindern dürfen. Allerdings könne diese Gnade widerrufen werden, wenn sie den herzoglichen Zölln und Mauten, Land und Leuten schädlich wäre³³.

In der Folgezeit nahm aber Herzog Stephan III. den Landsbergern wieder ihr Niederlagsrecht, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem oben erwähnten Aufruhr gegen den herzoglichen Pfleger Otto den Pienzenauer auf der Burg. Nachdem der Streit aber geschlichtet und die Stadt dem Herzog Johann 600 Gulden »zu pesserung und zu ablegung« gezahlt hatte, gab dessen Bruder Stephan III. einen Monat später, am 21. September 1383, der Stadt das entzogene Niederlagsrecht wieder zurück. Der Text der Urkunde ist aus zwei Gründen interessant: Zur Begründung der Bewilligung wird nämlich die besondere Belastung Landsbergs als Grenzstadt angeführt: »die gepreden die sy lange zeit bis her gehabt habent in manigerlay sachen mit wachten, kuntschaft und vil andern sachen davon, daß sy an dem gemerkt [= Grenze] gelegen sind« und nicht frei und sicher nach Schwaben Handel treiben könnten. Zum zweiten ist die daraus abgeleitete Begünstigung der Landsberger von Bedeutung: Der Herzog genehmigt ihnen nämlich, ehe daß sie zu größerem Verderben kämen, die Niederlage des Salzes, die er ihnen genommen hatte; künftig dürfe kein Gast mit Salz durch Landsberg fahren, und sollten Münchner Salz dorthin bringen, müssen sie es niederlegen und dürfen es dort nur an Landsberger, nicht aber an Auswärtige verkaufen. Die Landsberger aber haben dafür Sorge zu tragen, daß die Fremden stets genug Salz im städtischen Salzstadel vorfinden, damit der herzogliche Salzzoll nicht »darniederliege«. Erstmals wird in dieser Urkunde eigens das Stapelrecht auch für andere Kaufmannswaren erwähnt: »... und was von wein da durchget oder von andrer kauffmanschaft das, es sey leinwant, Gevillig [= Felle, Pelzwerk], oder welicherlay kauffmanschaft das ist, die sol man auch da nider legen«. Nur wenn diese Waren in Landsberg keine Käufer fänden, dürfen sie wieder aufgeladen und weitertransportiert werden³⁴. Dieser wichtigen Urkunde folgte zwei Monate später eine fast gleichlautende, ausgestellt von Herzog Friedrich, Stephans Bruder. Dieser Text geht in zwei interessante Einzelheiten über den Wortlaut von Herzog Stephans Urkunde hinaus, die nicht unerwähnt bleiben sollen. Bei den Beschwerden der Landsberger Bürger wird nämlich auch deren »besorgnuß von krieg, angriff und pfantung« [= Beschlagnahme von Waren] genannt und als Begründung der herzoglichen Gunst »auch daß sy vor[her] von prunst wegen verdorben sind« angeführt³⁵. Das erste ist ein Hinweis auf die Streitigkeiten Bayerns mit dem Schwäbischen Bund, besonders mit Ulm und Augsburg³⁶, das zweite, die Erwähnung eines zuvor in

Landsberg ausgebrochenen Stadtbrandes, ist die einzige erhaltene Nachricht über eine solche Katastrophe in diesen Jahren.

Seit diesen Urkunden von 1383 blieb den Landsbergern das Niederlagsrecht für Salz in ihrem städtischen Salzstadel, während es den Münchnern noch mehrmals, nämlich 1385, 1404, 1561 und 1571, von den jeweiligen bayerischen Herzögen entzogen wurde³⁷. Zwar versuchten die Münchner 1420 noch einmal, den Landsbergern das Niederlagsrecht zu bestreiten, und 1432 waren keine Landsberger zu den Verhandlungen in München mit Augsburg und Memmingen zugezogen worden, als es um die Salzförderung ging, doch ihr Niederlagsrecht blieb unbestritten. Selbst als 1473 Herzog Ludwig der Reiche von Niederbayern, — dem damals Reichenhall gehörte —, im Streit mit seinem oberbayerischen Vetter von diesem die Aufhebung der Landsberger Salzniederlage forderte, konnte er damit nicht durchdringen. Diese Entwicklung im Laufe des 15. Jahrhunderts führte schließlich dazu, daß die Münchner Salzsender sich auf den Salztransport von Wasserburg nach München beschränkten und den Landsbergern den Weitertransport von München nach Landsberg ganz überließen, ohne daß eine besondere Vereinbarung darüber stattfand³⁸.

Im Jahre 1507 bestätigten und erneuerten die Herzöge Albrecht IV. und Wolfgang den Bürgern Landsbergs die Briefe von 1364, 1376 und 1383 nach Abschriften, die vom Landsberger Magistrat nach München auf Anforderung geschickt wurden, denn sie waren »in der herzoglichen Kanzley verlegt und in Originali nicht mehr vorgefunden worden«³⁹.

Dieses seit 1383 unbestrittene Niederlagsrecht war eine wichtige Quelle des Wohlstandes der Stadt. Wie hoch aber die Einnahmen der Stadtkammer und der am Salzhandel verdienenden Bürger war, läßt sich schwer ermitteln, da die Rechnungsbücher der Stadtkammer vor dem 30jährigen Krieg bis auf eines aus dem Jahre 1537 verloren sind. In diesem Jahre 1537 brachte der Salzzoll am Bayertor der Stadtkammer 93 Gulden, 4 Schilling und 26 ½ Pfennige, »Item an Scheiben« [Standgeld im Salzstadel?] 226 Gulden 6 Sch. 14 Pfg., zusammen also 320 Gulden 4 Sch. 10 ½ Pfg. Dazu kam noch der Pflasterpfennig für jeden einfahrenden Wagen am Bayertor und ein Pflaster-, sowie ein Wagenpfennig bei der Ausfahrt am Lechtor, insgesamt 109 Gulden 5 Schilling 19 Pfennige, wovon sicher ein erheblicher Anteil den ein- und ausfahrenden Salzwägen zuzurechnen ist⁴⁰. Der herzogliche Salzzoll, der vor der herzoglichen Lechbrücke vom Zolleinnehmer kassiert wurde, war allerdings erheblich höher: Ein herzogliches Urbar aus der Mitte des 15. Jahrhunderts nennt die Summe von 1400 rheinischen Gulden Salzzoll an der Lechbrücke⁴¹.

Erheblich höher als die städtischen Zölle waren aber die Einnahmen der Bürger aus dem Salzhandel selbst und aus den Bedürfnissen der auswärtigen Salzfuhrleute bei Gastwirten, Bierbrauern, Schmieden, Wagnern, Sattlern, Riemern, Seilern und zahlreichen anderen Handwerkern. Noch 100 Jahre später, zu Beginn des 18. Jahrhunderts, schreibt Michael Wening im Rückblick auf das 15. und 16. Jahrhundert über Landsberg: »... Sonsten ist allhier auch ein Castenamt [= herzogliches Finanzamt], Salzniederlag, und ein zimblische [= zahlreiche] Burgerschaft, welche vor Jahren grosses Gewerb und Handlung [= Handel] geführt mit dem Salz-Verschleiß in die Schweiz und Schwaben. So daß es ein (S)Prichtwort ware: wer in Landten zu Bayrn sich

³⁷ Hocquet, a. a. O., S. 212.

³⁸ Vietzen, a. a. O., S. 29.

³⁹ StadtA LL, im Wortlaut enthalten in: »Stadt Landsbergische Archivs-Beschreibung«, angelegt 1783 vom damaligen Landsberger Stadtschreiber Licentiat Jacob Stückhl.

⁴⁰ StadtA LL, Camerbuch Anno 1537, S. 23–30.

⁴¹ Wanderwitz, a. a. O., S. 249. (Er bezieht sich dabei auf: Kurbayern Äußeres Archiv Nr. 4738, fol. 243 r).

³² StadtA LL, Rechtsbuch fol. 106'; und: Lori, Geschichte des Lechrain, Band II, S. 74.

³³ StadtA LL, Rechtsbuch fol. 107.

³⁴ StadtA LL, Rechtsbuch fol. 109.

³⁵ StadtA LL, Rechtsbuch fol. 109'.

³⁶ Spindler, a. a. O., S. 230.

nider zu lassen gesinnet, soll wünschen, daß er entweder auf Landtsperg oder Rosenheim falle; dann fallet er auff Landtsperg, so fallet er in die Silbergrueb; fallet er auff Rosenheim, so fallet er in die Schmalzgrueb«⁴².

Auf das beginnende 17. Jahrhundert aber hätte dieses Sprichwort nicht mehr gepaßt, denn nun begann ein wirtschaftlicher Niedergang der Stadt, und dieser wurde zu einem erheblichen Teil durch eine entscheidende Veränderung im Salzhandel bedingt, so daß damit ein neuer Abschnitt der Stadtgeschichte beginnt.

II. Monopolisierung des Salzhandels durch den Landesherrn

Erst die Saline, dann der Salzhandel in der Hand des Herzogs

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts hatte sich die wirtschaftliche Situation der bürgerlichen Reichenhaller Sudherren aus mehreren Gründen — Konkurrenz des Halleiner Salzes, fehlendes Geld für Innovation — so verschlechtert, daß ihr Landesherr, Herzog Georg der Reiche von Niederbayern-Landshut, im Jahre 1494 ihre Salzpfannen und die Salinenwaldungen aufkaufen konnte⁴³. Als durch die Primogeniturordnung von 1506 künftige Erbteilungen des wiedervereinigten Herzogtums Bayern verhindert worden waren, gelang es Herzog Wilhelm IV. bis 1509, nahezu alle Sudanteile in seine Hand zu bringen und damit ein Salzproduktionsmonopol in Bayern zu errichten, sowie durch Verbesserung der Sud- und Fördertechnik zwischen 1524 und 1532 einen spürbaren Anstieg der Salzerzeugung zu erzielen⁴⁴.

⁴² Wening, Michael: Beschreibung des Churfürsten- und Herzogthums Ober- und Nidern Bayrn (etwa 1701), S. 130.

⁴³ Herbert Pfisterer, Von Fudern, Scheiben und Kröteln, in: Bayerisches Kulturmosaik, Zs. f. d. kulturelle Leben in Bayern, Heft 3/1993, 5.

⁴⁴ Eckart Schremmer, Gewerbe und Handel, in: Spindler/Kraus (wie Anm. 25) 756 f.

Diese Entwicklung der Salzproduktion mußte das Interesse der herzoglichen Regierung immer stärker auf den gewinnträchtigen Salzhandel lenken, zumal im Laufe des 16. Jahrhunderts der bayerische Hof in immer wachsendere finanzielle Schwierigkeiten geriet. Zur Verwaltung der Finanzen wurde deshalb 1550 die Hofkammer gegründet, ein wichtiger Schritt in der Entwicklung Bayerns vom mittelalterlichen zum modernen Staat. Neben der Kontrolle des Sudwesens erhielt die Hofkammer 1565 den Auftrag, sich in den Kanzleien und Archiven über die Rechtsverhältnisse beim Salzhandel zu orientieren. 1578 und 1579 wurden dann Instruktionen erlassen, die den Absatz des Reichenhaller Salzes in den bayerischen Städten regeln sollten. Gegen Ende der achtziger Jahre vollzog sich dann der Übergang des Salzhandels in herzogliche Regie. Die Niederlagsgerechtigkeiten wurden den Städten allmählich abgekauft⁴⁵. So löste sich z. B. die Münchner Zunft der Salzsender auf und die städtische Salzlegestätte wurde 1587 zum herzoglichen Salzamt⁴⁶.

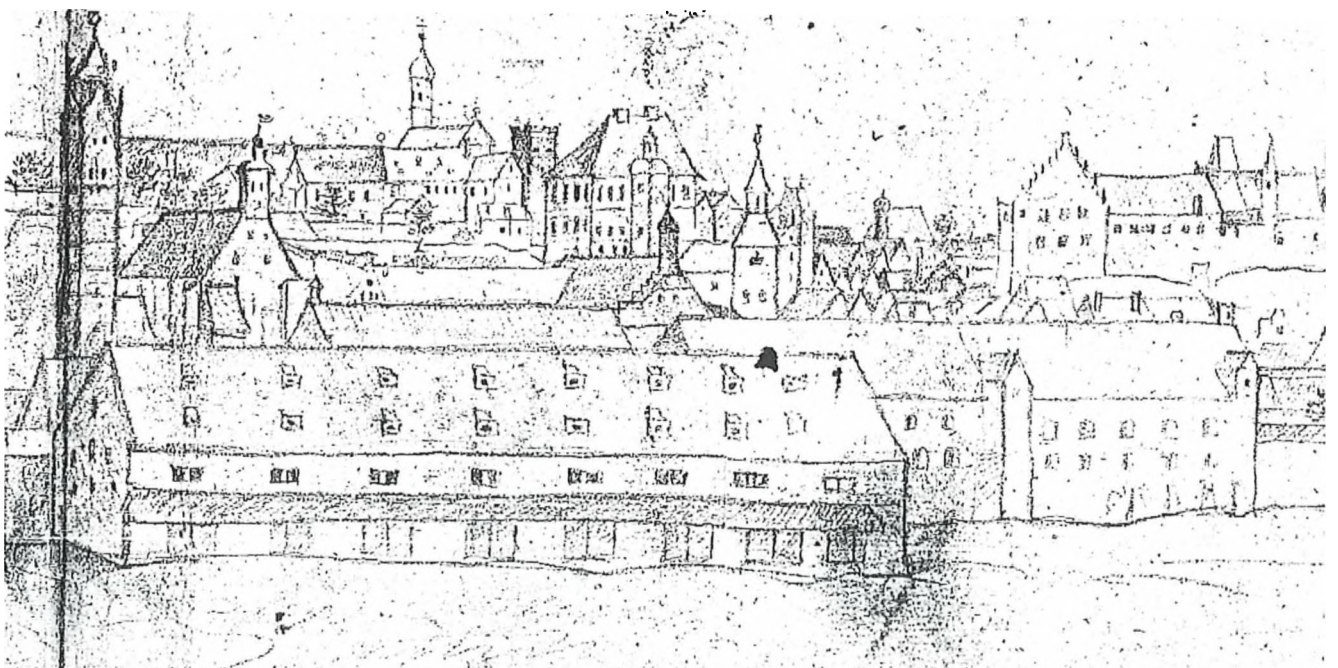
Wann ging das Salzwesen in Landsberg an den Herzog über?

Wann sich dieser Vorgang in Landsberg abspielte, läßt sich archivalisch nicht belegen. Die in neuerer Zeit genannte Jahreszahl 1604 ist aber offensichtlich zu spät angesetzt⁴⁷. Ob der auf Hans Thonauers Stadtansicht im Antiquarium der Münchner Residenz um 1582 abgebildete zweite Landsberger Salzstadel, der »Herzogstadel«, bereits im Auftrage des Herzogs gebaut wurde, läßt sich allenfalls vermuten. Und wann zum ersten Mal die 100 Gulden Jahresmiete für den städtischen alten Salzstadel vom Herzog gezahlt wurden, läßt sich ebenfalls nicht ermitteln, da alle Kammerrechnungen vor 1632 im 30jährigen Krieg — bis auf die von 1537 — vernichtet worden sind. Ob sich das

⁴⁵ Hans Ockel, Die Entstehung des landesherrlichen Salzmonopols in Bayern und seine Verwaltung im 17. Jahrhundert (= Forschungen zur Geschichte Bayerns, Bd. VII, 1899) 9 f.

⁴⁶ Schremmer (wie Anm. 44) 757.

⁴⁷ so auch Herbert Regele, Chronik der Stadt Landsberg am Lech, Landsberg o. J. (21985) 60.



Die zwei herzoglichen Salzstädel: Herzogstadel, vor 1582 (rechts), Lechsalzstadel, um 1631 (links).

Bleistiftzeichnung um 1695 (Ausschnitt)

Jahr 1604 etwa auf den Einzug des herzoglichen Salzamtes in den 1. Stock über dem Brothausgewölbe — das heutige Rathaus — bezieht, läßt sich nirgends belegen. Erst aus der Kammerrechnung von 1632 geht hervor, daß das kurfürstliche Salzamt in der städtischen Behausung am Weinmarkt laut kurfürstlichen Befehls jährlich 60 Gulden Mietzins an die Stadtkammer zu zahlen hatte⁴⁸.

Durchforscht man aber die Matrikelbücher des Pfarrarchivs Mariä Himmelfahrt, so stößt man auf die ersten herzoglichen Amtsinhaber noch im 16. Jahrhundert. Wenn auch die Heirat eines fürstlichen Salzzollners Sebastian Kholer im Jahre 1589 noch nicht auf ein Salzamt, sondern nur auf den Brückenzoll hinweist, so wird bereits der 1591 gestorbene Ruepprecht Bichler als »Ir. F[ürstl]. Drl. in Bayrn gewöster Saltzsendter vnnd Burger zu landtsperg« bezeichnet. 1596 werden bereits zwei »fürstlicher Durchlaucht Salzfactoren« genannt, von denen der eine, Johann Golling, aus Aichach kam, hier in Landsberg bereits 1594 geheiratet hatte und bis 1639 tätig war. Der zweite, Herr Caspar Khimicher, war dagegen ein Landsberger Bürger, saß seit 1595 im Äußeren und seit 1604 im Inneren Rat der Stadt und übte auch das Gewerbe eines Eisenhändlers aus⁴⁹. Er ist übrigens der erste von drei einheimischen Salzbeamten am Ort, während ab 1624 alle — wie auch schon der bereits erwähnte Johann Golling — von auswärts nach Landsberg versetzt wurden. Vielleicht sollte die Betrauung von angesehenen einheimischen Bürgern die Akzeptanz des neu geschaffenen herzoglichen Salzamtes bei der Bevölkerung erleichtern helfen.

Die Auswirkung des Monopols auf die wirtschaftliche Situation in Landsberg im 17. Jahrhundert

Ein undatiertes Doppelblatt ohne Adressat und Absender, auch ohne Titel, fand sich zwischen Aufzeichnungen des ehemaligen Stadtarchivars Josef Johann Schober im Stadtarchiv⁵⁰. Das Wasserzeichen läßt eine Datierung zwischen 1605 und 1615 als sicher erscheinen⁵¹. Es ist der Entwurf einer Antwort auf einen numerierten Fragekatalog, der wohl von der herzoglichen Regierung an den hiesigen Landrichter oder Kastner gestellt worden war. Auf Blatt 2 wird unter Punkt 3 »Salzhandl« über die gegenwärtige Situation der Landsberger folgendes berichtet: »Wolten gern noch etlicher maßen mit salz außer landts handeln, khönnen aber dasselbe so gar nit umb billiche und willige bezalung von den Salzfactorn daselbst überkommen [= an sich bringen], sonder werden ihnen entweder die frembden hierin fürgesetzt [= vorgezogen], oder aber die Factores und die ihrigen verfürens [= schaffen es fort] dermaßen, daß auf den Sambstagen auf das weingeschirr nit salz verhanden ist und [die Fuhrleute] mit lärer fhur zuruckh fharen müeßen. So werden auch die auslendischen durch die Stadlkhnecht mit ungewonlichen Pintdgelt [Bindegeld], als von ieder scheiben ain Kreuzer, sie seyen gebunden oder nicht, und sonst nit geringe beschwerden zugefügt«. Die Landsberger Handelsleute sahen sich also aus dem Zwischenhandel mit Salz ausgeschaltet, da die Salzfactoren die auswärtigen (schwäbischen) Salzhändler direkt belieferten. Es solle aber auch vorkommen, daß die Salzfactoren selbst oder ihnen nahestehende Kunden die Vorräte dermaßen abführen, daß

die mit Wein am Wochenende eintreffenden schwäbischen Fuhrleute kein Salz als Rückfracht mehr vorfinden, so daß sie mit leeren Wägen die Heimfahrt antreten müssen. Außerdem beklagten sich die ausländischen Fuhrleute über die Salzstadelknechte. Deren Aufgabe war es nämlich auch, die durch den Transport beschädigten Dauben und Reifen um die Salzscheiben zu ersetzen und die Scheiben neu einzubinden, wofür ihnen ein Kreuzer Bindegeld zustand. Sie verlangten aber dieses Bindegeld nun auch von intakten Scheiben. Auch die Schmälerung des Weinmarktes wird im weiterlaufenden Text auf die »Verenderung des SalzweSENS« in Landsberg zurückgeführt. Diese komme »nit allein den furleuthen schrecklich und beschwerlich für, sonder [gereiche] auch der Statt mit dem weinmarkht und allen handtierungen, und sogar ihrer D[urchlauch]t intrada [= Einfuhrzoll] zum merkhlichen abbruch und nachteil, anderen umbligenden frembden Stetten aber zum nutz und aufnehmen [= Gewinnzunahme]«. Soweit nur die Klagen über die Folgen des Salzmonopols für den Salz- und den von diesem direkt abhängigen Weinhandel.

Die der Stadt verbleibenden Salzgefälle

Die Stadt verlor allerdings nicht — wie mitunter irrtümlich gefolgert wurde⁵² — den von Ludwig dem Bayern 1320 gewährten Salzzoll am Bayertor, welcher der Stadtkammer bis zur Abschaffung der Binnenzölle im 19. Jahrhundert ungeschmälert verblieb. Aus dem 17. Jahrhundert sind im Stadtarchiv zwei Salzrechnungsbücher der Salzbeamten des kurfürstlichen Salzamtes Landsberg erhalten, und zwar für 1627 und 1683. Aus der Anzahl der aus München angelieferten Salzscheiben und dreischiebigen Salzfüßer läßt sich der am Bayertor eingenommene städtische Salzzoll errechnen. Im Jahre 1627 passierten das Bayertor 82070 Reichenhaller Scheiben und 335 dreischiebige Fässer, außerdem noch 1548 Salzfüßer des Schweizer Kantons Bern, das sind umgerechnet alles in allem 87719 zu verzollende Scheiben. Da der Bayerzollner für drei Scheiben einen Schwarzpfennig kassierte, nahm die Stadt 29235 Pfennig Salzzoll ein. Umgerechnet in das Volksnahrungsmittel Bier — die Maß Schankbier, dunkel, kostete damals 9 ½ Pfennige — ergab das einen Gegenwert von 3077 Maß Bier. Außer dem Salzzoll erhielt die Stadtkammer aber auch von jedem durchs Lechtor ausfahrenden Wagen pro Salzscheibe einen Schwarzpfennig Pflasterzoll, der zwar vom kurfürstlichen Lechzollner kassiert, aber vom Salzamt an die Stadtkammer abgeführt wurde, »wies dan ao. 1610 auch schon also in außgab khomen«, wie es in der Salzamtsrechnung von 1683 vermerkt wird⁵³. Ob diese zusätzliche erhebliche Einnahme vom Salz erst 1610 eingeführt wurde, geht aus dem späteren Text nicht hervor. Immerhin brachte diese Einnahme, für das Jahr 1627 errechnet, mehr als das Dreifache des Salzzolls am Bayertor ein, nämlich bei 79419 Scheiben und 4440 Fässern nach Schwaben und 1595 Bernerischen Salzfüßern bei umgerechnet 97524 Scheiben eine ebenso hohe Einnahme an Schwarzpfennigen mit einem Gegenwert von 10265 Maß Schankbier.

Salzverschleiß in die Stadt Landsberg und ins bayerische Umland 1627

In die Stadt und ins Umland wurden übrigens im Jahre 1627 5155 Reichenhaller Salzscheiben verkauft. Diese gingen teils an die Huckler, das waren Kleinkrämer, die das zerstoßene Salz neben Mehl, Talg für Kerzen, Schmalz u. a. an die Bürger verkauften. Sie wurden auch Fragner, Salz-

⁴⁸ StadtA LL, Cammer Rechnung Anno 1632, fol. 6 r.

⁴⁹ PfA Mariae Himmelfahrt LL, Trauungsbuch I, 36 u. 59; dgl. Sterbebuch I, 24; StadtA LL, Kirchenrechnung 1596, fol. 6r, 20 r, 24 r; Epitaph Bichlers rechts neben dem SW-Portal der Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt, Landsberg.

⁵⁰ StadtA LL, jetzt Fach 117.

⁵¹ Eine chronologische Darstellung der Wasserzeichen der Landsberger Papiermühle vom 16. bis 19. Jahrhundert liegt zur Veröffentlichung beim Verfasser.

⁵² so auch Regele (wie Anm. 47) 60.

⁵³ StadtA LL, Geldrechnung des kurfürstl. Salzamtes Landsberg zum Jahre 1683, fol. 61.

stößler oder Melber genannt, die sich zur Zunft der Huckler zusammengeschlossen hatten. 1625 gab es in Landsberg 19 Huckler, daneben noch 22 »Ausbrüder«, die z. T. ein anderes Gewerbe angenommen hatten, z. T. aber armuthalber die »Huck« nicht mehr betreiben konnten⁵⁴. Daneben war auch noch den Salz- und Mehlweibern der Kleinverkauf vom Magistrat vergönnt, meist armen Witwen, doch durften diese ihr Salz und Mehl nur »unterm Gewölb« verkaufen, womit das nach außen offene Gewölbe unter dem alten Rathaus gemeint war, das damals mitten auf dem Stadtplatz stand und erst 1698 abgerissen wurde.

1628 beschwerten sich die Huckler beim Magistrat über die Salz- und Mehlweiber, daß diese »nit allain am Sambstag, sonder durchgehendt in der wochen bey Iren hauswohnungen Salz, mehl und anders verkhauffen und Inen wider Ire habendte Zunffts Articul starckhen Eintrag thuen«. Die beschuldigten Frauen erklärten, sie verkauften nur, was man bei ihnen zu Hause abhole, und setzten ihrer zwei pro Woche kaum eine Scheibe Salz um⁵⁵.

Von den 5155 Salzscheiben, die 1627 vom Landsberger Salzamt ins bayerische Inland verkauft wurden, gingen 3317 an Landsberger Abnehmer und 1838 ins Umland. 85 Landsberger Bürger und 31 Bürgerinnen werden als Abholer vom Salzamt verzeichnet. Etwa 10 Bürger und ebenso viele Bürgerinnen sind darunter, die jeweils eine größere Anzahl von Salzscheiben kauften (6 bis 18, je einmal 31 und 76 Scheiben von 2 Bürgerinnen). Die meisten Landsberger aber holten einzelne, seltener 2 oder 3 Scheiben ab. Aus der Anzahl geht hervor, daß es sich bei den Salzkäufern nicht nur um Huckler und Salzweiber handeln kann, sondern sich Bürger auch für den Eigenbedarf scheibenweise eindeckten. Die Abnehmer des Umlandes kamen 1627 aus 10 heutigen Landkreisen: Aus dem Landkreis Landsberg 416 Abnehmer aus 91 Dörfern, Weilern und Einöden;

aus dem Landkreis Fürstfeldbruck 90 Abnehmer aus 24 Orten;

aus dem Landkreis Starnberg 37 Abnehmer aus 19 Orten;

aus dem Landkreis Ostallgäu 13 Abnehmer aus 9 Orten;

aus dem Landkreis WeilheimSchongau 16 Abnehmer aus 7 Orten;

aus dem Landkreis München-Land 8 Abnehmer aus 5 Orten;

aus dem Landkreis Unterallgäu 4 Orte, Augsburg 3, Aichach und Dachau je 2 Orte. Größter Abnehmer war die Stadt Schongau mit 342 Salzscheiben.

Der Salzverschleiß ins westliche Ausland

Im Laufe des 17. Jahrhunderts nahm der Salzhandel, unterbrochen nur von den Kriegereignissen der Jahre 1632–33 und 1646–48, stetig zu, so daß bereits 1631 der bayerische Kurfürst in Landsberg einen dritten Salzstadel, nämlich den Lechsalzstadel, unmittelbar neben dem Herzogstadel, jedoch außerhalb der zweiten westlichen Stadtmauer, errichten ließ⁵⁶. Ein Vergleich des Exports von Salzscheiben und -fässern, letztere auf 3 Scheiben umgerechnet, ergibt laut der beiden erhaltenen Salzrechnungsbücher des 17. Jahrhunderts:

1627 gingen 97524 Scheiben über die Lechbrücke ins Ausland und

1683 177634 Scheiben, also fast die doppelte Menge.

Salzrechnung
Vonder Schürft: Dibt in

Dagmar z. Salzweiben in Landtberg, daten
men widerlehdliches Zuntzemen was wurd
wreid vom 25ten Januarj als mit den 10
ten Decembri nach ditzemertzen habe; an ditz
en salzweiben seßewen und salzalt; Man es
en in Einbürg genomen daten in seßewen
Statt Landtberg und wits eandt daten wids
weidseihen-sten in die seßewen ditz salz
weidst wie mit wenigge Exltor ditz wids
tenen ins jnain abgeben worden. Alzales
dazuber noch im ditz welschen ditz
Landt und seßewen ditz ditz ditz
Hölling und ditz ditz ditz ditz
seßewen ditz ditz ditz ditz
ditz ditz ditz ditz ditz
en zite ewereten Landt
Herrn Am. ditz.

1627

Älteste erhaltene Jahresrechnung des kurfürstlichen Salzamtes Landsberg.

An diesem Salzexport beteiligten sich auch einige Landsberger Bürger. 31 Namen sind 1627 verzeichnet, darunter aber nur zwei Abnehmer größerer Mengen, nämlich der Weinzahler Georg Roll mit 350 und Barthlme Khimicher mit 124 Salzscheiben. Die restlichen holten nur gelegentlich mehrere Scheiben, meistens luden sie nur ein bis 2 Scheiben auf ihre Frachtwägen zu.

Das meiste Salz aber wurde von ausländischen Fuhrleuten an den Landsberger Salzstädeln geladen. Die meisten kamen aus schwäbischen Ortschaften, doch nicht wenige aus Württemberg, dem Schwarzwald und vom Oberrhein, sowie aus den Schweizer Kantonen Bern und Basel. Insgesamt werden 390 Herkunftsorte genannt. An der Spitze steht Memmingen, sowohl was die Anzahl der Fuhrleute und Salzsender — insgesamt 98, von denen 29 sowohl Scheiben wie Fässer transportieren — wie auch was die Salzmenge betrifft. Der größte Einzelabnehmer war aber Joseph Schmölz aus Kempten, welcher — z. T. mit für ihn fahrenden Bauern — im Jahre 1627 1177 Scheiben und 1047 Fässer = zusammen 4318 Scheiben aus Landsberg nach Kempten transportieren ließ. Aus Memmingen folgten:

Elia und David Engler mit 696 Scheiben, 802 Fässern = zusammen 3102 Scheiben;

Jacob Wachter mit 1105 Scheiben, 565 Fässern = zusammen 2800 Scheiben;

Abraham Schmidt mit 2524 Scheiben, 82 Fässern = zusammen 2770 Scheiben;

die Vierer von Memmingen mit 2508 Scheiben, 33 Fässern = zusammen 2607 Scheiben;

Hans Jacob Seyfridt mit 685 Scheiben, 560 Fässern = zusammen 2365 Scheiben.

⁵⁴ StadtA LL, RP 1625, fol. 86.

⁵⁵ StadtA LL, RP 1628, fol. 40r f.

⁵⁶ Dagmar Dietrich, Zur Geschichte des ehem. kurfürstlichen »Lechsalzstadels« in Landsberg, in: Die Baumaßnahmen des Jahres 1992, hrsg. v. Stadtbauamt Landsberg 1992, 11.

In der Reihenfolge der Städte, die 1627 vom Salzamt Landsberg Salz bezogen, gilt:

1. Memmingen mit 34001 Scheiben, 3410 Fässern = zusammen 44231 Scheiben;
2. Kempten mit 1219 Scheiben, 1139 Fässern = zusammen 4636 Scheiben;
3. Bern mit 90 Scheiben, 645 Fässern = zusammen 2025 Scheiben;
4. Mindelheim mit 1920 Scheiben;
5. Ochsenhausen mit 1878 Scheiben;
6. Ingoldingen (bei Biberach) mit 1495 Scheiben;
7. Schöneberg (bei Mindelheim) mit 1454 Scheiben;
8. Biberach mit 1288 Scheiben;
9. Aletshausen (bei Mindelheim) mit 1259 Scheiben;
10. Landsberg a. Lech mit 1033 Scheiben, 61 Fässern = zusammen 1216 Scheiben;
11. Saulgau mit 1155 Scheiben;
12. Lindau (Josua Seyfrid) mit 98 Scheiben, 321 Fässern = zusammen 1061 Scheiben.

Weitere Städte waren: Balingen, Basel, Esslingen, Donaueschingen, Furtwangen (Schwarzwald), Gammertingen, Günzburg, Haigerloch, Hechingen, Horb (Neckar), Illertissen, Kaufbeuren, Krumbach, Laupheim, Leutkirch, Marktoberdorf, Meßkirch, Ochsenhausen, Ottobeuren, Rottweil, Schwabmünchen, Schussenried, Sigmaringen, Trossingen, Wangen und Bad Wurzach.

Der Salzhandel mit den schweren dreischiebigen Fässern nach Württemberg, an den Oberrhein und in die Schweiz lag wohl weitgehend in den Händen kapitalkräftiger Salzsender aus Kempten, Memmingen oder der Kantone selbst, die dann mit größeren Fahrzeugkolonnen anrückten. So lud der Kanton Bern am 5. Juli 1627 198 Fässer in Landsberg, wozu mehr als 20 vierspännige Frachtwägen notwendig wären. Es läßt sich ermessen, was an solchen Tagen an Geldern für Kost, Logis und Pferdebetreuung in Landsberg blieben.

Während die Salzunternehmer bei den Gastwirten nächstigten und einstellten, kehrten die einfachen »Scheibenbauern« gern bei den Seilern ein, was aber zu wiederholten Klagen der Gastwirte vor dem Stadtrat führte. So klagten sie 1626, daß die Seiler den Scheibenbauern Hafer verkaufen und deren Rosse einstellen. Die Seiler — so entschied der Rat der Stadt — dürfen pro Woche nur je ein Schaff Hafer in der Schranne kaufen und keine Rösser mehr einstellen. Als zwei Seiler dieses Verbot übertraten, wurden die Roßbarren aus ihren Ställen herausgerissen, sie selbst aber ins Gefängnis geworfen⁵⁷.

Sämer, die das Salz auf den Tragsätteln ihrer Pferde in Scheiben oder Säcken hereinbrachten, werden nur einmal erwähnt, und zwar im Ratsprotokoll für das Jahr 1623⁵⁸: Die Landsberger Huckler setzten beim Magistrat durch, daß die Sämer das Salz nicht mehr an allen Wochentagen hereinführen durften, sondern, »wie von Alters breichig«, nur an den Samstagen, so daß auch die Schwaben das Sämersalz nur am Samstag einhandeln und aus der Stadt führen konnten.

Die Stadt versucht 1633 eine Salzhandelsgesellschaft zu errichten und erhebt Zoll und Fährgeld

Der dreißigjährige Krieg, besonders die Jahre 1632 und 1633, als Landsberg achtmal den Besitzer wechselte, schlug der Stadt tiefe Wunden und vernichtete den Wohlstand ihrer Bürger. Die Lechbrücke wurde, um die Schweden aufzuhalten, 1633 von Otto Heinrich Graf Fugger niederge-

brannt, so daß nur ein schmaler Behelfssteg über den Lech führte⁵⁹. In dieser Situation hielt die Stadt den Durchgangsverkehr wahrscheinlich mit einer Fähre notdürftig aufrecht, verlangte aber dafür ein Überfahrtgeld, und zwar für jede Scheibe Salz 3, für jedes Roß 4 und für jedes Faß Wein 12 Kreuzer. Außerdem schlugen sie auf jede ausgeführte Scheibe Salz noch 8 Kreuzer Zoll drauf⁶⁰. Um die noch verbliebene Finanzkraft ihrer Bürger für den Salzhandel zu bündeln, gründeten die Stadtväter, ohne den Kurfürsten vorher um Genehmigung gebeten zu haben, eine Societät oder Salzgesellschaft, wie sie etwa die Nachbarstadt Mindelheim seit dem Ende des 16. Jahrhunderts besaß und welche dort erst 1618 wieder erneuert worden war⁶¹. In einer vom bayerischen Herzog, Kurfürst Maximilian, verlangten Verantwortung versuchten die Landsberger Stadträte sich zu rechtfertigen⁶²: Die Aufrichtung der Salzgesellschaft — die inzwischen durch kurfürstlichen Inhibitionsbefehl eingestellt worden war — sollte dazu dienen, vom Salzamt zu München Salz einzuhandeln und es in und außer Landes zu verschleifen. Aus dem Münchner Salzamt nämlich hätten »Fürkäufel und Frätschler« (= Zwischenhändler und Aufkäufer) das Salz häufig weggeführt und in Landsberg und auf dem Lande verschlissen, wodurch den hiesigen Hucklern und Salzweibern der Broterwerb entzogen worden sei. Ja, sie hätten sogar das »arme« Salz (d. i. Salz aus Hallein bei Salzburg) von Sämern aufgekauft, in Kufen und Fässer gestoßen, außer Landes geführt und verkauft. Dies habe dem bairischen Salz Abbruch getan, so daß viele Orte in Schwaben, die zuvor Salz aus Landsberg bezogen hätten, das vorteilhaftere Tyrolische Salz (aus Hall bei Innsbruck) vorzögen. Das aber habe dazu geführt, daß die Weinfuhrleute ausblieben, nun statt nach Landsberg nach Augsburg führen und sich dort mit Salz als Rückfracht versähen, so daß nun sogar die Münchner an den Augsburger Weinmarkt gebunden seien und sich nicht mehr in Landsberg mit Wein versorgten. Man habe sich den Consens des Landesherrn zur Errichtung der Landsberger Salzhandelsgesellschaft aber umso mehr erhofft, »weilln diser Salzverschleiß hievord den benachparten Reichsstätten Memmingen, Augspurg, Regenspurg und ... Lutherischen auslendischen Privathpersonen, als der Schmelzen zu Kempten, ... verwilligt gewesst ist«. Die eigene Handelsgesellschaft aber, der »auch die arme Handwerchsleuth« angehörten, wolle man »gar nit von ... Profits wegen, sondern ainzig und allein zu ernöhr: und erhaltung der Armen Burger, Weib und Khünder, Wittib und Waysen ... und fortsetzung des Veldpau, der Gewerh und Handwerch«, da vor allem »die gewerb: und Handtwerschleith, als Gastgeben, Cramer, Pierpreuen, Peken [= Bäcker], Mezger, Sattler, Schmidt, Wagner und dergleichen« vom Rückgang des Salz- und Weinfuhrwesens besonders betroffen seien. Abschließend baten die Landsberger den Landesherrn, er möge aus den genannten Ursachen den vorhabenden Salzverschleiß und die Aufrichtung der Salzgesellschaft bewilligen und vom Salzamt München vierteljährlich eine Anzahl Salzscheiben, bei Stundung der Bezahlung auf gewisse Zeit, ausfolgen lassen, sowie der Stadtkammer »von dem auß der Statt gehenden Wein, Pier und andern, wie auch von denen über den Lech gehenden sachen« das genannte »wenigs geföhl [= Zollgefälle] und überfahrgelt zugehen« lassen, was allerdings abschlägig entschieden wurde.

⁵⁹ Dagmar Dietrich, Die Landsberger Karolinenbrücke, in: Landsberger Geschichtsblätter 91./92. Jgg. 1992/93, 5 f u. Anm. 16.

⁶⁰ StadtA LL, Fach 316/17: Nicht genehmigter Salz- u. Weinaufschlag No. 1 v. 30. 9. 1633.

⁶¹ Friedrich Zoepfl, Geschichte der Stadt Mindelheim, München 1948, 241 f.

⁶² StadtA LL, Fach 316/17, No. 2 v. November 1633.

⁵⁷ StadtA LL, RP 1626, fol. 4 ff, 95 ff, 115 f; RP 1627, fol. 31r ff.

⁵⁸ StadtA LL, RP 1623, fol. 62.

1635 ein neuer Versuch der Landsberger

Am 3. November 1635 unternahmen Bürgermeister und Rat einen neuen Versuch und baten ihren »genädigsten Herrn ... hechst flehentlich, [ihnen] uff die durchgehende wenige failschafften [= Waren] und Salz ain geföll genedigist zue bestimben«. Wegen der bevorstehenden Winterszeit und Gefriergefahr sei die »hiesige Schüffart yber Lech mit vile der Salz Färtten [= Salzfuhren] und schweren lästen« behindert. Deswegen habe die Stadt mit Zutun der Bürger angeboten, »ein pruggen beym lechthor zueschlagen, solches auch gleich zu bösserer befirdung ins werckh gesetzt, auch zum end zuebringen vortgefahren«. Es habe sich aber auch am Lechwehr und den anderen Wasserbauten »merkhlicher schaden, mangel und abgang sich erzaigt«, so daß man die Gefälle um so nötiger habe, zumal die Stadtkammer »aller Geföll und einkommen ganz bebraut« sei⁶³. Die Antwort aus München vom 3. Dezember 1635, mit dem Siegel des Kurfürsten Maximilian versehen, muß den »lieben getreuen Burgermaister und Rat unserer Statt Landtsparg« wie bittere Ironie vorgekommen sein: Ein gewisser »S. Schenhuber« schrieb im Auftrag des Kurfürsten: »Ir habt aber vor disem fir euch selbst aufs Salz und andere Pfenberth [= Waren], wie euch gleichwohl nit gebirt hat, euch auch nunmehr abgeschafft ist, ainen zoll und aufschlag gemacht und wirckhlich eingefordert, ... von welchem gelt Ir dan die mitl gueten tails haben werdet, dem besorgenden wasserschaden vorzekhommen«⁶⁴.

Das Salzgeschäft nach dem Dreißigjährigen Krieg

Nachdem der Versuch der Aufrichtung einer Landsberger Salzgesellschaft kläglich gescheitert war, versuchten Landsberger Bürger in den folgenden Jahrzehnten mit kleineren Salz mengen ins Auslandsgeschäft, z. T. als Factoren (= Handelsbeauftragte) auswärtiger Handelsleute, zu kommen. Wegen der zwischen 1627 und 1683 fehlenden Salzamtsrechnungen sind ihre Namen nur wegen ausständiger Bezahlungen gegenüber dem Salzamt oder fremden Auftraggebern in den Ratsprotokollen überliefert. So hat 1636 die Witwe des Michael Wideman wegen 21 Salzscheiben für den Wirt von Wiedergeltingen gebürgt, und der »Süßbräu« Georg Sieß schuldet dem Salzamt 60 Gulden für 15 Salzscheiben⁶⁵; 1637 fordern die gewesten Salzfertiger Hanns Khnoller und Tobias Scherrig in Augsburg von ihrem gewesten Salzfactor, dem Landsberger Ratsherrn Hans Truckhenbroth, 425 Gulden Restgeld für 50 Salzscheiben, und des Ratsherrn Matthäus Probst Witwe schuldet wegen ihrer »gehabten Factoria« dem Johann Seyfridt, Handelsmann in Lindau, über 528 Gulden, ingleichen Herr Jacob Schiele von Memmingen »auch wegen gehabter Factoria« 159 Gulden, die allerdings durch ihre Außenstände bei Herrn Joseph Schmelz und Gebrüder in Kempten abgeglichen werden sollen⁶⁶. 1649 klagt Herr Johann Wachter aus Memmingen 98 Gulden »wegen gehabten Salzhandls mit Georg Sießen« ein⁶⁷. 1651 klagt Herr Wolfgang Pichelmayr, des Inneren Rats und Handelsmann zu Rosenheim, die noch ausständige Bezahlung der 22 Salzscheiben ein, die er vor 17 Jahren an den Landsberger Ratsherrn und Weinwirt Andreas Schnöller geliefert habe⁶⁸. Diese Landsberger Bürger waren aber nur »kleine Fische« im Vergleich zu den auswärtigen Großunternehmern und Handelsgesellschaften, die Kontrakte über mehrere tausend Salzfüßer schließen konnten.

Landsberg bittet 1666 um Ausschaffung fremder Salzfactoren und die Wiedergenehmigung des städtischen Niederlagsrechtes

Am 8. Januar 1666 richteten Bürgermeister und Rat der Stadt eine Bittschrift an den Kurfürsten Ferdinand Maria, »Salzfactorey und Niderlag truckhen Gueths betrff.«⁶⁹. Sie berichten darin, daß die seit den verderblichen Kriegsjahren höchstruinierte Bürgerschaft bisher noch nicht »auf ein grienes zweig« habe kommen können. Hauptursache dafür sei, daß »in solcher Khriegsverwirrung und hernach ... etliche auslendische Salzändler, absonderlich die Memminger, die Salzfactorey alhie durch ihre alhero abgeordnete und ye lenger ye mehr ankommende uncatholische Factores bestöllen und verrichten lassen, welche [Salzfaktorei] vor disem bey alhieiger burgerschafft, darab [= wovon] sich manicher burger ernöhrt, gewesen«. Es hatten also Handlungsbevollmächtigte der Memminger Salzändler in Landsberg die einheimischen Salzfactoren aus dem Zwischenhandel nach Schwaben verdrängt. Außerdem habe vor den Kriegsjahren Landsberg das Niederlagsrecht für Eisen und anderes »Trukhne Gueth« besessen, und die Bürger seien als Factores für diese Güter tätig gewesen. »Aniezt aber ist es ganz darvon und soewith khommen, daß ain ieder, so dergleichen gueth von München und andern orthen alhero bringt, gleich durchfahren und die wahren nit ablegen thuet«. Dies sei auch deshalb beklagenswert, »weilen damahlen ain armer Burger und Paur mit seinen Rösslen iederzeith glegenheith gehabt, ain fuehrlohn zu gewinnen«. Sie bitten daher den Kurfürsten um die Gnade, »daß die Salzfactorey, wie auch die abladung deß Trukhnen Gueths, widerumben wie vor alters zu der Statt mechten gelegt; und die auslendische uncatholische Salzfactores, die khaine Landtsburden (= Landespflichten, -lasten) haben, sondern nur den gewinn ... von hier hinwekh tragen, genzlichen abgeschafft werden«. Keine Archivalie läßt darauf schließen, daß der Stadt und deren Bürgern diese Gnade vom Landesherren gewährt worden ist.

Das Salzamt beliefert ausländische Großabnehmer

Während seit der Monopolisierung des Salzhandels in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die herzoglichen Salzämter allen kauflustigen Abnehmern offenstanden, war die kurfürstliche Hofkammer in der 2. Jahrhunderthälfte stärker daran interessiert, feste Verträge mit potenten Abnehmern über große Liefermengen zu einem fest vereinbarten Preis abzuschließen. Durch diese Abnahmegarantien konnte nicht nur die Salzproduktion in Reichenhall und der Transport zu den Salzämtern besser geplant und reguliert werden, sondern das staatliche Aerar auch mit festen Einnahmeposten kalkulieren. Diese Großabnehmer hatten ihrerseits ein Interesse an festen Verträgen, da sie bei Abnahme von mehreren tausend Fässern pro Jahr bei der Hofkammer Preisabschläge oder — bei Abnahme über das vereinbarte Kontingent hinaus — eine bestimmte Anzahl von Gratisfässern sich ausbedingen konnten. Andererseits boten solche Verträge der Hofkammer auch die Möglichkeit zu einer marktgerechten Preispolitik. Während im offenen Verschleiß an den Salzämtern das Salz zu einem festgesetzten Amtspreis, in welchem die mit zunehmender Entfernung von der »Wurzen« in Reichenhall wachsenden Transportkosten enthalten waren, abgegeben wurden, konnte und mußte man bei weiter entfernten Großabnehmern — wie bei den Schweizer Kantonen, wo Tiroler und Lothringer Salz mit dem bayerischen konkurrierte — mit

⁶³ StadtA LL, Fach 245, Akten u. Urk. über den 30jährigen Krieg, Nr. 77.

⁶⁴ Ebd. Nr. 79.

⁶⁵ StadtA LL, RP 1636, fol. 57r u. 117.

⁶⁶ StadtA LL, RP 1637, fol. 68 u. 75–76 r.

⁶⁷ StadtA LL, RP 1649, fol. 7.

⁶⁸ StadtA LL, RP 1651, fol. 54.

⁶⁹ StadtA LL, Fach 316/17.

abgestuften Preisen konkurrenzfähig bleiben.⁷⁰ So wurde 1674 der bayerische Hofkammerrat Franz Widmann in die Schweiz geschickt, um dort einzelne Kantone für eine regelmäßige Abnahme von Reichenhaller Salz zu gewinnen und der Hofkammer zu festen monatlichen Einkünften zu verhelfen.⁷¹ So wurden von nun an direkte Verträge mit einigen privaten Zwischenhändlern und mit Schweizer Kantonen abgeschlossen, wie aus der erhaltenen Landsberger Salzamtsrechnung vom Jahre 1683 zu ersehen ist. (Übrigens erfolgte der Transport in die weiter entfernten Absatzgebiete — in die Schweiz bereits seit 1615! — überwiegend in dreischiebigen hölzernen Salzfüßern, die das Salz vor Feuchtigkeit und Verschmutzung besser schützten als die weniger stabilen Kufen der Salzscheiben.)

So gehen 1683 vom Salzamt Landsberg 4074 Faß Salz nach Zürich und Luzern, »weil mit den zwo Cantonen Zirch und Lucern ein neuer Contract geschlossen«. Und die Schweizer Kantone Bern, Basel und Solothurn beziehen über ihren bestellten Factor Rudolf Curtabadt in Lindau 6952 »Dreiwäpplerfaß« (Wäpplerfüßer sind bereits in Reichenhall mit dem eingebrennten Wappen des Abnehmers gekennzeichnete Fässer, die an keinen anderen Kunden abgegeben werden dürfen). In Lindau gab es 1683 bereits eine »neu aufgerichte Salzniederlag«, von wo die Salzfüßer über den Bodensee in die Kantone verschifft wurden; so umging man das Territorium der Habsburgischen Konkurrenz in Vorarlberg und konnte auf dem billigeren Wasserweg — möglich bis vor den Rheinfall bei Schaffhausen — auch noch Transportkosten sparen. Der Kanton Schaffhausen erscheint in der Salzrechnung von 1683 übrigens nicht, da er damals sein Salz über Memminger Zwischenhändler bezog. 1657 schon hatten sich Johannes und Gabriel Wachter aus Memmingen an das Salzamt Landsberg gewandt, um auf ihr Konto für die Stadt Schaffhausen 4000 Faß ausführen zu lassen⁷².

Menge und Absatzmarkt des Reichenhaller Salzes hatten sich gegenüber 1627 auch auf dem Reichsgebiet vergrößert. 1683 gehen 31038 Reichenhaller Scheiben nach Schwaben und 14918 dreischiebige Salzfüßer nach »Schwaben: Schwarzwaldt: Preisgau: Künzgerthal (= Kinzigthal)«, sowie 77 »Wäpplerfaß« in die »Junge Pfaltz« ins Heidelbergsche, die von Johann Paul Gouva (Gouva) aus Schwehern im Kraichgau dorthin verbracht werden. Überraschend ist aber, daß in der Salzrechnung von 1683 auch ein Landsberger Vertragspartner der Hofkammer erscheint. Es ist der Weingastwirt Augustin Kraz (er saß auf Haus Nr. 142 in der Salzgasse), der zusammen mit einem ungenannten Compagnon »auf Contract« 3432 dreischiebige Faß bezog und dafür 34512 Gulden bezahlte. Man sieht daraus punktuell, daß sich Landsberger Handelsleute von den riesigen Verlusten des Dreißigjährigen Krieges inzwischen ganz gut erholt hatten.

Die Memminger Salzgesellschaft als Hauptkontrahent (1682–1710)

Der umfangreichste Vertrag der bayerischen Hofkanzlei aber wurde am 20. Januar 1684 mit der Salzgesellschaft der Freien Reichsstadt Memmingen geschlossen⁷³. Der Dreijahresvertrag galt rückwirkend vom 20. November 1682 bis 1685 und sicherte die Abnahme von 9–10000 Faß pro Jahr ab Salzamt Landsberg gegen Barzahlung bei Abholung zu. Die Hofkanzlei gewährte einen »Vortl« (= Preisnachlaß) von 15 Kreuzern auf den Faßpreis von 10 Gulden 30 Kreuzern,

das Faß »nach Siben ainhalb reiche fiederl gerechnet«⁷⁴, und sicherte den Memmingern einen stets ausreichenden Vorrat an Salzfüßern in den Landsberger Salzstädeln zu. Sollte die Memminger Salzgesellschaft am jeweiligen Jahresende das Obligo von 9000 Fässern oder mehr abgeholt und bezahlt haben, wird ihr pro 100 Faß anderthalb Faß gratis bewilligt.

Der Vertrag wurde am 30. Mai 1686 auf vier Jahre erneuert, mit einem Faßpreis von 11 Gulden und einem »Vortl« von einem Gratisfaß auf je 44 Fässer bei einer Abnahme von 9000 Faß pro Jahr⁷⁵. Der folgende Vierjahresvertrag vom 22. März 1690 auf jährlich 8–9000 Faß (8000 Faß waren Obligo, die Bereitstellung von 9000 Faß beim Salzamt Landsberg wurde von der Hofkanzlei garantiert) sicherte Memmingen gleichen Faßpreis und Vortl wie vorher zu; pro Faß wurde ein Macherlohn und Transportkostenanteil von 4 fl 45 verlangt, dafür wurde den Memmingern bei 8000 abgenommenen Fässern ein Schwund von 280 Faß, bei 9000 Fässern von 315 Faß zur Nachfüllung gewährt. Außerdem wurde jedem der Fässer in Reichenhall ein »MM« eingebrannt⁷⁶. Der vierjährige Vertrag vom 12. März 1694 brachte wie die folgenden 1698, 1702 und 1706 nur leichte Veränderungen des Obligo (1706: 9–10000 Faß), des Faßpreises (ab 1694 12 fl, ab 1706 13 fl) und des Vortls. Vertragspartner der Memminger Salzgesellschaft ist aber 1706 — da Bayern zwischen 1705 und 1714 im Spanischen Erbfolgekrieg von Österreichern besetzt war — nicht der bayerische Herzog und Kurfürst, sondern Seine Römisch-Kaiserliche Majestät Leopold II.⁷⁷

Hofkammerrat Ruffini als Haupt-, Memmingen als Afterkontrahent (1711–1745)

Ab 1711 übernahm der kaiserliche Hofkammerrat und Münchner »Wechselherr« Johann Baptist Ruffini mit einem Teilhaber den gesamten Salzverschleiß nach Schwaben und schloß zugleich mit der Memminger Salzgesellschaft einen Aftervertrag⁷⁸. Die Memminger verpflichteten sich darin auf vier Jahre, pro Jahr 20 000 Fässer ab Salzamt Landsberg zu übernehmen und erhalten von Ruffini auf 20 000 Faß 1 000 Faß gratis (= 5 %), für die über 20 000 hinausgehende Abnahme 10 % Gratisfüßer. Ruffini dagegen verpflichtet sich, 4 Jahre lang kein Salz »all und jeder Orten im Reich, in specie der Statt Lindau, Bregenz, Ober und unter See [= Bodensee], Würtemberger Lands und von Memmingen aus über Biberach bis in Schwarzwald, samt dem ganzen Schwarzwald, wo das bayrische Salz verschlissen wird« zu verkaufen, aus- und abfolgen zu lassen, »weder in particuliere [= im Kleinverkauf] an Burger in Memmingen, außer der Salzgesellschaft, noch an Fremde«. Die Schweizer Kantone, mit denen ein gesonderter Vertrag geschlossen worden war, durften in Lindau kein Salz verkaufen und erhielten von Ruffini nur soviel, wie sie in ihren Districten verschleifen können. Dieser Vertrag wurde 1715 und 1720 zu gleichen Bedingungen, 1725 auf jährlich 25000 Faß, sowie 1730 auf 6 Jahre zu jährlich 26000 Faß erneuert⁷⁹. In einigen Verträgen werden auch die Consortes (= Teilhaber) Ruffinis genannt: 1713 ist es Johann Thomas von Rauner, des Inneren Rats zu Augsburg⁸⁰, 1720 Herr Johann Thomas von Rauner jun. und Herr Christian Münch, beide in Augsburg.

⁷⁴ Das getrocknete reiche (= Reichenhaller) Fiederl oder Fueeder wog 54–60 Pfund, im Unterschied zum »armen« (= Halleiner) Fueeder mit bis 115 Pfund (Andreas Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, 695).

⁷⁵ StadtA MM, A 309/2 No. 2.

⁷⁶ Ebd. No. 3.

⁷⁷ Ebd. Nres. 4–7.

⁷⁸ Ebd. No. 8.

⁷⁹ Ebd. Nres. 12, 13, 14 u. 15.

⁸⁰ Ebd. No. 9.

⁷⁰ Martin Ott, Die Absatzmärkte des bayerischen Salzes im 18. Jahrhundert: Seminararbeit SS 1993 LMU München, Hauptseminar »Bayerisches Salz« bei Prof. Dr. Ziegler (Typoskript) 11.

⁷¹ Ockel (wie Anm. 45) 26.

⁷² ders., 34 Anm. 172.

⁷³ StadtA Memmingen (= MM) A 309/2 No. 1.

Aus diesen Jahren sind im Stadtarchiv Landsberg zwei Geldrechnungen des Salzamtes erhalten, und zwar de Anno 1714 und 1719. Aus der *Rechnung von 1714* ist erwähnenswert:

Der Verkauf an einschichtig abgegebenen Scheiben in die Stadt Landsberg und ins bayrische Umland war gegenüber 1713 zurückgegangen, weil nicht nur die Landsberger Huckler, sondern auch die Landhuckler ihren Scheibenbedarf in München deckten, da es dort wohlfeiler als beim Salzamt Landsberg zu bekommen war. Die *Kantone Bern, Basel und Solothurn* hatten am 13. April 1711 einen Kontrakt auf 4 Jahre geschlossen, mit Laufzeit vom 1. 1. 1711–31. 12. 1714, über jährlich 4 000 Dreiwäpplfässer (mit den Wappen der 3 Kantone) zu 10 f 30 x ab Landsberg, die über ihren Faktor Rudolph Curthabath nach Lindau und von dort auf dem Wasserweg nach Schaffhausen gingen. Auf Grund eines Anno 1707 in Schaffhausen zwischen dem *Kanton Zürich* und Baron von Kriechbaum getroffenen Kontraktes wurden 3 000 mit »C Z« (= Canton Zürich) markierte Fässer den Zürcher Salzfactoren Mayr und Escher gegen Barzahlung von 11 und 10 f (je zur Hälfte) übergeben. Mit der *Stadt Konstanz* wurde am 5. 1. 1711 ein vierjähriger Kontrakt über 600 dreischiebige Faß, mit C C markiert, abgeschlossen, die alle im 1. Vierteljahr 1714 abgenommen wurden. Der *Kanton Schaffhausen* bezog von Ruffini 4000 Extrafaß (Ein Extrafaß enthielt 8 Fuderl, ein ordinari Faß nur 7 ½). 366 Extrafaß, die Ruffini der Memminger Salzgesellschaft abgetreten hatte, wurden an den kaiserlichen Rat und Residenten zu *Ulm und Augsburg*, Herrn Jacob Emanuel von Garb, weitergeleitet.

Erwähnt werden müssen schließlich fünf ehemalige Kontrahenten von dreischiebigen Salzfassern, die zwar noch wie früher rubriziert, aber — wie bereits im Vorjahre — nichts mehr abgenommen hatten: Kontrakte hatten früher August Krazens seel. Compagnon zu Landsberg, Johann Paul Gouva zu Schweigern im Kraichgau, Rueprecht Sebastian Plaz und Franz Benedict Högers Erben, beide zu München, und schließlich Johann Mathias Raader, des Rats und Handelsherr zu Lindau. Die Zeit der privaten Salzgroßhändler scheint vorbei zu sein, denn das Feld beherrschen städtische Salzgesellschaften und das Großkapital, wie der Wechselherr Ruffini.

Aus der *Salzrechnung von 1719* sei erwähnt: Die drei Schweizer Kantone *Bern, Basel und Solothurn* schlossen abermals am 2. 12. 1715 eine »Salzhandlung« auf vier Jahre über 5000 Extrafaß mit und 5000 ohne Obligo für 10 f 30 x pro Faß ab Landsberg; abgeführt wurden aber nur 6800 Wäpplfaß. Mit dem *Kanton Zürich* wurde ein dreijähriger Kontrakt ab Anfang 1717 über jährlich 4500 Faß, davon 3000 cum obligo, und 300 Extrafaß ab Landsberg abgeschlossen. Mit *Ruffini* schloß die Hofkammer einen vierjährigen Kontrakt ab 1. 10. 1715 über jährlich 20 000 ordinari und 5 000 Extrafaß, die von den Salzmayrämtern Reichenhall und Traunstein mit dem aufgebrannten »R« gekennzeichnet wurden. 12000 Faß davon, die in die »Memmingerische ordinari Debit« (= Absatzgebiet) gingen, kosteten je 11 f 15 x, 13000 Faß, die in weit entlegene Debit gingen, dagegen nur 10 f 15 x. Auf jedes Tausend erhielt Ruffini 35 Faß zum Nachfüllen, von denen er aber pro Faß 4 f 45 x Frachtanteil und Macherlohn entrichten mußte. — An die Stadtkammer Landsberg wurden 1719 423 f 8 x 5 hl Pflasterzoll abgeführt. Das Salzamt Landsberg erwirtschaftete 1719 bei 329 631 f 6 x Gesamteinnahmen nach Abzug der Ausgaben einen Überschuß von 293422 f 50 x 2 hl, das waren aber 41553 f weniger als im Vorjahre 1718.

III. Die Landsberger Salzkommunität als Hauptkontrahent (1745–1755)

Die Salzkommunität wird ins Leben gerufen

Das Beispiel der Salzgesellschaft Memmingen hatte den Landsberger Bürgern vor Augen geführt, daß mittels einer von der Stadt initiierten und geförderten Handelsgesellschaft eine Einschaltung in den staatlich monopolisierten Salzhandel möglich und auch gewinnversprechend ist. Nach dem Verbot einer ersten Landsberger Salzgesellschaft im Schwedenjahr 1633 versuchten es die Landsberger — soweit dies archivalisch belegbar ist — wohl erst wieder im Jahre 1715, erneut eine Salzgesellschaft ins Leben zu rufen. Jedenfalls deutet darauf ein Ratschluß am 19. Juli 1715 hin: Der Äußere Rat habe dem Inneren Rat während der Ratssitzung ein Memorial übergeben und gebeten, einige vom Rat zur Beratung des »angefangenen Salzcommercium« zu delegieren. Dieser Bitte wurde auch durch Abordnung des Bürgermeisters und Eisenhändlers Johann Albrecht, des Ratgeben und Hucklers Egidii Pöckh und des Stadtschreibers entsprochen, allerdings mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, keine Beschlüsse zu Lasten der Stadtkammer zu fassen, sondern erst zu referieren⁸¹. Der Plan gedieh aber offensichtlich nicht bis ins Verhandlungsstadium, da weder die Ratsprotokolle noch archivierte Briefwechsel dieses Salzcommercium weiter erwähnen.

Im Jahre 1745 endlich gelang es den Landsbergern die Salzcommunität Landsberg zunächst mit 23 Bürgern ins Leben zu rufen, die mit je 2000 Gulden Einlage die Mitgliedschaft erwerben konnten. Die Begrenzung der Einlage auf 2000 Gulden sollte verhindern, daß reichere Teilhaber die ärmeren allmählich »hinaustrucken«⁸². Unter den 23 »Interessenten« waren 5 Bierbrauer, 4 Handelsleute, 2 Lebzelter, 2 Bäcker, 2 Müller, 1 Buchhändler, 1 Bader, 1 Kleinuhrmacher, 1 Rotgerber, 1 Gastwirt, 1 Metzger, 1 Seiler sowie der Stadtschreiber. Von den Interessenten gehörten 9 dem Äußeren und 3 dem Inneren Rat an. Neben den Einlagen der Mitglieder wurden 35470 Gulden zu 6 % Zinsen aufgenommen, wovon allein 35000 aus schwäbischen Ortschaften und Klöstern kamen, und 8840 Gulden zu 5 %, davon 8000 allein von Joseph Anton Christoph Freiherr von Donnersberg und seiner Gemahlin, so daß die neugegründete Salzkommunität über ein Startkapital von 90310 Gulden verfügte. Mit diesem Rückhalt konnten die Landsberger versuchen, sich in den einträglichen Salzzwischenhandel einzuschalten, der bis dahin vom Münchner Hofkammerrat Ruffini als Haupt- und der Reichsstadt Memmingen bzw. ihrer Salzgesellschaft als »Afterkontrahent« beherrscht worden war.

21 Wochen Tauziehen um Salzkontrakt mit dem Kurfürsten

Die äußerst schwierigen Verhandlungen mit den höchsten Münchner Regierungsstellen sind minutiös in den Material- und Geldrechnungen der Salzkommunität ab 1745 festgehalten, und zwar verborgen unter dem Posten »Außgab auf Münchner Raisen, Zöhrungen und anderes«⁸³.

⁸¹ StadtA LL, RP 1715, fol. 78.

⁸² StadtA LL, Fach 316/17, Material- und Geld-Rechnung ... der Salz Communitet ... ao. 1745, fol. 13.

⁸³ StadtA LL (wie Anm. 82) fol. 42 r-75.

Zunächst wurden die Landsberger Deputierten bei Herrn Ruffini in München vorstellig, um in seinen Hauptkontrakt anstelle der Memminger Salzgesellschaft als Afterkontrahent (= Subunternehmer) einzutreten. Um Ruffini gewogener zu machen, nahmen die Landsberger Ruffinis Gevatter, den Landsberger Jesuiten-Hofmarksrichter Joseph Sutor nach München mit, den sie deshalb eigens in ihre Sozietät aufgenommen hatten. Aber die bereits in München weilenden Memminger Deputierten hatten von den Absichten der Landsberger Wind bekommen und sich befließigt, bei Ruffini »vössten Fueß«, zu setzen, und so wurden den Landsbergern »die Weeg verhauet, und alle Rigl fürgeschoben«, wie es bildhaft in der Salzrechnung beschrieben wird.

Nun versuchten die Landsberger eine andere Verhandlungsstrategie, nämlich mit Hilfe hoher Fürsprecher bei Hofe eine Bittschrift anzubringen, in der um wirtschaftliche Aufhebung der »wegen groß erlittnen Wasserschäden, dann gewesten schwehristen öesterreichischen Kriegs-Troublen« erschöpften Bürgerschaft gebeten wurde. Wieder wurde dazu eine dreiköpfige Delegation unter Leitung des Bürgermeisters Lidl nach München geschickt, um die hohen Patrone bei der Stange zu halten und die befürchteten »widerumbigen verlaitungen« zu hintertreiben. Diese Besorgnis war nicht unbegründet, denn »der so starckhe Contrapars H. vonn Ruffin, unnd dessen Affter Contrahenten unnd Deputati der Reichs-Statt Memmingen hatten sich unnter: unnd auf dem Weeg gelegt« und erreicht, daß die Landsberger Fürsprecher »all schon anziger [= zögernder] geworden [seien] unnd sich vernemmen lassen, daß sich bis uf beschechente [= stattfindende] general regulierung des Salzesweesen yberhaubts in diesem grossen geschafft nichts Gannzes bewürckhen lassen würde« und folglich die Stadt Landsberg mit ihrem Gesuch »in gedult auszewartten habe«. Die Landsberger aber erkannten, »obschon solche arttige vospigelungen einen guetten Schein vonn sich geben«, daß solche Verzögerungen nur die Gegenpartei Zeit gewinnen lassen sollten. Deshalb reichten sie ihre wohlgefaßte Bittschrift »an Sr. Churfirtl: D[urchlauch]t höchsten Person ad Manus [= zu Händen] ein. Doch der Kurfürst reichte sie zur »Churfirtl: Geheimben Finanzconferenz«, und die wieder zum »Churfirtl: Geheimben Rhat« weiter. Dieser aber übergab sie an die »Churfirtl: hochlobliche Hofcammer und dasige Salzdeputation«, welche einen Gegenbericht und ein Gutachten erstellen sollte.

Endlich ließ der Herr Hofkammerpräsident, Excellenz Graf Emanuel Törring von Jettenbach, sich einen ersten Vortrag der Landsberger Delegation über den von ihr erbetenen Salzhandel »hochgenedig gefahlen«, ohne aber durchblicken zu lassen, welchen Inhalt die Resolution des kurfürstlichen Geheimen Rates an die Hofkammer habe. Dann aber begab sich Graf Törring auf eine Reise nach Reichenhall, und wieder mußte man seine Rückkehr abwarten. Danach aber wurden die Landsberger zur Hofkammer und deren Salzdeputation vorgeladen, um ihr Gesuch nochmals anzubringen. Doch dort erfuhren sie sehr schwere Vertragsbedingungen, die wohl darauf abzielten, der Stadt die Unmöglichkeit und ihre Unvermögenheit vorzustellen, »dardurch Sye sich von selbstem gezwungen sechen solte, von fernner betreibung Ihres vorhabens abzustehen«. Trotzdem aber boten die Landsberger der Salzkommission die Erfüllung dieser Bedingungen an, nämlich: Beibringung einer Zustimmung der gesamten Landsberger Bürgerschaft, die alljährliche Übernahmegarantie für 25000 ordinari Salzfüßer auf vier Jahre Vertragsdauer, eine Kautio von anderthalb Millionen Gulden für das Salzquantum von 4 Jahren und schließlich die Fähigkeit, die Außenstände und Vorauszahlungen des Herrn Ruffini in bar auslösen zu können, die ebenfalls anderthalb Millionen Gulden betruhen. Die Landsberger Delegation ging bei der Zustimmung von der Überlegung aus, daß gerade die hochgespannten Forde-

rungen Ruffinis ihnen förderlich sein würden, wenn sie dem Kurfürsten zur gnädigsten Moderation (= mäßigende Abänderung) präsentiert würden.

So ergab sich schließlich daraus, daß der vorgehabte Status der Landsberger Salzkommunität als Afterkontrahent von Ruffini sich von selbst erledigte. Die Landsberger boten dem Kurfürsten für den Erhalt eines Hauptkontraktes, wie ihn bis dahin Ruffini innehatte, als Kautio die Verpfändung von Hab und Gut, Haus und Hof, von liegendem und fahrendem jetzigen und künftigen Vermögen eines jeden Bürgers und aller insgesamt an. Außerdem baten sie, die über 2000 in Landsberg lagernden Salzfüßer gegen Bezahlung zu erhalten, um sogleich mit dem Handel beginnen zu können.

Nachdem Landsbergs gesamte Bürgerschaft auf das Rathaus »zu offener Gemain« berufen worden war, um den Konsens über den Hauptkontrakt und die Kautio zu erwirken, wurde von dieser der einhellige Beschluß gefaßt, von jedem Stadtviertel zwei Deputierte zu ernennen, die mit den Verordneten des Innern und des Äußeren Rates nach München abgeordnet wurden, wo vom Stadtschreiber Johann Barthlme Nissl »die Mündtliche erbitung diser Salzcommercium nachdruckhsambist vorgetragen« wurde. Zugleich bot man für jedes Salzfaß 15 Gulden an, wozu der den Landsbergern »besonders geneigte hochgenädige Patron«, der Geheime Konferenzsecretarius Herr von Lellmacher geraten hatte. Trotz dieses erhöhten Faßpreises, der dem Kurfürsten jährlich über 10000 Gulden Profit gebracht hätte, wurde das schriftliche Landsberger Angebot von der Hofkammer glatt abgewiesen, da das Landsberger Salz Herrn von Ruffini bereits vertraglich zugesichert worden sei.

Aber auch die Deputierten der Reichsstadt Memmingen bemühten sich in einem Promemoria an den Kurfürsten, weiter im Vertrag zu bleiben. Sie drohten, falls sie als alterfahrenste Salznegotianten übergangen werden sollten, nicht nur »Hallynthallisches« Salz (aus Hall im Inntal/Tirol), sondern sogar sächsisches und Lothringer Salz beizuschaffen und so das bayrische Salz aus ihren Absatzgebieten zu verdrängen. Der eilends durch Expresstaffette aus Landsberg herbeizitierte Stadtschreiber Nissl verfaßte schnell ein Gegen-Promemoria des Inhalts, daß die Reichsstadt Memmingen für die Beischaftung sächsischen und Lothringer Salzes pro Faß allein 24 Gulden Fuhrlohn aufbringen müßte, so daß ihr die Lust am Salzhandel von selbst vergehen dürfte. Daraufhin wieder wurde von den Memmingern »ein anderer, und zwar noch mehr hefftiger Sturmwindt angeblasen« mit der Behauptung, daß den Landsbergern nach ein oder zwei Monatsraten die Gelder ausgehen würden und sie, die Memminger, das Tiroler Salz weit wohlfeiler als das bayrische verkaufen könnten, so daß die Landsberger auf ihrem Salz sitzen bleiben müßten.

Als Gegenzug schickten die Landsberger den Rotgerber und ehemaligen Stadtrat Johann Georg Paur und den Hintermühlmeister Joseph Miller, die über beste Verbindungen verfügten, zu den schwäbischen Reichsklöstern Ochsenhausen, Rot, Schussenried und Roggenburg, die eine Abnahme von jährlich 20000 Fässern verbindlich attestierten und sogar Herrn Anton Schwarzpaur von Ochsenhausen nach München beorderten, um die beigebrachten Attestationen in Original Sr. Excellenz Herrn Baron von Hösch auszuhändigen. Auf dessen und des Geheimen Cabinetsecretärs v. Lellmachers Rat wurde eine zweite Bittschrift verfaßt und zu Sr. Durchlaucht Händen übergeben. Der Kurfürst nahm diese gnädig auf, mit der mündlichen Zusicherung, daß man »auf die Lanndtsunnderthonnen gedennckhen werde«. Nach mehreren, täglichen Konferenzen in Anwesenheit des Landesherrn fiel schließlich die Entscheidung zugunsten Landsbergs am 15. September 1745. 21 Wochen hatten die Landsberger Delegierten in München und Nymphenburg darum ringen müssen.

Weitere Auseinandersetzungen um den Salzkontrakt

Aber auch jetzt noch gaben Ruffini und Memmingen nicht auf. Sie begannen »ein neues Gespüñst anzurichten« und bewirkten durch den Einfluß ihrer hohen Patrone eine nochmalige Konferenz über das Landsberger Salzwesen, die im Hause des Hofkammerpräsidenten Graf Törring stattfand. Es ging jetzt darum, ob Landsberg und Memmingen gemeinsam als Afterkontrahenten von Ruffini angenommen würden. Dieser Mittelweg wurde aber sowohl von Dr. Hafenstötter als Vertreter Ruffinis, als auch von den Memminger Deputierten mit dem Vorwand der hohen Verschuldung Landsbergs abgelehnt. Darauf lud die Konferenz die Landsberger Deputierten vor, nämlich Bürgermeister Lidl und Stadtschreiber Nissl. Diese antworteten auf die Frage nach den Geldmitteln der Stadt, daß die Stadtkasse zwar leer sei, aber einige vermögende Bürger hätten vereinbart, all ihre Habe herzuschießen, und auch wirklich bereits 100 000 Gulden bereitgestellt.

Noch am gleichen Tage fiel die Entscheidung des Kurfürsten: Da weder Herr v. Ruffini, noch die Reichsstadt Memmingen den Salzhandel gemeinsam mit Landsberg betreiben wollen, solle ihn die Stadt Landsberg alleine haben, »unnd darbey wollen Wür es verbleiben lassen«, wie sich der Landesherr wörtlich ausdrückte.

Jetzt sollte wohl niemand mehr einen vernünftigen Zweifel hegen, daß es bei dieser höchsten Entschließung bleibe, aber »dannoch hat die Ehr: und Sehnsuecht, als eine Tausent Künstlerin, noch einen Weeg gefunden, eine verzögerung anzuzöhtlen, und sich also Zeit und Raumb zu verschaffen«: Ruffini und seine bisherigen Afterkontrahenten aus Memmingen, die sich nun vom Salzhandel völlig ausgeschlossen sahen, ließen durch ihre einflußreichen Patrone dem Kurfürsten vor Augen halten, daß er ohne Ehr- und Gewissensverletzung von dem alten, bis 1754 geltenden Ruffinischen Salzkontrakt nicht abweichen könne. Die Landsberger aber verstanden dieses moralisch fundierte Argument ihrer Konkurrenten geschickt auszuräumen, indem sie einen »Casus« verfassen und der Theologischen Fakultät der Universität Dillingen vorlegen ließen, wohin sie in einer Tag- und Nachtfahrt Herrn Johann Georg Trautwein, einen Landsberger Bäcker, abordneten. Die Dillinger Jesuiten entschieden, daß der Kurfürst von dem Ruffinischen Salzkontrakt, weil dieser dem kurfürstlichen Cameralinteresse zu höchstem Schaden gereiche, »ohne geringste gewissens verlegung abzustehen befuegt seye«.

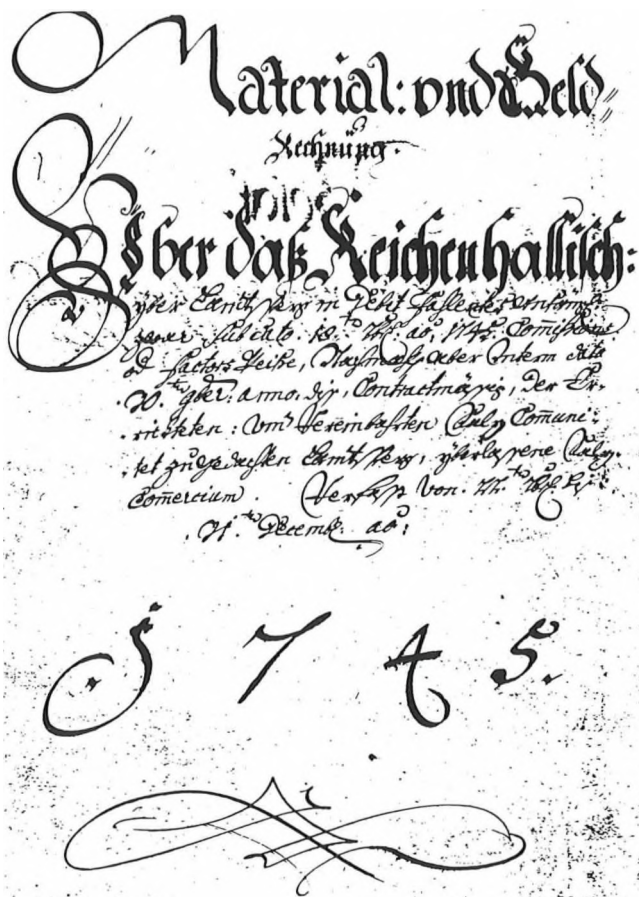
Daraufhin wurde der Salzcommunity Landsberg der Handel mit Reichenhaller Fässern zunächst »Commissions: und Factorsweise« überlassen, ohne daß ein fester Kontrakt geschlossen wurde, sondern nur auf Grund »geheimen Finanz Conferenz Decrets«. Der Faßpreis betrug 14 Gulden in monatlichen Raten, wovon die erste für September 1745 in Höhe von 29166 Gulden 40 Kreuzern sofort fällig war und auch bezahlt wurde.

Nun aber verlangte die Salzgesellschaft Memmingen, die vorsorglich schon im Juli 39 000 Gulden auf Reichenhaller Salz vorgeschossen und inzwischen bereits 5000 Faß von Landsberg abgeholt hatte, die Überlassung der etwa 3000 Faß, die noch in Landsberg lagerten. Hätten sie diese erhalten, dann wären sie mit Zusetzung Tiroler Salzes in der Lage, den Salzhandel längere Zeit alleine fortzuführen, während die Landsberger zwar die vereinbarten Monatsraten nach München einzuzahlen, aber kein Salz zu verkaufen hätten. Während die Memminger Deputierten in München prahlten, noch 100 000 Gulden und mehr draufsetzen und das Salz unter Einkaufspreis verschleiß zu können, erließ der Kurfürst auf Landsberger Vorstellungen hin ein Dekret, das die Salzbeamten in Landsberg anwies, den Memmingern von dem in Landsberg lagernden Salz nichts

auszuliefern. Dafür sollte die Salzcommunity die Memminger in vier Monatsraten auszahlen und die Memminger Quittungen statt Bargeld beim Hofzahlamt einliefern.

Inzwischen aber waren 1000 sogenannte Schweizer Fässer im Namen des Kantons Schaffhausen in Landsberg eingetroffen, deren Auslieferung der Memminger Salzändler und Salzbeamte David Rueprecht als von ihm erkaufte Gut verlangte, was aber der schnell nach München geschickte Stadtschreiber Nissl abwenden konnte.

In dieser Zeit hatte eine Abordnung der Salzcommunity, bestehend aus Bürgermeister Lidl und dem Bierbrauer Gottfried Jesenwanger, eine Reise nach Reichenhall und Traunstein unternommen, um unter Vorzeigung eines kurfürstlichen, an den Reichenhaller Salzmeier Franz Joseph Edlen von Hofmühlen gerichteten Dekretes zu veranlassen, daß der Salzausstoß und -transport der für Landsberg bestimmten Fässer zügig vonstatten gehe. In Reichenhall wurde zugleich ein Brandeisen mit den Buchstaben »C L«, d. h. Community Landsberg, angefertigt, das allen Landsberger Fässern aufgebraunt werden mußte. Damit in Reichenhall und Traunstein alles reibungslos lief, mußte man kräftig schmieren: Für »nothwendtge Verehrungen« gaben die Landsberger 1000 Dukaten (= 2058 Gulden, 6 Kreuzer) für die dortigen Herren aus.



Erstes Rechnungsbuch der Salzcommunity Landsberg vom 18. September bis Ende 1745.

Inzwischen aber versuchten die schwäbischen Reichsklöster, die sich zuvor in Landsberg zur Schließung eines Afterkontraktes bereiterklärt hatten, ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Deren Bevollmächtigte, der Graf Zeillische Beamte Brecheisen und ein Vertreter der Stadt Mindelheim, waren ohne Zustimmung der Landsberger Community nach München weitergereist, wo die beiden versuchten — durch den Einfluß ihres hohen Patrons, des

Grafen von Zeill als Reichsvicariatspräsidenten — den Landsberger Salzhandel alleinig an sich zu ziehen. Sie argumentierten dabei mit der falschen Behauptung, die Geldmittel der Landsberger seien erschöpft, so daß sich keiner von denen mehr nach München traue. Landsberg hatte aber aufgepaßt und den Vertretern der Reichsklöster eine vierköpfige Abordnung nachgeschickt, um die Unternehmungen der beiden »auf das genaueste zu beobachten«. Die falschen Behauptungen wurden denn auch als »Lufft Geschrey« entlarvt, zumal die Landsberger ihre Zahlungen an die Hofzahlkammer schon bis Mitte Januar 1746 im voraus erledigt hatten. Die Reichsklöster aber, von denen sich die Landsberger hintergangen fühlten, wurden von diesen als Afterkontrahenten nicht mehr vorgesehen.

Inzwischen nämlich hatte der Kurfürst den Landsbergern einen förmlichen Hauptkontrakt über jährlich 25000 Salzfüßer zugesagt. Lidl und Nissl wurden nach Nymphenburg zitiert und beim Kurfürsten im Geheimen Cabinet zur Audienz vorgelassen, »umb die erlerung abzugeben, welcher gestalten die Salz-Communitet Lanndtsperg die ... anverlangte 100 000 Gulden Vorschußgelder zu erlegen entschlossen und instand seye«. Die beiden Deputierten wußten aber, daß sie aus ihrer Communitäts-Cassa höchstens 40 000 Gulden noch aufbringen konnten. So entschlossen sie sich nach kurzer Beratung, den in München anwesenden und den Ausgang der Verhandlung abwartenden Memminger Delegierten einen Afterkontrakt anzubieten, wenn sie ihnen die fehlenden 60 000 Gulden vorstrecken. Da die Memminger einwilligten, konnten die zwei Landsberger dem Kurfürsten im Cabinet zusichern, die importante Summe von 100 000 Gulden in Zeit von 8 Tagen aufzubringen. Nun endlich stand dem Abschluß des Hauptkontraktes mit dem Kurfürsten nichts mehr im Wege, allerdings mußte die Salzcommunität Landsberg die Salzcompagnie Memmingen als Afterkontrahenten in Kauf nehmen. So war schließlich beiden Städten gedient.

»Wer gut schmiert, fährt gut!«

Allerdings mußten die Landsberger Verhandlungsführer, um in München geneigte Ohren zu finden, große Summen an »Douceurs« oder »Verehrungen« springen lassen, wobei zwischen »beständigen« und »unbeständigen« (= einmaligen) Verehrungen unterschieden wurde. Um den Hauptkontrakt durchzubringen, ließen die Landsberger 2713 Gulden springen, und als man ihn erhalten hatte, nochmals 4940. Zusammen mit den Verehrungen in Reichenhall und Traunstein ergibt das die hohe Summe von 9886 Gulden. An wen diese Summen im einzelnen gingen, läßt sich nicht feststellen, da die in der Rechnung angezogenen Specifications, No. 100, 101 und 102, die ursprünglich als Belege beilagen, nicht erhalten sind. Dagegen sind die Empfänger weniger hoher »Douceurs« im Rechnungsbuch festgehalten, so in München der »Hochzoller« Herr Dulackh (= Dulac), der Hochzolldirektor Herr Vischpacher und sein Gegenschreiber Herr Schönmesser mit je 8 Dukaten (= 34 fl), der Salzfertiger Rechthaler mit 6 und dessen Bruder als Schreiber »auf Verlangen« mit 3 Dukaten. Am Jahresende machten diese Herren nochmals auf sich aufmerksam, indem »denen Lanndtspergischen Deputatis schriftliche Pliets unnd Anforderungen in deren Quartier verschickht« wurden, so daß sie »als eine Neue Jahrs-Schannkung« insgesamt 222 Gulden 30 Kreuzer einstecken konnten.

Auch in Landsberg mußte die Salzcommunität Federn lassen. Denn man hatte »aller anfangs sich auf guette Freundt: unnd Nachbahrschafft mit beeden Herren Salzbeamten gedenckhen müessen ... Also hat zu ein: unnd forthpflanzung guetter verständtnus kein besseres mitl eronnen werden mögen, [als daß] ihnen beeden Herrn Salzbeamten bei dem Anstandt [= zu Beginn] ein Douseur

gemacht werde, so uf gleiche Verthailung in [je] 100 Ducaten bestanndten«, das waren zusammen 425 Gulden. Desgleichen erhielten der Salzamtsschreiber und der Salzstadelmeister je 6 Dukaten, der Salzamtssbote einen, die acht Salzstadelknechte zusammen 4 Dukaten und die 4 Salzspanner »jeden 2 Funnfziger«, alles zusammen über 500 Gulden. Dazu kamen aber noch als »beständige Verehrungen« die alljährlichen Neujahrsschenkungen, wobei man sich an der Höhe der vorher von Ruffini gezahlten Zuwendungen orientierte. Insgesamt wurden in Landsberg für beständige und unbeständige Verehrungen 814 Gulden, 26 Kreuzer und 4 Heller aufgewendet.

Ausgaben für den himmlischen Beistand

Die Salzcommunität ließ aber auch nicht aus, sich des himmlischen Beistands für das angestrebte Salzgeschäft zu versichern. So ließ man täglich für 30 Kreuzer eine heilige Messe lesen, aber diese, damit die an den Kurfürsten gerichteten Bittschriften Erhöhung fänden, im Münchner Herzogspital. Als im September das Landsberger Salzgeschäft probeweise angelaufen war, wurden 97 10-Uhr-Messen in Landsberg gelesen, außerdem ein feierliches Hochamt am Namenstag des Kurfürsten Maximilian Joseph in der Stadtpfarrkirche, dazu ein Kreuzgang (Prozession) zur Dreifaltigkeits- und Heilig-Kreuz-Kirche als Danksagung »zu dem grossen Indianer Apostl unnd Statt Patronen Francisco Xaverio«. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, daß für die himmlischen Verehrungen mit insgesamt 145 fl 14 nicht viel mehr als der zehnte Teil dessen aufgewandt wurde, was man für die Geneigtheit irdischer Mächte springen lassen mußte. Allerdings muß gesagt werden, daß diese Art von Investition Früchte trug, da der Salzcommunität in den ersten Monaten von Mitte September bis Ende Dezember 1745 per Saldo ein Überschuß von 78468 Gulden 18 Kreuzern und 6 Hellern in der Kasse blieb.

Die Kontrakte der Salzcommunität Landsberg

Der Hauptkontrakt zwischen dem Kurfürsten — unterzeichnet »Max: Jos: Churf mpria« — und der »Salzcommunität dero Statt Landtsperg«, datiert vom 30. November 1745, galt vom 1. 1. 1746 bis 31. 12. 1755.⁸⁴ Er verpflichtete zur Abnahme von 25000 Fässern Salz pro Jahr zum Übernahmepreis von 14 Gulden pro Faß, ohne Preisunterschied zwischen »ordinari« mit 7 ½ und »extraordinari« Fässern mit 8 Füederl Inhalt. Das brachte dem Kurfürsten einen zusätzlichen hohen Gewinn, da z. B. im Aftervertrag zwischen Ruffini und Memmingen vom 7. 9. 1736 ein Faßpreis von 11 ¼ bzw. 10 ¾ Gulden vereinbart worden war und Ruffini die Fässer als Hauptkontrahent ja noch billiger erstanden hatte⁸⁵. So war es auch nicht verwunderlich, daß der Kurfürst in der Anlaufphase von Mitte September 1745 bis Mitte Januar 1746 »nicht villminder als vierzigtausend Gulden in Betref des ehemaligen Ruffinischen Contracts« als Mehreinnahmen einstreichen konnte⁸⁶. Die Communität verpflichtete sich außerdem, jeweils am Monatsende die Summe von 29 166 Gulden 40 Kreuzer beim Salzamt Landsberg einzuzahlen, unabhängig davon, wieviel Salz vom Salzamt abgeführt worden war. Der Kurfürst wolle dagegen verfügen, daß »bey der Wurzen zu Reichenhall und Traunstein ein gutt gewehrlicher Stoß (= Ausstoß) geführet«, ein »genuegsamer Vorrath ahn Salzfüßern

⁸⁴ StadtA LL, Fach 316/17, Contract zwischen Ihro Churfrtl: Drt: in Bayrn, mit der Salz Communität dero Statt Landtsperg, auf 10 Jahr ... dat. den 30. 9. br: 1745.

⁸⁵ StadtA LL, Fach 316/17, alte Signatur: Kasten 1, Schubl. 25, Nro. 1.

⁸⁶ StadtA LL, Fach 316/17, Contract v. 30. 11. 1745.

nacher Landtsparg verschafft ... auch zu Landtsparg ein iedes Faß der gebirh nach gewehrlich gefillet, und in gutter Condition, mit genugsamen Reiffen wohl abgedundtner verabfolget werde«. Zur bessern Beobachtung der Abfertigung dürfen die Landsberger, allerdings auf deren Kosten, einen oder mehrere der Ihrigen in die Salzstädel beordern. Ein wichtiger Vertragspunkt betraf die Salzlieferungen in die Schweiz: Falls die alten Schweizer Vertragspartner »sich zu proportionierlich eingerichtetem Augmento (hier: Preissteigerung) nicht bequemen würden«, werde den Landsbergern »das sonst gewöhnliche Schweizerische Salzquantum« zu altem Preis überlassen. Außer Bürgermeister Lidl und Stadtschreiber Nissl unterschreiben den Vertrag in München seitens der Salzkommunität der Rotgerber Johann Georg Baur und der Storchenbader Georg Friedrich Perkhamer, beide frei resignierte des Äußeren Rates der Stadt.

Der Afterkontrakt zwischen der Landsberger Salzkommunität und den Deputierten des Reichsstädtischen Salzamts Memmingen wurde in München am 5. Dezember 1745 auf die Dauer von 10 Jahren geschlossen.⁸⁷ Darin verbindet sich die Salzkommunität, der »Lobl: Salzcompagnia Memmingen die mitls haubt Contracts iährlich ybernehmmente Fünff und Zwainzig Tausent ordinari Salz Väser zuyberlassen«, für welche die Memminger für jedes Faß ohne Unterschied 14 Gulden 40 Kreuzer zu bezahlen gehalten sind. (Die Handelsspanne bringt also den Landsbergern eine Einnahme von 40 Kreuzern pro Faß oder 16 666 Gulden im Jahr!) Sollte der Kurfürst aber über kurz oder lang eine »Dareingab verwilligen« (z. B. in Form der früher üblichen »Vortl« oder Gratisfässer), so soll Landsberg davon ein Viertel, den Memmingern aber drei Viertel zugute kommen. Die Memminger verpflichten sich weiter, zur Mitte jeden Monats den Betrag von 30 555 Gulden, 33 Kreuzern 2 ¼ Hellern an die Salzkommunität abzuführen, so daß also den Landsbergern ein monatlicher Saldogewinn von rund 1 390 Gulden bleibt. Außerdem erklären sich die Memminger bereit, falls mehr als 25000 Fässer in Landsberg angeliefert werden, diese »zu accordierung ... deren herren Schweizern und Lindtauer« und anderen zu übernehmen. Der Verschleiß über den Lech wird den Memmingern zugestanden, allerdings dürfe der Faßverschleiß den Scheibenschleiß durch das Salzamt Landsberg nicht beeinträchtigen. Die im Salzstadel entstehenden gewöhnlichen Kosten (z. B. das Bindegeld) hat die Salzgesellschaft Memmingen allein zu bestreiten. Unterschrieben haben seitens des Salzamtes Memmingen der Ratsconsulent Johann Christoph Küner, Carl Abraham Stoops des Raths und der Salzbeamte David Rupprecht.

Am 10. Januar 1746 schloß der Kurfürst einen **weiteren zehnjährigen Salzkontrakt** mit der Salzkommunität Landsberg über 10000 ordinari Schweizer Salzfüßer jährlich cum obligo (= mit Abnahmeverpflichtung) und weiteren 2000 sine obligo, so daß die Landsberger für insgesamt 35000 Faß sich verpflichtet hatten.⁸⁸ Sollten sie sich getrauen, noch mehr zu verschleifen, war rechtzeitige Bestellung gefordert, damit die Wurzeln in Reichenhall die nötigen Vorkehrungen treffen könne. Das Salzamt Memmingen als Afterkontrahent orderte sogleich 1500 Salzfüßer zu 8 Fiederl für 1746. Den Schweizer Kantonen, vertreten durch ihren Faktor in Lindau, Herrn Halder, gelang es in München, ihren alten Faßpreis von 9 Gulden 1 ½ Kreuzer für ordinari und extraordinari Fässer durchzusetzen, wobei sie die Konkurrenzsituation am Bodensee ausspielen konnten. Die Österreicher nämlich hatten für ihr Haller Salz die großen Salzspeicher rings um den Bodensee in Bregenz, Radolfzell, Stockach und Wasserburg — mit Ausnahme von Lindau — in ihre Hände bringen können.⁸⁹

Der **Kanton Bern** nutzte die Situation, indem er eine Gesandtschaft unter der Leitung des Berner Salzdirectors Herrn von Dorman über Memmingen, Augsburg und Landsberg — wo das Salzlager und die Vorräte von ihnen begutachtet wurden — nach München abordnete, um dort beim Kurfürsten einen **Separatvertrag** abzuschließen. Dieser wurde am 20. Oktober 1746 unterzeichnet, nachdem die Salzgesellschaften Landsberg und Memmingen lange, aber vergeblich dagegen antichambriert hatten⁹⁰. Die Berner erhielten für vier Jahre jährlich 4000 Schweizer Fässer, die aus den 10000 Fässern des Landsberger Vertrages vom 10. Januar 1746 herausgenommen wurden. Vertragsbeginn war der 1. Januar 1747. Als Entschädigung für die entgangenen 4000 Fässer erhielten die Landsberger allerdings jährlich 300 Fässer gratis geliefert, neben der Absichtserklärung des Kurfürsten, mit den anderen Schweizer Kantonen, »in specie mit **Zürich, Basl, Solothurn und Schwyz**« keinen unmittelbaren Kontrakt zu schließen, »es sey dann, daß wehrenten mit dem Canton Bern dermallen auf 4 Jahr geschlossenen Contract sich eüsseren wurde, daß das Bayr: Salz vonn Beyder Communiteten [nämlich Landsberg und Memmingen] in erwehnt ybrige Cantons nicht zum verschleis gebracht werden könnte«. In diesem Falle behielt sich der Kurfürst den Abschluß von Separatverträgen ähnlich dem Berner Vertrag vor. Allerdings sollte dem Landsberger Verschleiß »ins **Turgau und Rheintal** ... nicht der mündiste eingriff oder abbruch verursachet« werden⁹¹.

Erhebliche Ungelegenheit bereitete der Landsberger Salzkommunität auch ein Kontrakt, den die kurfürstliche Hofkammer mit den Handelsherren Kalber aus Donauwörth getroffen hatte. In diesem »**Thonauwörthischen Kueffen Contract**« ging es um ausländisches, nämlich Berchtesgadener Salz, das auf dem Wasserweg über Salzach, Inn und Donau nach Donauwörth verschifft wurde und von dort weiterverhandelt wurde⁹². Da 3 ½ Kufen einem dreischiebigen Faß entsprachen, aber um 1 f 24 x wohlfeiler als ein Landsberger Faß zu stehen kamen, beklagten sich die Landsberger und Memminger beim Kurfürsten, daß diese Donauwörther Kufen die Salzkommunität aus ihren mit Fässern belieferten Distrikten hinausdrücken würden⁹³. Einer gemeinsamen Delegation aus Landsberg und Memmingen gelang es schließlich, vom Landsberger Faßpreis einen Nachlaß von 42 Kreuzern zu erwirken.

Alle diese Bemühungen führten im 1. Halbjahr 1746 wieder zu Ausgaben für »unbeständige Verehrungen« in München in Höhe von 3 423 Gulden, im 2. Halbjahr waren es 1 227 Gulden, darunter für den Geheimen Cabinetssecretär von Lellmacher ein Faß Wein zu 5 See-Emmer und zwei Gamsböcke, die franco nach München geliefert werden mußten. Und als der Memminger Ratsconsulent Kuenner auf der Rückreise von München »alhier in der Statt das unglich gehabt, seine Sackuhr zuverliehren, und desswegen die Deputatos der Salz-Communitet villfeltig sowohl mündlich, als Schriftlich angekommen, ja gebetten, Ihme den erlittnen Verlust mitls einer neuen Uhr ... zuersezzen«, mußte man dafür 30 Gulden ausgeben⁹⁴.

⁸⁹ Hocquet (wie Anm. 1) 213f.

⁹⁰ StadtA LL, Fach 316/17, Anderten Halben Jahrs Material: und Gelt Rechnung 1746. Die umfangreichen diplomatischen Verhandlungen der Berner u. die vergeblichen Bemühungen der Landsberger u. Memminger Deputierten sind auf fol. 45–68 ausführlich dargestellt.

⁹¹ StadtA LL (wie Anm. 90) fol. 68 r–70 r.

⁹² Das im Schellenberg gewonnene Salz des Erzstiftes Berchtesgaden wurde gemäß mehrerer Verträge von Bayern übernommen und zusammen mit dem Halleiner Salz zu Wasser transportiert. Handelsform war die Kufe, die der Reichenhaller Scheibe an Inhalt u. Gewicht etwa gleich kam (S. Ockel, wie Anm. 45, 20 u. 22, und: Fritz Koller, Bayern – Salzburg – Berchtesgaden. Der Streit um den Salzhandel 1587–1611, in: ZBLG 50/3 (1987) 767–821).

⁹³ StadtA LL (wie Anm. 88) fol. 46–55 r.

⁹⁴ StadtA LL (wie Anm. 90) fol. 116–117 r.

⁸⁷ StadtA LL, Fach 316/17, Affter Contract ... geschlossen den 5.Xbrs. Ao. 1745.

⁸⁸ StadtA LL, Fach 316/17, Erste Halben Jahrs Material: und Gelt Rechnung 1746, fol. 1 r–2r. Der Vertrag selbst liegt nicht im Stadtarchiv.

Die Konkurrenz ruht nicht

Im folgenden Jahrzehnt, als Landsberg im Genusse eines Hauptkontraktes war, konnte man sich keineswegs in Ruhe seinen Geschäften widmen. So agierte 1747 wieder Herr von Ruffini gegen die Salzkommunität, und eine Landsberger Delegation mußte nach München reisen, damit »die gegenthällige underpauungen, so auf zernichtung des landtspersgischen Salzcontracts gerichtet werden kunten, gleich in Ihrer Grundlöngung zerstöret, und gehemmet wurden«. Von einem wohlgesinnten guten Freund in München hatte man »sichere kuntschafft, ... daß die sich auch in München befüntente Herren Deputati dess Salzambts Memmingen in dess H: von Ruffin behausung bey der hintern thür im Gässl zum öffteren den ein: und ausgang mittags zeit zwischen 11 et 12 Uhr genommen«. Man befürchtete, H. v. Ruffini habe mit seinem Eindringen in den Salzkontrakt die Absicht, »dises wichtige Salz Negotium gar erblich zu machen, wie sich dan derselbe die Churfirtl: Herrschafftten Mattsües und Anglberg zum preaejudiz der durchleichtigisten Successoren an sich zu erkauften angemasset«⁹⁵.

Und 1749 beschwerte man sich beim Kurfürsten wegen der mit dem **Abt von St. Gallen** und dem Stand **Schaffhausen** getroffenen Nebenkontrakte zu einem geringeren Faßpreis, die außerdem auf die jährliche Landsberger Abnahme von 25000 Faß angerechnet wurden. Der Absatz des Landsberger Salzes zum alten Preis via Rorschach in den Thurgau und ins Rheintal, der durch St. Gallisches Gebiet ging, wurde dadurch erheblich gestört, ebenso wie der über Schaffhausen laufende Absatz in die Fürstenbergischen und Schwarzenbergischen Reichsherrschaften. Dem kleinen Kanton Schaffhausen, der nur 600 Fässer Salz pro Jahr konsumieren könne, seien 1500 Fässer zu günstigen Preis zugeteilt worden; den Überschuß könnten die Schaffhausener nun mit Gewinn weiterverkaufen.⁹⁶ Ähnliche Schwierigkeiten gab es 1749 mit den **Kantonen Solothurn und Zürich**⁹⁷.

1754 liefen die Schweizer Fässer zwar wie bisher weiter über das Salzamt Landsberg, doch die Landsberger Salzkommunität war durch Separatverträge der Kantone mit dem Kurfürsten aus dem Zwischenhandel ausgeschaltet. Deshalb vermerkt die Salzrechnung für 1754: »und hat man sich von seithen der Salz Communität Landtspersg wegen ybernamb diser sogenanten Schweizer Vassen in zuekonfft wohl zu hütten, zumahlen mann merckhlichen darmit gebrennet wordten. Id est Nihil«⁹⁸.

IV. Die Verdrängung der Landsberger Kommunität aus dem Salzgeschäft

Vergebliche Bemühungen um Verlängerung des Hauptkontraktes

Ein Jahr vor Ablauf des Hauptkontraktes versuchte es die Salzkommunität noch mit »Verehrungen« an den Afterkontrahenten und befürchteten Konkurrenten in Memmingen, damit »man sich also leichter beederseiths vereinbahren mechte«. So erhielt der Direktor des Salzamts Memmingen, Bürgermeister Johann Friderich von Stohl zu Wespach, ein Neujahrs Geschenk in Höhe von 24 ganzen Max-

dor á 6 f 50 x, der Buchhalter Jacob Singer »zu gewöhnung dessen guetter gesünnung« 6 Maxdor. Den Patres Franziskanern zu Lenzfried schickte man »mehrmahlen ain Vass Salz ... umb dero andächtiges gebett zu glicklicher fortsetzung des Salz commercii«. Dem Collegium der Landsberger Jesuiten aber stiftete die Salzkommunität die »herstölung eines Neyen altar des grossen heyl: indianer apostel Francisci Xaverii« in ihrer soeben erbauten Heilig-Kreuz-Kirche, »wie dann vor anheur [= für dieses Jahr] wegen dem kunstreichen altarblatt, so herr Gottfridt Göz in Augspurg verfertigt, 230 Gulden entrichtet« und die Übernahme der Kosten für die Kistler-, Bildhauer- und Faßmalerearbeiten fest zugesagt wurden⁹⁹.

Es half aber alles nichts. Als die Landsberger versuchten, »mit gedachtem Memminger Salzamt auf schließung eines neyen Contracts anzubündten« und eine gemeinsame Reise nach München anzutreten, suchten die Memminger viele Ausflüchte, um schließlich allein nach München abreisen zu können. Als die Landsberger erfuhren, »daß Memmingen auf einen solchen Gaull reitte«, ordneten sie ebenfalls eine Deputation nach München ab. Dort hatte ihr Agent, der Archivar Attenkover, bereits von den Memmingern erfahren, »daß sie mit Landtspersg in zuekonfft nicht mehr zu negotiern [= Geschäfte zu machen] instruiert seyen«, und der Agent der Memminger, Herr Hofstötter — der übrigens Buchhalter bei Ruffini war — ließ verlauten: »Die Landtspersger sollen kein vass bekommen«, wenn es nur nach ihm ginge. Diese, die nun »ohnschwer erkennet, wievil es an der haubtuhr geschlagen«, versuchten daraufhin aufs Ganze zu gehen und schlugen dem Kurfürsten einen neuen Vertrag ohne die Memminger als Afterkontrahenten vor, da sie sich von diesen hintergangen fühlten. Da aber das Land Bayern inzwischen ein eigenes Salzamt für den Verschleiß in die Schweiz in der Reichsstadt Buchhorn (= Friedrichshafen) am Bodensee mit eigenem Salzstadel errichtet hatte, konnten die Landsberger nur die jährliche Übernahme von 15000 Faß cum obligo zusagen, in der Hoffnung, daß die Memminger sich gezwungenermaßen auch ohne Afterkontrakt in Landsberg mit Salz versorgen müßten.

Dieses konnte aber den Memmingern in München nicht verborgen bleiben, »dahero Selbe zu gueter löze [= zугuterletzt] noch einen gleichlichen sturmb, unnd zwar so glicklich gewaget, daß Selbige den obsieg, unnd somit den haubtContract erhalten«. Die Landsberger Salzkommunität aber mußte für Reisekosten und Zuwendungen an einflußreiche Hofbeamte in München 1080 Gulden »mit wehmuet in ausgaab« schreiben. Resignierend heißt es in der Salzrechnung für 1755: »So haben doch die Landtspersger Fuixen niemahlen den erwünschten Zug gethonn, unnd denen Memmingerischen die waag halten können, aller-massen die Memmingerische Vorspann denen von Landtspersg allzeit yberlegen gewesen«¹⁰⁰. Ein herrliches bildhaftes Wortspiel mit den Fuixen, die sowohl Goldfische, also Goldstücke, wie auch rötliche Zugpferde bedeuten können, die den Memmingern, die weitere »Fuixen« vorspannen konnten, aber unterlegen sein mußten!

⁹⁵ StadtA LL, Schlußrechnung des Halben Jahrs des Erneuernten Contracts von 1. July biß lessten Decembris 1747, Ausgab auf Münchner Raisen, fol. 41–45.

⁹⁶ StadtA LL, Fach 316/17, Promemoria zur kurfürstl. Hofcammer 1749.

⁹⁷ StadtA LL, Fach 316/17, Scheiben v. Salzamt Memmingen v. 27. 9. 1749 u. Landsberger Antwort v. 4. 10. 1749.

⁹⁸ StadtA LL, Material: und Gelt Rechnung 1754, fol. 3.

⁹⁹ zu Gottfried Bernhard Göz siehe: Eduard Ispording, Gottfried Bernhard Göz 1708–1774. Ölgemälde und Zeichnungen, Weißenhorn 1994. Das Altarbild hängt heute mit einem von gleichem Format, darstellend St. Ignatius, — beide bez. GBGöz Pinxit 1754 — an den Wänden der unteren Empore, dem ehem. Novizenchor (Abb. in: Dagmar Dietrich u. a., Heilig-Kreuz-Kirche Landsberg a. Lech, Große Kunstführer Bd. 144 München/Zürich 1986, 48 f.). Gözens Altarblatt, ursprünglich für den Xaverius-Altar bestimmt, wurde durch ein anderes, darstellend den Tod des Heiligen, ersetzt, das Johannes Baader zugeschrieben wird (s. Dietrich, 45). Im Salzrechnungsbuch des folgenden Jahres 1775 wird über die Kistler-, Bildhauer- und Faßmalerearbeit am Xaverialtar abgerechnet, ohne daß die ausführenden Künstler genannt werden. (StadtA LL (wie Anm. 98) fol. 76 r).

¹⁰⁰ StadtA LL, Material: und Gelt Rechnung 1755, fol. 55.

Zweijahresvertrag über 3000 Extrafässer (1756–1757)

Die Landsberger Salzkomunität aber erhielt als Trostpflaster und »in Consideration Ihrer zu letzteren Kriegszeiten erweisen besonderen Treu: und andurch sich zugezogen grossen Trangsallen zur aufhelf und wiederumiger emporbringung ihres in zimlichen verfaehl stehenden Stadt-Cammerweesens auf die nechst-bevorstehende 2 Jahr, jedes aintausend fünfhundert extra-Fass im Preys ad zehen gulden 45 x«¹⁰¹. Diese Fässer durfte die Salzkomunität aber nicht in den bayerischen Territorien westlich des Lechs (dazu gehörte auch die Herrschaft Mindelheim) verschleifen¹⁰². Am Tage nach dem Vertragsabschluß gewährte der Kurfürst der Salzkomunität noch eine Extra-Gratification von jährlich 375 Gulden auf die zwei Jahre, auszuzahlen vom Salzamt Landsberg¹⁰³.

Als diese zwei Jahre zu Ende gingen, bemühte sich die Landsberger Salzkomunität wieder um den Abschluß eines Haupt- oder wenigstens eines Interimvertrages und betonte diesmal ihre Bedeutung für die Stadtkasse, der sie in den zwölf Jahren ihrer Existenz 40 000 Gulden eingebracht habe. Allerdings habe die Stadt noch 70 000 Gulden Schulden, verursacht auch durch das 1756 eingebrochene Lechwehr. Diese Hochwasserkatastrophe habe nicht nur die beiden Getreidemühlen und die anderen vom Mühlbachwasser abhängenden Werke trockengestellt, sondern auch die Wasserversorgung der Bergbewohner, die bei Feuersgefahr »den wietenten Flammen hilflos müesten yberlassen werden«¹⁰⁴.

Memmingen erhält den Vorzug

Als die Landsberger Abordnung nach 15wöchigem Aufenthalt in München noch nichts erreicht hatte, wandte sie sich mit einer Bittschrift sogar an die Gemahlin des Kurfürsten, damit diese »aus Landesmütterlicher Liebe« mit ihrem »allvermögenten vorwort diese ... causam secundieren« und bei ihrem hohen Herrn Gemahl eine »erwünschte gnedigiste resolution bewerkchen« möge, damit »den Ruffinischen zuemuethungen« kein Gehör gegeben werde¹⁰⁵.

Als auch diese Bemühungen nichts fruchteten, wandte sich die Landsberger Salzkomunität mit einem letzten verzweifelten Gesuch an den Landesherrn, worin neben Enttäuschung aber auch ein versteckter Vorwurf ausgedrückt wird:¹⁰⁶ Da nunmehr dem gesicherten Vernehmen nach der Salzkontrakt verloren sei, was »mit ohnausgesözten Zächern« (Zähnen, Tränen) beweint werde, müsse man annehmen, »wider alles verschuldeten nunmehr in die Landtesfürstliche höchste ungnad verfahren zu seyn«, denn man könne keine andere Ursache ausfindig machen, »welche hinreicht seye, die ausländtisch Lutherische Statt Memmingen der innlandtischen Statt Landtsperg vorzüglich zu achten«. Landsberg werde nun, in betracht des »beständig vorwalthent costbahrn Wuehrepaues [Lechwehrausbeserung] ... vast nimmermehr erschwingliche purdten« [= Bürden] aufgelastet, so daß die Stadt »in ihr voriges Nichts zuruckh verfahren« werde, während die »Lutherische Reichs Statt Memmingen die Landtspergisch betrangte burgerschafft, in ihrem wehemueth vastt verschmachtet, hochmuethig auslachen« werde und »nach Lutherischer Art ein hönisches gespött treiben würdtet«. Auch müsse die

heilige Messe, welche die Salzkomunität während der ganzen zwölfjährigen Kontraktzeit auf nicht geringe Kosten alltäglich um zehn Uhr habe lesen lassen, nun ein Ende haben, »welches bey einer catholischen gemeindte, in betrachtamb des lutherisch Memmingerischen Vorzugs, nit geringe bestürzung und ohntröstliche kleimüethigkeit verursachen« werde. Da unmöglich zu begreifen sei, daß ihr Landesherr dies alles mit gleichgültigen Augen ansehen könne, bitte die Stadt zum letztenmal, ihr den ganzen Kontrakt mit 15000 Fässern oder doch wenigstens 3000 gnädigst zu überlassen, zumal man durch den Wechsler Georg Nockher eine Personalcaution offerieren könne.

Doch alle diese Vorhaltungen waren vergeblich, denn die geschäftstüchtigere und kapitalkräftige Reichsstadt Memmingen erhielt den neuen Kontrakt. »Insbesondere scheinen organisatorische Probleme und eine letztlich den Memminger Vertretern unterlegene Diplomatie der Landsberger Abgesandten am kurfürstlichen Hof, aber auch ein Vertrauensvorschuß an die erfahreneren Salzändler eine Rolle gespielt zu haben«¹⁰⁷. Zunächst erhielt Memmingen einen Hauptkontrakt über sieben Jahre von 1758 bis 1764, dann sogar einen Zwölfjahresvertrag von 1765 bis 1776 über jährlich 19200 Extrafaß. Im letzteren Vertrag verspricht der Kurfürst den Memminger Salzählern, während dieser Zeit weder mit der Stadt Landsberg, noch mit Lindau einen Vertrag zu schließen¹⁰⁸. (Die für das bayerische Salz für den Seetransport in die Schweiz verkehrsgünstig gelegene Reichsstadt Lindau hatte die bayerischen Pläne, dort eine eigene Salzlegestätte zu errichten, abgelehnt. Daraufhin war der Kurfürst mit der Reichsstadt Buchhorn (= Friedrichshafen) handelseinig geworden und hatte am 30. August 1755 die Errichtung eines bayerischen Salzamtes mit bayerischen Salzbeamten in der kleinen Bodenseestadt erreicht. Lindau aber beherbergte erst später, 1772, eine bayerische Salzniederlage)¹⁰⁹.

Der Kurfürst übernimmt als Ausgleich für die Ablehnung eines Salzkontraktes die Baulast des Lechwehres (1780)

Als 1780 wieder ein für vier Jahre geschlossener Salzkontrakt mit Memmingen auslief, beantragten die Landsberger beim Kurfürsten Karl Theodor, diesen Kontrakt nun mit Landsberg abzuschließen. Am 3. Juli 1780 lehnte er den Landsberger Antrag mit der Begründung ab, daß »die Möglichkeit nicht abzusehen [ist], bey eurem bereits aufhabenden unerschwinglichen Schuldenlast ein geschäft zu übernehmen, welches ohne Credit nicht wohl geführt werden kan«¹¹⁰. Einen Kredit aber hätte Landsberg für die Kautio zur Übernahme des Salzkontraktes benötigt. Die wegen ständiger Reparaturkosten fürs Lechwehr hochverschuldete Stadtkammer werde aber vergeblich sich um einen Kreditgeber umsehen. Karl Theodor antwortete daher weiter: »Dahingegen beherzigen Wir den androhenden Verfall eurer Stadt huldreichest dahin, daß Unser gnädigsten Intention gemeß die Landspergische Lechgebäude [gemeint sind die Wasserbauten, also das Lechwehr!], welche ihr bis daher zu unterhalten gehabt, hinfüro aus Unserem aerario bestritten, und hiermit in solange fortgesezt werden solle, bis euer Stadtwesen von dem übergroßen Schuldenlast befreyet, sohin eure alte obliegenheit des Waßerbäues zu erfüllen wiederum vermögend seyn werdet«. Die von den Landsbergern gleichzeitig ersuchte Erhöhung der städti-

¹⁰¹ StadtA MM, A 309/2. Salzcontract vom 22. 12. 1755.

¹⁰² 102) StadtA LL, Fach 316/17, No. 38, Zweijahrescontract v. 22. 12. 1755.

¹⁰³ Ebd. No. 39 v. 23. 12. 1755.

¹⁰⁴ Ebd. No. 43.

¹⁰⁵ Ebd. No. 42.

¹⁰⁶ Ebd. No. 44.

¹⁰⁷ Ott (wie Anm. 70) 26, Anm. 148.

¹⁰⁸ StadtA MM, A 309/2 No. 17 (Vertrag v. 19. 1. 1764)

¹⁰⁹ Ott (wie Anm. 70) 12.

¹¹⁰ StadtA LL, Fach 316/17 »Die gdiste Übernehmung der Waßergebäuden, und confirmierung der Stadtzöhlen, dann Vermehrung des Salzzohls betrff.«



Neuer Salzstadel nach der Sanierung.

schen Zolleinnahmen wurde vom Kurfürsten differenziert beschieden: Während die meisten Landsberger Zolleinnahmen in ihrer Höhe nur bestätigt wurden, erhielt die Stadt einen höheren Salzzoll als bisher zugesprochen, der vom Salzamt auf den Salzpreis aufgeschlagen und allmonatlich an die Stadtkammer abgeführt werden sollte: statt der in der Zollrolle genannten 5 Schwarzpennige bekamen die Landsberger nun 2 ½ Kreuzer von jedem Faß, das entsprach 10 Weißpennigen. Von einem Fässel erhielten sie drei Weißpennige.

Das Ende des Landsberger Salzamtes (1849)

Die letzte im Stadtarchiv erhaltene Salzrechnung ist das »Kassa Manual Anno 1774« des Salzamtes Landsberg. Jüngere Akten der neunziger Jahre betreffen nur das Salztransportwesen und sind an anderer Stelle abzuhandeln. Die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts waren sicherlich eine Glanzzeit des bayerischen Salzexports¹¹¹. Die Stadt profitierte aber nur mehr indirekt vom Salzhandel: einmal durch die vom Salzamt an die Stadtkammer abgeführten Salz- und Pflasterzölle, dann aber durch das Geld, das die Salz bringenden und abholenden Fuhrleute in der Stadt für ihre beruflichen und leiblichen Bedürfnisse ausgaben, nicht zu vergessen auch die mit dem Salzamt verbundenen Arbeitsplätze in der Stadt.

Nachdem Bayern 1806 zum Königreich erhoben worden war und sich ganz Schwaben einverleibt hatte, fiel aber die Zollgrenze am Lech weg und Landsberg büßte allmählich seine Rolle als Umschlagplatz für Salz ein. Die katastrophale Mißernte von 1816 und der Versorgungsengpaß im folgenden Jahre veranlaßten die königliche Regierung, Magazine zur größeren Getreidebevorratung anzulegen. So wurde 1829/30 der als Salzlagerstätte nicht mehr ausgelastete Herzogsalzstadel am Roßmarkt zum Getreidemagazin umgebaut.

Der Salzumschlag in Landsberg ging zu Beginn der dreißiger Jahre von ehemals 30000 auf nur noch 9–12000 Fässer jährlich zurück. Mit dem Ausbau der Eisenbahn folgte der Salztransport dem Schienenwege. 1840 wurde die Bahnlinie München-Augsburg und 1843 die Fortsetzung Augsburg-Buchloe-Lindau eröffnet. Der Salztransport in die Schweiz und nach Württemberg ging also nicht mehr über die Landsberger Lechbrücke. 1849 wurde deshalb das königliche Salzamt Landsberg aufgelöst. 1850 kaufte die Stadt den Lechsalzstadel, der nun nach seiner Restaurierung 1993 als Stadtbücherei und Städtisches Archiv genutzt wird. Der ehemals älteste Salzstadel der Stadt an der Hintere Salzgasse, der 1750 vom Staat gekauft, wegen Baufälligkeit abgerissen und als »Neuer Salzstadel« wiederaufgebaut worden war, ging 1872 wieder in städtischen Besitz über und wurde 1980/82 saniert. Heute beherbergt er Wohnungen, Läden und Ateliers.

¹¹¹ Ott (wie Anm. 70) 28.



Lechsalzstadel, jetzt Stadtbücherei und -archiv.

Die Marienkapelle in der Stadtpfarrkirche

Einst Bibliothek, später Andachtsraum

Von Dr. Heide Weißhaar-Kiem



Im Jahre 1604 wies der Rat Landsbergs einer neugegründeten Bruderschaft den ursprünglichen Bibliotheksraum

(Stadtpfarrkirche) als Oratorium zu. An der Nordwand befindet sich ein Pestbild von David Steber aus dem Jahre 1605.

I. Zur Geschichte des Raumes

Das Hauptportal der Landsberger Stadtpfarrkirche ist zur ehem. Judengasse (heute Ludwigstraße) und zum Hauptplatz hin ausgerichtet. Bis zur letzten Außenrenovierung war es durch einen reichen und bemerkenswerten Figurenschmuck ausgezeichnet. Sein mächtiger Vorbau weist in der Südmauer die Dedikationsinschrift zur Grundsteinlegung von 1468 auf; er dürfte in die erste Bauphase der Kirche gehören.

In seinem Obergeschoß beherbergt der Vorbau einen hohen, gewölbten Raum mit Spitzbogenfenstern, der öffentlich nur über die enge Spindeltreppe in der Westwand und die Orgelempore zugänglich ist. Zu Entstehungsgeschichte und ursprünglicher Nutzung liegen keine Quellen vor.

Der solchermaßen schwer zugängliche Raum dürfte schon bald nach seiner Fertigstellung als städtische Bibliothek genutzt worden sein. Einem ins ausgehende 15. Jh. zu datierenden Eintrag im Salbuch der Stadtpfarrkirche ist zu entnehmen, daß in diesem Zeitraum eine nicht weiter lokalisierte »Lybereg« mit 94 angeketteten und verschlossen verwahrten Büchern unterhalten wurde. Ein wenig späterer Eintrag spricht bereits von rund 150 Büchern in städtischem Besitz.¹

Zu Beginn des 17. Jh. wurde sowohl der Bibliotheksraum wie auch seine Ausstattung gepflegt und erneuert: Dem Maurer Matheis Hueber war das Ausweißen der Bibliothek übertragen; gleichzeitig lieferte der Kistler Stephan Spanvelder neue Schränke für die Bücher, der Schlosser Joachim Hofsteter war mit deren Beschlägen und sonstigen Reparaturen beauftragt.² Die Pflege des Buchbestandes oblag dem Buchbinder Michael Schretter, der für Binde- und Ausbesserungsarbeiten entlohnt wurde.³ Alle diese Informationen geben jedoch den Ort der Bibliothek nicht an; erst als die Büchersammlung verdrängt wurde, wird er lokalisierbar.

Der Rat der Stadt wies im Jahr 1604 der neu gegründeten Bruderschaft »De Assumptione Beatae Virginis Mariae«, Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft, den Bibliotheksraum als Oratorium zu:

»Sodalitas Parthenia pluribus hinc annis inter Land/spergenses cives concepta, & [et] occultis igniculis fota, hoc demum autumnum in apertum erupit: viginti/quinque viris, pietate, ac moribus spectabilis au-/spicia captantibus, leges tempori, ac loco attem-/perarunt. Nostros a confessionibus, adhorta[ti]o[ni]bus, / & [et] consiliis delegerunt.

Assumptae Divorum Matri// No[m]i[n]a dedicarunt, et a Magistratu locum Civicae/ Bibliothecae pro Oratorio obtinuerunt. Ita, bonis o[mn]i[bu]s/ applaudentibus, die inter Divos Virginis refatae/ sacro praeclaris operis initium factum, & [et] post [?]sae/ vitae maculas apud nos abstersas, in aede nova Coemiterii parites a[n]g[e]l[i]cae? mensae accubuerunt. Noster/ pro concione illorum Institutum explicavit.«

(= Die Sodalität der allerseeligsten Jungfrau, die durch mehrere Jahre hindurch unter den Landsberger Bürgern erstanden war und durch verborgene Feuer genährt wurde, ist schließlich in diesem Herbst in die Öffentlichkeit getreten. Als 25 Männer, durch Frömmigkeit und ansehnlichen Lebenswandel ausgezeichnet, die Führung übernahmen, haben sie die Gesetze der Zeit und dem Ort angepaßt. Sie wählten

die Unseren [d. i. die Patres der Gesellschaft Jesu] für Beichte, Kurzpredigten und für den Rat.

Der zum Himmel aufgefahrenen Mutter Gottes weihten sie ihre Namen und vom Magistrat der Stadt erhielten sie den Ort der städtischen Bibliothek als Gebetsraum. So haben sie, nachdem alle Konservativen zugestimmt hatten, am Tag, der unter den heiligen Tagen der ebengenannten Jungfrau heilig ist [wohl 15. August] den Anfang dieses herrlichen Werkes getan und nachdem sie die Makel ihres Lebens bei uns abgewaschen hatten [d. h. Beichte in Hl. Kreuz] im Gebäude des neues Friedhofs gemeinsam am himmlischen Mahl teilgenommen.⁴)

Da somit der erste Versammlungsraum der Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft in der heutigen Marienkapelle zu lokalisieren ist, kann mit Sicherheit davon ausgegangen werden, daß die spätmittelalterliche Landsberger Stadtbibliothek zunächst dort, im Raum über dem westlichen Südportal der Stadtpfarrkirche, angesiedelt war.

Unmittelbar nach der Übernahme des ehem. Bibliotheksraums, dessen Wände wohl schlicht gekalkt waren, mußte es ein vordringliches Anliegen der Sodalen sein, den Versammlungsraum würdig zu gestalten. Noch im Gründungsjahr stiftete die große Gönnerin der Gesellschaft Jesu in Landsberg, Maria Gräfin von Helfenstein, ein Gemälde der Gottesmutter mit dem Jesusknaben, ein Altartuch sowie weitere Altarzier. Dieses Bild konnte wenig später in einen von Bürgermeister Ambrosius Lamparter gestifteten Altar integriert werden.⁵ 1605 schenkte Dr. utr. iur. Stephan Luz das Bildwerk einer Muttergottes mit den vier Evangelisten in einem Kasten. Im gleichen Jahr vollendete der Maler David Steber⁶ wohl den größten Teil seiner figuralen Wandgestaltung.⁷

Am 2. Juli 1608 fand der erste festliche Bruderschafts-Gottesdienst im weitgehend vollendeten Oratorium statt,⁸ das im darauffolgenden Jahr in »Unser Lieben Frauen Kapelle« umbenannt wurde. 1609 stiftete Bürgermeister Ambrosius Lamparter zur Vervollständigung der Ausstattung zwei Sedilien für den Praefecten und seinen Assistenten. Schließlich richtete man neben dem Oratorium unter dem Dach des südlichen Seitenschiffes eine kleine Sakristei ein.⁹

Jedoch — der Raum erwies sich trotz allen Eifers bei der würdigen Ausgestaltung für die rasch auf 102 Sodalen angewachsene Bruderschaft als zu klein. Sechs Jahre nach der Übernahme, im Jahr 1610, beklagte man sich bereits über die Beschwerden beim Zugang zur Kapelle sowie der Unbequemlichkeiten beim zu engen Sitzen.¹⁰ Man projektierte einen neuen, breiteren Aufgang vom Kirchenschiff über die Empore, der u. U. gemauert und würdig gestaltet sein sollte. Anfang August des gleichen Jahres wurde der Plan jedoch zugunsten eines Umzugs in die Allerheiligenkapelle über der Gruft auf dem Friedhof vor der Stadtpfarr-

⁴ Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Jesuitica 2018, fol. 20r–21. Der lateinische Text ist in der Transliteration von Klaus Münzer wiedergegeben; für Hilfe beim Übersetzen danke ich Franz Bernhard Weißhaar. — Vgl. hierzu auch: Lipowski, Felix: Geschichte der Jesuiten in Bayern. München 1816, S. 74–75. Dort auch die ältere Literatur.

⁵ Münzer, Klaus: Künstler, Kunsthandwerker und deren Werke. Erstes Hauptbuch der Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft. I. 1604–58 und 2. 1663–1791. [Typoskript] 1988. [im: Stadtarchiv Landsberg]. [zit: Münzer: Hauptbuch, 1988], S. 1. — Ambrosius Lamparter d. Ä. hatte von 1603–1612 das Bürgermeistertum inne.

⁶ Unter den Gründungsmitgliedern der Landsberger Kongregation befand sich Marcus Steber, dem Künstler möglicherweise verwandtschaftlich verbunden; s. dazu Ringler, Elisabeth: das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Landsberg am Lech 1574–1773. München 1996. München, Ludwig-Maximilians-Universität, Zul. Arb. L.G.Y., S. 80.

⁷ vgl. dazu die beiden Datierungen der Wandmalereien.

⁸ Das Hauptbuch erwähnt für diesen Anlaß sowohl die »stättlich guete Musica« wie auch eine größtmögliche Beteiligung, vgl. dazu Münzer: Auszüge: »Hauptbuch«, 1987, S. 1.

⁹ Münzer: Hauptbuch, 1988, S. 1.

¹⁰ Münzer: Hauptbuch, 1988, S. 1.: »des Schnöggens gefährlichen aufgang«, d. i. die Wendeltreppe in der Westmauer.

¹ Stadtarchiv Landsberg [zit.: StAL]: Salbuch, 1429 ff. übertragen von Klaus Münzer. 1989. [Typoskript]. S. 14–15.

² Neu Wilhelm: Kirchenrechnungen der Stadtpfarrkirche Landsberg/Lech [Typoskript], 1990 [im Landesdenkmalarchiv des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege], S. 1 [zit.: Neu: Kirchenrechnungen 1990] und Münzer, Klaus: Diverse Auszüge aus dem Stadtarchiv Landsberg und Pfarrarchiv Mariae Himmelfahrt. »Marienkapelle«, 1987 [im Landesdenkmalarchiv]. [zit.: Münzer: Auszüge 1987].

³ Münzer: Auszüge, 1987, »Marienkapelle«.

kirche aufgegeben. Im darauffolgenden Jahr, 1611, war die Bruderschaft mit Zustimmung des Rates bereits dorthin umgezogen und hielt am 13. März hier ihre erste Reunion ab.¹¹

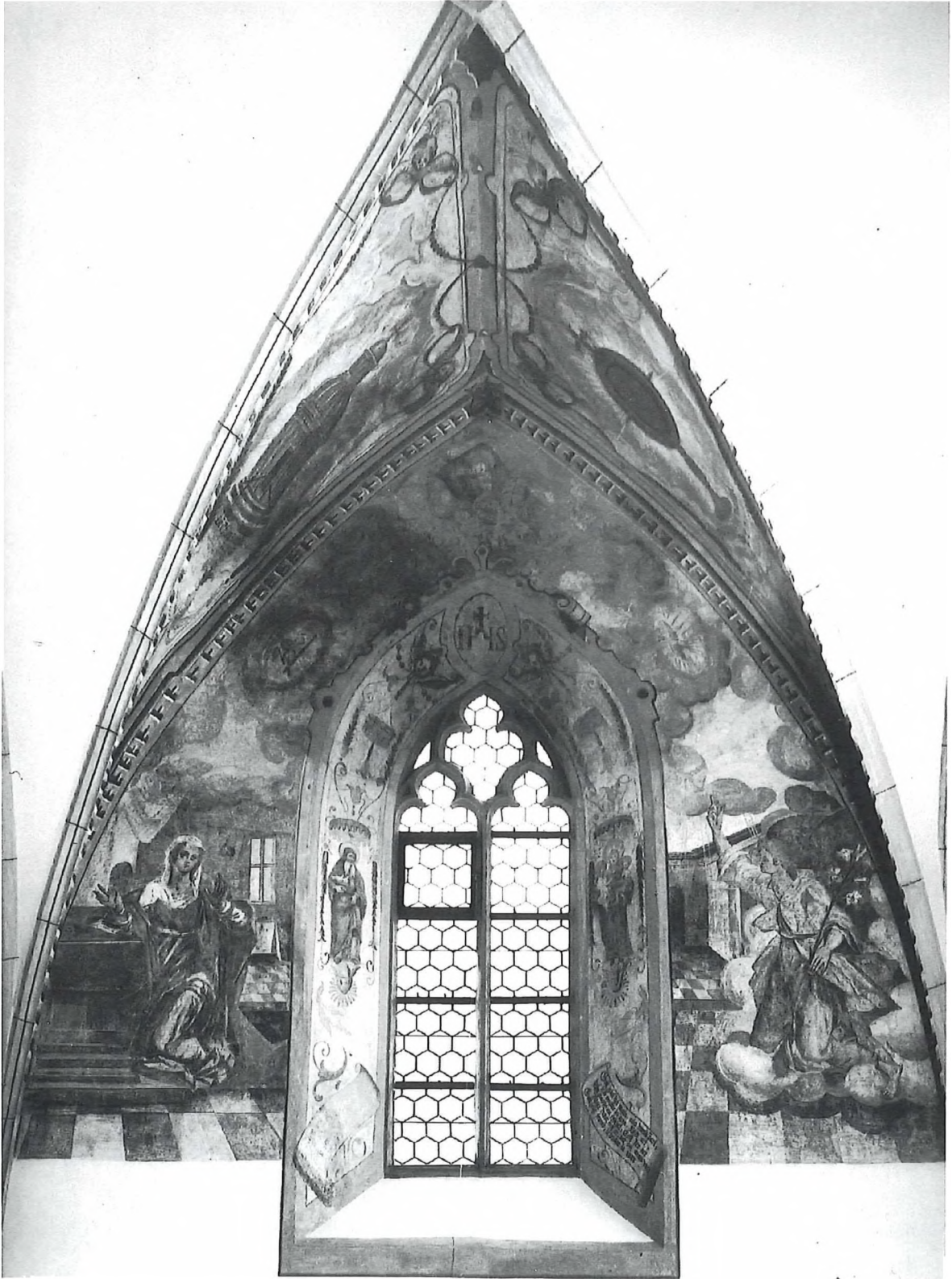
Die gerade erst vollständig neu ausgestattete Marienkapelle wurde somit bereits sieben Jahre nach ihrem Bezug wieder aufgegeben, vermutlich war ihre Bemalung nie vollständig gewesen. Den Marienaltar, der mit Sicherheit zwi-

schen den Fenstern an der Südwand stand, sowie die weitere mobile Ausstattung transferierte man in die Allerheiligenkapelle.¹² Erst 1618 restituierte die Bruderschaft die Kapellenschlüssel an den Pfarrherrn.¹³

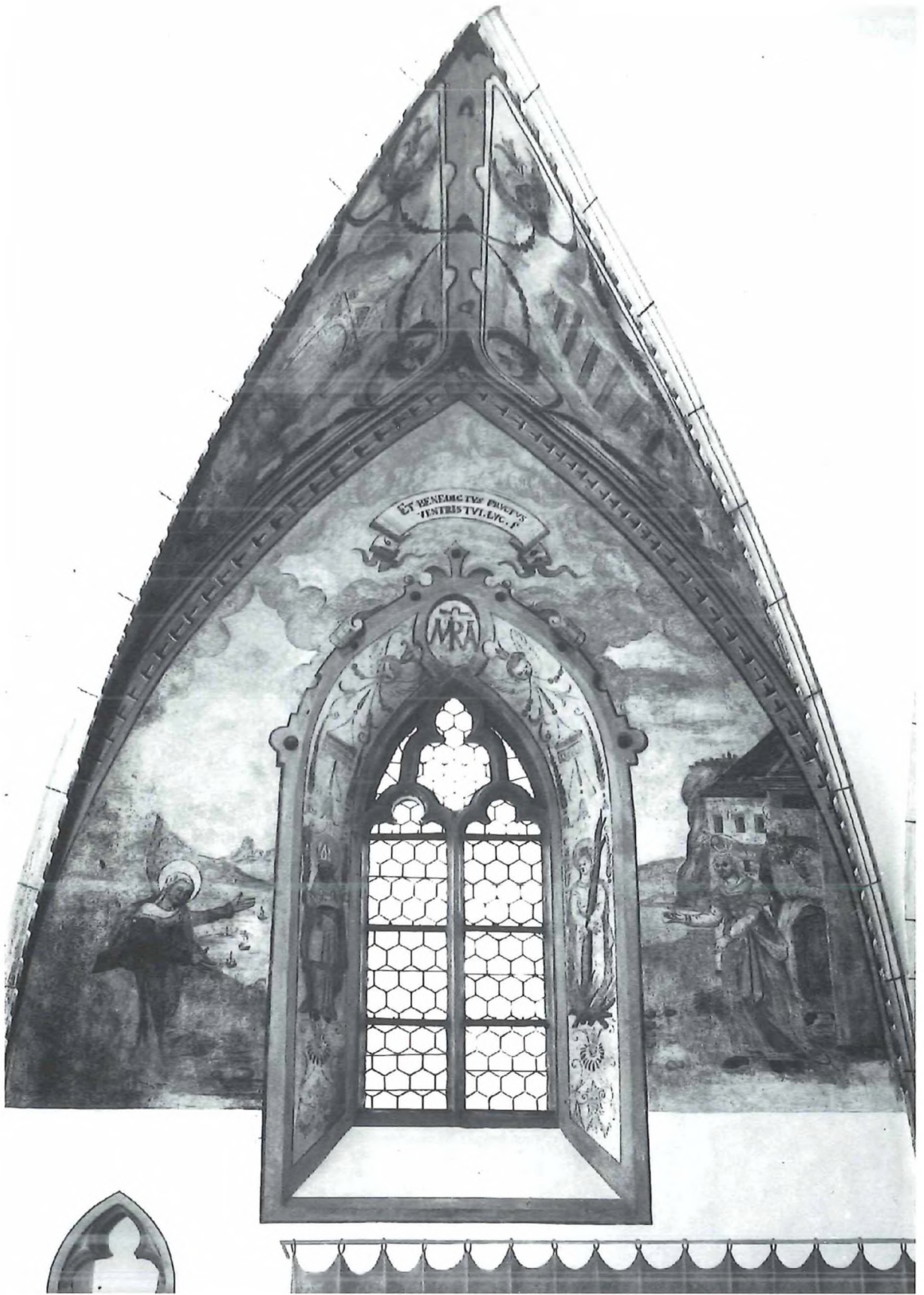
¹¹ Münzer: Hauptbuch, 1988, S. 2–3.

¹² Münzer: Hauptbuch, 1988, S. 2.

¹³ Münzer: Hauptbuch, 1988, S. 2–3.



Südliche Achse: Ostfenster mit einer Darstellung der Verkündigung an Maria von David Steber (1605).



Südliche Achse: Das Westfenster umrahmte David Steber — ebenfalls 1605 — mit dem Thema Heimsuchung.

Über die Nutzung der Marienkapelle seit dem Auszug der Bruderschaft liegen keine Nachrichten vor. Zu einem nicht näher bekannten Zeitpunkt wurden die Wandmalereien teilweise übertüncht, möglicherweise im Zusammenhang mit baulichen Ausbesserungsarbeiten, die aus den Jahren 1641 und 1687 überliefert sind.¹⁴ Es handelt sich hier wohl um die Behebung von Kriegsschäden. Aus dem 19. Jh. sind statische Probleme bekannt.¹⁵ 1901 erfolgte eine Renovierung, bei der die Ausmalungen teilweise freigelegt und lasierend überarbeitet wurden.¹⁶ 1904 verbrachte man den Altar aus der profanierten Leonhardikapelle in den Raum.¹⁷ Während des Dritten Reiches traf sich die kirchlich gebundene Jugend u. a. in der Marienkapelle.¹⁸

Im Zuge der umfassenden letzten Kircheninstandsetzung erfuhr auch der Kapellenraum 1984/85 eine Restaurierung. Statisch wurde das Gewölbe durch Säuberung der Gewölbekessel und Wiederbefestigung der Tonrippen gesichert, weiter wechselte man durchfeuchtete Putzpartien der Wände und Fensterlaibungen aus. Restaurator Manfred Sattler, Füssen, und akad. Maler Franz Kugelman, Kleinaitingen, reinigten, konservierten und retouchierten die teilweise stark überarbeiteten Wandmalereien.¹⁹ Freigelegt werden konnten dabei die Marmorierung an der Türleibung sowie die Fassung der Gewölberippen und die Linierung an den vier Mauernischen. Ergänzungen nach Befund erfolgten im nördlichen Bereich des Ostfensters sowie bei den Fassungen der Rippen; ebenso wurden die Draperien in ihrem unteren Bereich teilweise nach Befund rekonstruiert.²⁰

Seit 1985 dient die Kapelle als Andachtsraum für die Jugend. Ihre mobile Ausstattung nimmt auf die alte Nutzung als Oratorium und auf die Fresken Bezug. Sie wurde 1985 von Prof. Franz Bernhard Weißhaar entworfen und von Schreinermeister Bernhard Arnold ausgeführt.

II. Der Raum und seine Ausstattung

Der Rechteckraum von 9,14 zu 6,67 m ist zweijochig gegliedert und durch ein sechsteiliges Sterngewölbe mit zweifach gekehltm Ziegeltripp überfangen. Zwei Spitzbogenfenster sitzen in der Südwand, Ost- und Westwand weisen jeweils im südlichen Joch ein Spitzbogenfenster auf. Alle vier Fenster ziert reduziertes Maßwerk. Die Verglasung mit sechseckig geschnittenen Butzenscheiben ist erneuert. Die Spitzbogennische im unteren Bereich der Süd-mauer ist Teil des Entlastungsbogens über dem Südportal. Die unterhalb der Fenster eingetieften Nischen mit ihren nach Befund erneuerten Rahmenmalereien, die im Spitzbogen bzw. mit Kragsteinsturz oder segmentbogenförmig schließen, dienten der Aufstellung von Vasa sacra sowie von Lampen oder Leuchtern. Der Hauptzugang in der Mitte der Nordwand wird von einem gepfasten, wohl nach 1604 gekappten Spitzbogen umschlossen. Durch eine aufwendige Architekturmalerei in Sandsteintönen auf der Wandfläche und Marmorierungen in Grün-Rot-Tönen im Gewände, wird die Türe zum Prunkportal, das in die figürliche Malerei der Nordwand eingebunden ist.

Zwei weitere Nebenzugänge, von denen der westliche möglicherweise der ursprüngliche Zugang ist, führen im

Osten auf den Dachboden des südlichen Seitenschiffes bzw. im Westen als Nebenzugang ebenfalls auf die Empore. In den Scheiteln der Schildbögen sitzen kleine Schilde, deren teilweise Bemalung wohl von 1605 stammt.

Der noch weitgehend originale **Schmuckfußboden** kann der Erbauungszeit im ausgehenden 15. Jh. zugeordnet werden. Rahmen und Felderungen sind mit Ziegelsteinen im Format 39 zu 18,5 cm gelegt, die Füllungen dazwischen mit rautenförmigen, ihm Ahrenverband gelegten Ziegelplatten von 18 cm Kantenlänge.

Die Wandmalereien

Den größten Teil der **Wandmalereien** hat laut Monogramm und Datierung im Jahr 1605 der Landsberger Maler David Steber geschaffen. Sie sind in Fresco-Secco-Technik auf Putz gemalt.

Das Bildprogramm verbindet in Wort und Schrift das Lob der Gottesmutter, der Patronin der Kapelle, mit einer Selbstdarstellung der Bruderschaft. Bild und Text stellen für das Anliegen der Bruderschaft eine eindrucksvolle Ein-Bildlichkeit her.

Das Pestbild

Die gesamte Nordseite nimmt das Pestbild ein. Von höchster Höhe schleudert der auf einer Wolkenbank thronende Gottvater mit Macht seine Verderben bringenden Pfeile auf die Erde. Unter ihm, zu seiner Rechten, kniet Gott der Sohn als Fürbitter, mit der linken Hand auf die Seitenwunde, mit der Rechten auf eine Inschriftentafel zeigend. Dort der Hinweis auf die Passion in gebundener Sprache:

»Weil mein muetter so starh bitt/
O Vatter versag halt ir nit./
Laß dir durch mein marter und pein/
Für die sy bitt befolchen sein.«

Christus gegenüber die Taube des Hl. Geistes. Unter dieser Darstellung der Dreifaltigkeit steht im Zentrum des Bildes die mächtige Gestalt der Gottesmutter, die Hände in Orantenhaltung erhoben, mit einer hohen Spangenkronen ausgezeichnet. Ihren weiten Mantel halten zwei Putti; Bürgerinnen und Bürger in dunkler Tracht mit weißen Spitzenkränzen haben darunter Zuflucht vor den Pfeilen gefunden, andächtig das Rosenkranzgebet verrichtend. Auch das fürsprechende Anliegen Mariens verdeutlicht eine Schrifttafel:

»Ich bitt dich Sun durch meine brust/
Auch [...] dem Creuz lieb zugerüst/
reue [...] angst marter und noth/
ohn [...] vilt [...] off.«

Zuseiten der Gottesmutter treffen die Pfeile auf die in apokalyptischem Aufruhr versammelten Gestalten, welche die Laster der Trunksucht, des Kartenspiels, der Unzucht und Eitelkeit, der Ketzerei und der ungezügelten Neugier, der Streitsucht und rohen Gewalt verkörpern.

Die mit »1605« datierte fragmentarisch erhaltene Inschrift auf dem Türsturz formuliert als Gebetsanliegen den gesamten Bildinhalt:

»Deinen lieben Sun, unsern hern/
Das Er uns gnedig wöl erhern/
vndd wöll abbrechen alle pfeil/
Die sein vater, so grim vndd greil/
Wegen der sündt thadt abschiesse/
Er laßt dich [...] griessen/
So [...] nit versagen/
[...] marter und plagen/ 1605.«

Weitere Inschriften im Sockelbereich des Bildes sind abgegangen.

¹⁴ Neu: Kirchenrechnungen, 1990, S. 6 und 11.

¹⁵ PfALMH: Renovierungen, 18./20. Jh.

¹⁶ BLfD: Ortsakten, 7. Juni 1901 und PfALMH: Marienkapelle, 21. April 1984.

¹⁷ [Schober, Josef Johann]: Bauwesen in der Stadt Landsberg. Das Mädchenschulhaus. In: Landsberger Geschichtsblätter, 7 (1908), S. 4.

¹⁸ freundl. Mitteilung von Zeitzeugen.

¹⁹ PfALMH: Marienkapelle, 29. Mai 1986.

²⁰ PfALMH: Marienkapelle: Arbeitsbericht von Restaurator Manfred Sattler, Füssen, vom 29. 5. 1986.



Die Laster, dargestellt auf dem Pestbild (Detailaufnahme).

Der Marienzyklus

Die südliche Kapellenachse, die auch den Altar barg, ist reich mit Wandmalereien ausgestattet. Die Schildwand um das Ostfenster zeigt die **Verkündigung an Maria**. Links in einem Raum kniend die jugendliche Maria, zu welcher auf der rechten Seite der Verkündigungensengel mit der Lilie tritt. Über dem Fenster wiederum die Gestalt Gottvaters, der — gleichsam als »Ratschluß der Erlösung« — den Jesusknaben auf einem Kreuz liegend zu Maria aussendet. Die Szene wird auf der rechten Seite durch den Heiligen Geist in Gestalt einer Taube zur Dreifaltigkeitsdarstellung erweitert. Im Fenstergewände die Eltern Mariens, Joachim (ergänzt) und Anna als Anna Selbdritt. Zur Gewändespitze mit dem Jesusmonogramm vermittelt Groteskenornament. Im unteren Bereich Inschriftenrollen mit marianischen Texten, teilweise fragmentarisch:

»Mein Gott [...]
 [...] dem [...]
 [...] Recht [...]«

Das Marienlob rechts verweist auf den weiteren Gewändeschmuck, die Bildwelt der Lauretanischen Litanei:

»Gott gried dich Maria, rein und rat[zart],/
 Ein muetter des hern, Edler art,
 Oh mackhel ein spiegel, Gott der her/
 Richt durch dich an, auf das man wer,
 Gott selig frumb, ie lnger ie mer.«

Gegenüberliegend auf der Schildwand um das Westfenster die häufig als Pendant zur Verkündigung an Maria gegebene Darstellung der **Heimsuchung Mariens**. Links vor einer Seelandschaft Maria, rechts vor Gebäuden Elisabeth, begleitet von Zacharias, über dem Fenster der Gruß der Elisabeth an Maria: »ET BENEDICTUS FRUCTUS VENTRIS TVI. LUC 5« (= Und gesegnet ist die Frucht



Vermutlich ebenfalls von David Steber ist auf der Westwand die Anbetung der Könige (1605/1608).

deines Leibes, Lk 1,42b). Im Fenstergewände die beiden Diözesanheiligen Ulrich und Afra, in der Spitze das Marienmonogramm, wiederum umgeben von Grotteskenornament.

An der nördlichen Westwand, wohl von anderer Hand, die Darstellung der **Anbetung der Heiligen Drei Könige**, die das Jesuskind mit der Gottesmutter und dem hl. Joseph vor einer Ruinenzenerie verehren. Im Hintergrund der lange Zug des Gefolges. Das Bild ist zum Teil nur in der Rötelvorseichnung erhalten.

Die Lauretanische Litanei

In den Stichkappen des Ost- und Westfensters sind dem Marienzyklus einige Mariensymbole der lauretanischen Litanei zugeordnet, teilweise in Verbindung mit Texten.

Westseite: Himmelspforte, gegenüber Himmelsleiter. — Ostseite: Davidsturm »Du Thurn Davidt« mit Monogramm und Datierung »D[avid] S[teber] 1605«, gegenüber der Spiegel ohne Makel, »Du spiegel ohne mackhel Cap. 7«.

Die seit 1531 in Loreto bezeugte Litanei zu Ehren der Gottesmutter²¹ und weitere Formen des Marienlobes erfreuten sich im Bereich des bayerischen Hofes und der Gesellschaft Jesu in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einer besonderen Wertschätzung. Die erste Drucklegung der Lauretanischen Litanei erfolgte wahrscheinlich durch Petrus Canisius in Dillingen im Jahr 1558. Georg Victorinus, seit 1591 der Niederlassung der Gesellschaft Jesu bei St. Michael in München als »musicus praefectus« angehörend, verfaßte ein Sammelwerk, das 45 Litaneien aufweist, die der Gottesmutter gewidmet sind.²² Der Kapellmeister Orlando di Lasso, 1563–1594 in Diensten des bayerischen

Hofes, setzte die lauretanischen Marienlitaneien auch in Musik. Für Landsberg ist bekannt, daß man aus München im Jahr 1607 acht »Gesang Piecher« von Orlando di Lasso und 1619 Partituren für ein Magnificat des Rudolfo di Lasso übergab.²³

Bildliche Darstellungen der Lauretanischen Litanei aus der Wende vom 16. zum 17. Jh. sind sehr selten. Prominent ist der Deckenstuck zu diesem Thema in der Hofkapelle der Residenz in München, 1600/01 datiert.²⁴ Die — wohl Fragment gebliebenen — vier Landsberger Darstellungen zur Lauretanischen Litanei aus dem Jahr 1605 stellen somit sehr frühe Beispiele dieser Gattung dar. Weiter bezeugen sie deutlich den Einfluß des Münchner Hofes und der Gesellschaft Jesu auf Kunstschaffen und Frömmigkeitsleben der Stadt.

Das Rosenkranzgebet

Die Mitglieder der Bruderschaft haben sich auf dem großen Pestbild als Rosenkranzbeter darstellen lassen. Diese Pflege des Rosenkranzgebetes war seit der Gründung der Landsberger MariaeHimmelfahrts-Bruderschaft ein wesentliches Anliegen. Mit den Darstellungen der wesentlichen Symbole des Rosenkranzes wurden auch die gleichzeitig entstandenen Bildstöcke, die den Wallfahrtsweg von Landsberg auf das Lechfeld begleiteten, versehen:

»15 statuas in campo Licio, aquis a se passibus/ distantes erexerit, quare quindecim Mysteria Rosarii repraesentabant.«²⁵ [=Es wurden 15 Statuen [Bildstöcke] auf dem Lechfeld errichtet, jeweils in gleicher Entfernung, welche die 15 Geheimnisse des Rosenkranzes darstellten).

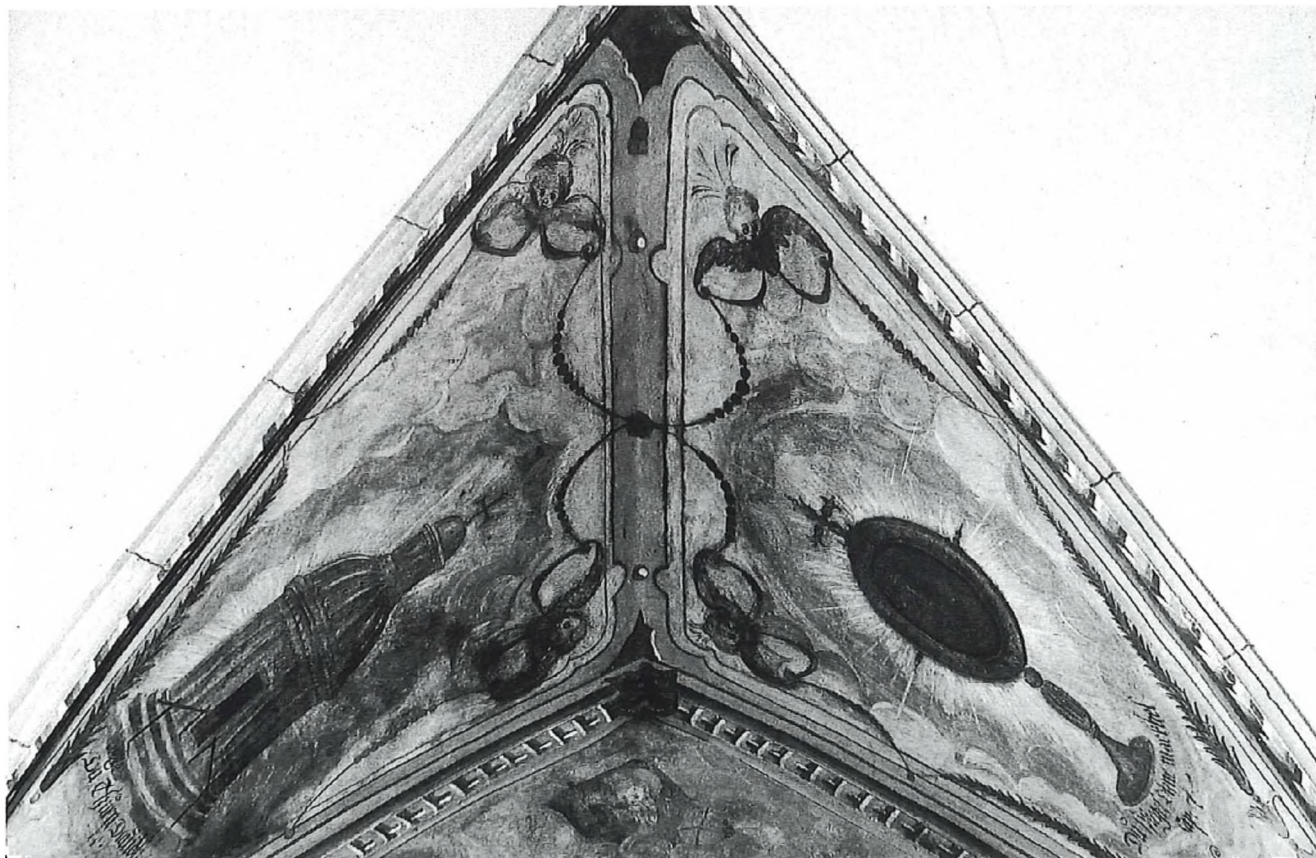
²³ Neu: Kirchenrechnungen 1990, S. 1 und 4.

²⁴ Lieb, Norbert: München — die Geschichte seiner Kunst. 2. Aufl. München 1977, S. 103, Abb. bei S. 109.

²⁵ Bayerisches Hauptstaatsarchiv München: Jesuitica 2018, Fol. 21v, 1605, Vgl. dazu auch Lipowski a. a. O.

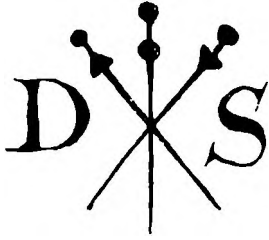
²¹ Meerssemann, G. G.: Der Hymnos Akathistos im Abendland. Freiburg 1958–60.

²² Boetticher, Wolfgang: Orlando di Lasso. Kassel 1958, S. 685.



Südliche Achse, Gewölbelaibung am Ostfenster: Lauretanische Litanei von David Steber (1605).

III. David Steber, der Maler der Fresken (1570/75–1621)



Überkreuzte Stäbe mit Monogramm DS
Signatur von David Steber 1605

Die Kunstgeschichte tut sich schwer, Leben und Wirken von Meistern, insbesondere im Bereich der Städte, aufzuzeichnen, die in Zeiträumen gewirkt haben, auf die innovative und vermögende Epochen folgten: Die Werke sind meist dem Bestreben nach Erneuerung und Verbesserung der Nachfolgenden zum Opfer gefallen. Für das Zusammentragen eines künstlerischen Lebenswerkes stehen neben wenigen gesicherten Werken häufig nur die sekundären Quellen der Archive zur Verfügung.



David Steber: Verkündigungsendel, wohl 1605; Landsberg, Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt, Marienkapelle.

In den Landsberger Geschichtsblättern ist die Marienkapelle der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt mit ihren Fresken gewürdigt worden. Sie sind das einzige bisher bekannte und erhaltene Werk von David Steber, das mit der Datierung »1605« und der Signatur »D S« ausgewiesen ist.²⁶ Auf den Maler trifft das einleitend Gesagte in besonderem Maße zu, denn sein weiteres Werk ist nur archivalisch greifbar.



David Steber: Elisabeth und Zacharias, wohl 1605; Landsberg, Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt, Marienkapelle.

Das gesicherte Werk

Stebers Œuvre ist vielseitig und zeugt von großem Fleiß. Sein wichtigster bekannter Auftraggeber war die Benediktiner-Abtei Wessobrunn. Aus den Jahren 1612–1620 sind hier archivalische Arbeiten aus vielen Bereichen der Malerei bekannt. Steber waren im Kloster Wandgestaltungen im äußeren von Neubauten anvertraut, so an Baulichkeiten des Eingangsbereichs ebenso wie am wiederaufgebauten Traidkasten. Weiter war er mit Raumgestaltungen befaßt, die Bemalungen von Decken und wohl auch der ganzen Räume umfaßten. Dabei waren ihm auch die figürlichen Darstellungen von Heiligen aufgegeben, über deren Malgrund (Wand oder Holz) die Quellen schweigen.

²⁶ Zur Zuschreibung vgl. Wilhelm Neu: Rarität der Renaissance. In: Landsberger Tagblatt, 1985, 13. Dezember — im Zusammenhang mit der ersten ikonographischen Vorstellung der Marienkapelle durch Weißhaar-Kiem, Heide: Zuflucht und Schutz unter Mariens Mantel. In: Landsberger Tagblatt, 1983, 6. Dezember.

Prominent müssen seine zahlreichen Faßarbeiten für die Schnitzaltäre gewesen sein, die der Weilheimer Bildhauer Bartholomäus Steinle an das Kloster lieferte. Steinle arbeitete auch mit dem weitaus bekannteren Weilheimer Maler Elias Greuter d. Ä. (1591–1646) zusammen.

David Steber hatte jedoch für Wessobrunn auch kleinere Arbeiten wahrgenommen, wie das Fassen von Engelsköpfen oder von Gittern.

Ansätze zur Porträtmalerei zeigen sich bei Steber in der Übernahme des Auftrags für die Prälategalerie des Klosters Wessobrunn; auch hier handelte es sich um Wandmalereien im Außenbereich. Der Auftrag für ein figural gestaltetes Fastentuch ist der einzige Nachweis für eine Malerei auf Leinwand in der letzten Schaffensperiode, den Jahren 1612/20. Von all diesen Arbeiten hat sich wohl nichts erhalten.²⁷

²⁷ Nach Hager — *Obb.* Archiv 48 (1894), S. 307–311; ebenso angeführt bei Neu, 1985. Hagers Informationen übernimmt auch: Thieme, Ulrich und Felix Becker: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler.* 31. Leipzig 1937, S. 502.



Hl. Afra von David Steber, wohl 1605, in der Landsberger Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt, Marienkapelle.

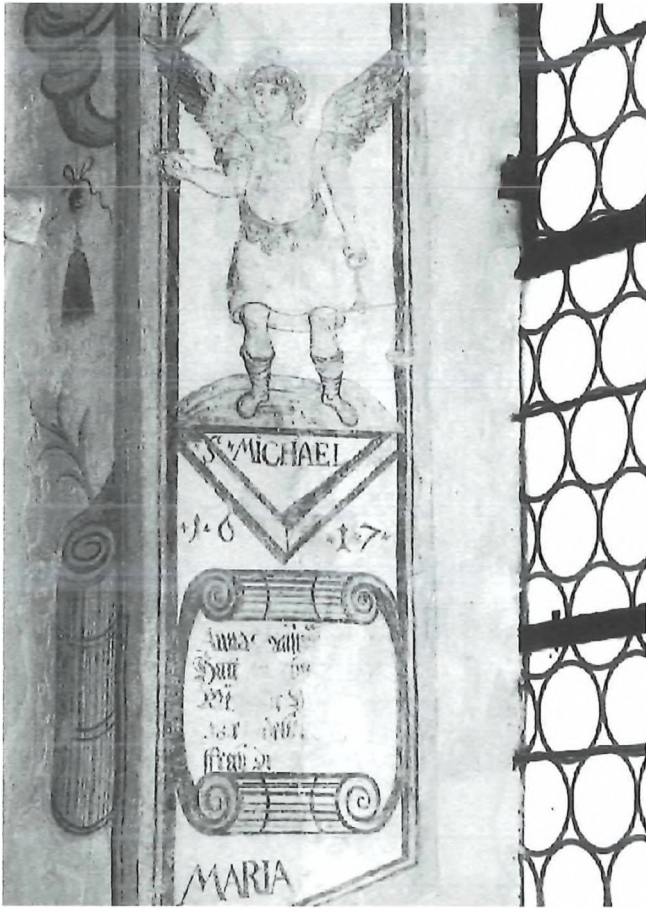


Unbekannter Meister: Anbetung der Hl. Drei Könige, Detail, um 1605; Landsberger Stadtpfarrkirche Mariae Himmelfahrt, Marienkapelle.

Die Fresken der Marienkapelle zeigen einen guten kompositorischen und inhaltlichen Zugriff. Besonders im großen Pestbild gelingt es dem Maler, die traditionelle Bildgestalt des Pestbildes mit den speziellen Anliegen der Bruderschaft und der Schilderung der aktuellen Nöte in Einklang zu bringen und eindrücklich unter gestalterischer Einbeziehung der architektonischen Gegebenheiten vorzutragen. Das Dekorationssystem in der südlichen Achse ist klar gewählt und durchgehalten. Die Ranken und Arabesken gliedern die Fensterlaibungen und umgeben die figürlichen Darstellungen. Strenges teilweise Architektur imitierendes Ornament umgibt die Fenster und bindet diese in die Komposition der umgebenden figürlichen Malerei ein, ohne ihre architektonische Eigenständigkeit zu überspielen oder zu verschleifen. Die symbolischen Darstellungen in den Stichkappen sind durch Girlanden mit der gliedernden Architekturmalerei verbunden. Jedoch ist über die Gesamtgestalt der südlichen Achse der Marienkapelle kein abschließendes Urteil möglich, da der ursprünglich hier vor der Südwand errichtete und gestalterisch mit Sicherheit dominante Altar nicht mehr erhalten ist.

Ein eindeutig bestimmbarer persönlicher Malstil läßt sich auf Grund dieses einzigen gesicherten Werkes aus der frühen Schaffenszeit des Malers nicht beschreiben, da die Malerei teilweise auch von bisher unbekanntem Vorlagen abhängig zu sein scheint und mehrere Sicherungs- und Renovierungsarbeiten über sie hinweggegangen sind.

Die einzige bekannte Signatur David Stebers befindet sich in der Marienkapelle unter dem »Turm Davids« in der östlichen Stichkappe. Das sprechende Zeichen mit den drei überkreuzten Stäben [Steber] steht zwischen den Stufen zum Turm Davids, seines Namenspatrons (vgl. Abb.).



Unbekannter Meister: Hl. Michael, dat. 1617; Katholische Filialkirche St. Peter und Paul in Obermühlhausen.

Weitere Fresken aus dem Anfang des 17. Jh. im Landkreis

Es sind weitere Wandmalereien aus der Lebenszeit David Stebers im Landkreis Landsberg bekannt.²⁸ Die Katholische Filialkirche **St. Peter & Paul in Obermühlhausen** birgt über dem aus der Zeit um 1680 stammenden Hauptaltar im Chorgewölbe eine an verschiedenen Stellen mit »1617« bezeichnete Malerei. Die beiden Chorjoche sind mit jeweils achteiligen Sternengewölben überspannt. Stuckierte, in hellem Graublau gefaßte Lorbeerblattstäbe liegen auf den Putzkanten an Stelle der Gewölberippen. In jeweils vier Zwickeln weisen bewegte Engelsingestalten die Leidenswerkzeuge, die sog. Arma Christi: Leiter, Geißel und Rute, Geißelsäule, Kreuz, Faust und Stock, dazu Kranz und Siegespalme.

Ranken und Puttenköpfe füllen die weiteren Zwickel ebenso wie die Darstellung von Sol und Luna zum Chorbogen hin. In den Stichkappen erscheint wiederum weitgehend Rankenmalerei; sie verbindet auch in den Fensterlaibungen die figürlichen Darstellungen mit wiederholter Datierung in Verbindung mit Texten.

Das geschlossene Programm, die Einheitlichkeit der Komposition, die Einbeziehung der Schrift sowie das Entstehungsjahr legen eine Zuschreibung an David Steber nahe.²⁹ Die stark graphisch geprägte Malerei sowie die völlig verschiedene Ausführung von Details dagegen machen eine feste Zuweisung an Steber gestützt auf die alleinige Kenntnis der für ihn gesicherten Landsberger Marienkappelle unmöglich. Nicht auszuschließen ist jedoch, daß die Deckenmalerei von einer der Steberschen Werkstatt nahe-

²⁸ vgl. dazu Neu, 1985.

²⁹ Dehio, Georg: Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler. 4: München und Oberbayern. Darmstadt 1990, S. 908 schreibt die Deckenmalerei vorsichtig David Steber zu.

stehenden Gruppe ausgeführt wurde.

In der kleinen Kapelle in der Einöde **Wolfgrub bei Dettenschwang** befinden sich an der Südwand die ganzfigurigen Darstellungen der Heiligen Benno und Rasso, durch in die Komposition der Wandmalerei integrierte Inschriften ausgewiesen: »BENNO«, überschrieben durch »Adam schellen hat daß Mallen Laßen« und »S. GRAFRASIVS./ Anno 1. 6. 18.

Die beiden durch Mitra, Bischofsstab, Fisch und Schlüssel sowie durch ritterliche Kleidung, Helm und Fahne an langem Schaft ausgewiesenen Heiligen sind jedoch in wesentlich einfacherer und derberer Malweise ausgeführt, zudem sind Fehlstellen durch ergänzende Übermalungen geschlossen worden, so daß eine Zuweisung an David Steber auszuschließen ist.

Das Christophorus-Fresko in der etwa gleichzeitig entstandenen Kapelle in **Steinebach bei Hechenwang**, Filiale der Pfarrei Windach, ist in den letzten Jahren stark übermalt worden, so daß sich eine Zuschreibung an einen Maler des 17. Jh. verbietet.

Ebenso kann die **Epiphania-Darstellung an der Westwand der Marienkappelle** in der Landsberger Stadtpfarrkirche nicht dem Œuvre Stebers zugeschlagen werden. Dieses vielfigurige Bild, das teilweise lediglich in seiner Sinfonie erhalten ist, zeigt sowohl einen eigenen Bildaufbau wie eine unterschiedliche Malweise.



Hl. Benno, dat. 1618, von einem unbekanntem Meister; Einöde Wolfgrub bei Dettenschwang.

Die Vita des David Steber

Zum bürgerlichen Leben des Künstlers sind nur wenige Daten bekannt:

Die früheste Landsberger Nachricht ist dem Traubuch der Pfarrei Mariae Himmelfahrt zu entnehmen: er heiratete am 20. Juni 1596 (2. Sonntag nach Trinitatis) die Landsberger Bürgerstochter Catharina Strelmair.³⁰ Er war wohl 1570/75 als Sohn eines Priesters (mit großer Sicherheit des Caspar Steber, Priester in Untermühlhausen von 1525–1601?)³¹ im Pfarrort seines Vaters geboren.

Die illegitime Herkunft sollte noch seinem Sohn die Zulassung zum Handwerk der Lott[Loden]weber erschweren.³² Nach der Eheschließung wird Steber als Bürger der Stadt Landsberg faßbar, der seine Rechte und Pflichten wahrnahm: so ist er als Siegelzeuge bekannt.³³ und weiter zusammen mit seiner Ehefrau urkundlich genannt als Tochtermann des Lorenz Strelmair.³⁴ Aus urkundlicher Erwähnung ist ein Sohn bekannt.³⁵ Zu einem unbekanntem Zeitpunkt kam er in den Besitz des Hauses Nr. 377, am Holzmarkt hinter der Stadtpfarrkirche gelegen.³⁶



Engel mit Siegeskranz und -palme, dat. 1617, von einem unbekanntem Meister; Katholische Filialkirche St. Peter und Paul, Obermühlhausen.



Ornament von einem unbekanntem Meister, datiert 1617; Katholische Filialkirche St. Peter und Paul, Obermühlhausen.

Über seinen künstlerischen Werdegang liegen wiederum keine Informationen vor. Die einfachere Qualität seiner Malerei schließt jedoch eine Abhängigkeit von der Münchner Malerei des Hofmalers Christoph Schwarz aus. Die Fülle und lokale Prominenz der oben beschriebenen Aufträge sowie die Tatsache, daß Hausbesitz für ihn bekannt ist, lassen jedoch darauf schließen, daß er in seinem Kunstschaffen für öffentliche Auftraggeber angesehen und erfolgreich war.

Am 25. 4. 1621 verstarb David Steber in Landsberg.³⁷ Das Anwesen am Holzmarkt verkaufte seine Witwe im Jahr 1626. Knapp zehn Jahre nach ihrem Ehemann verstarb Katharina Steber am 4. November 1630.

³⁰ PfALMH: Traubuch I, S. 70.

³¹ zu Caspar Steber, vgl. Landsberger Geschichtsblätter 7(1908), S. 48.

³² StAL, Ratsprotokoll 1627, fol. 13v und den »Fürhalt von Herrn Rentmeister, 1. 7. 1628.«

³³ StAL, Urk [1060] vom 19. April 1600.

³⁴ StAL, Urk [1065] vom 25. Mai 1601.

³⁵ s. o. Fußnote 7.

³⁶ Nach Hinweis von Neu, 1985 Recherchen von Klaus Münzer [Typoskript], 1994.

³⁷ PfALMH: Sterbebuch I, S. 250.

Zur Geschichte der Landsberger Bibliotheken

Von Dr. Heide Weißhaar-Kiem

I. Bibliotheca Civica — Stadtbibliothek. Vom 15. Jh. bis zum Dreißigjährigen Krieg nachweisbar

Für die Entwicklung des Bibliothekswesens in den deutschen Städten des ausgehenden Mittelalters sind zwei Bibliotheksträger von Bedeutung: die örtliche Kirchengemeinde und der Rat der Stadt.

Bereits Karl der Große hat in der Synode von Aachen im Jahr 802 für die Pfarrkirchen die Sammlung einer Mindestzahl von liturgischen Büchern verpflichtend gemacht. Die Vermehrung dieser Büchersammlungen liturgischen, exegetischen und pastoralen Inhalts — ganz selten sind wissenschaftliche theologische Werke vertreten — erfolgte zumeist über Legate der Geistlichkeit.

Günstige Unterbringungsmöglichkeiten boten in der Folge dafür die Abseiten in den Stadtkirchen, insbesondere jene der späten Gotik. Die kirchlichen Bibliotheken wurden zumeist durch eigenmächtige Entnahmen, durch Enteignungen oder Verkauf zerstreut oder spätestens am Anfang des 19. Jh. im Laufe der Säkularisation aufgelöst.

Den Kern der Ratsbibliotheken dagegen bildeten jene Bücher, die den städtischen Juristen zum Dienstgebrauch zur Verfügung standen. Häufig waren sie im Archiv untergebracht, nicht selten jedoch bei zunehmendem Umfang ebenfalls in den Kirchen mit städtischem Patronat. Ihre Bestandserweiterungen erfolgten zumeist über Schenkungen und Nachlässe der Bürger. Dies brachte es mit sich, daß im Bereich der Ratsbibliotheken sehr früh Bücher aller Disziplinen vereinigt wurden. Als erste Ratsbibliothek ist im deutschen Bereich jene der freien Reichstadt Nürnberg im Jahr 1370 bezeugt. Jedoch überstanden die meisten der städtischen Büchersammlungen die Zerstörungen des 30jährigen Krieges kaum. Schließlich zeichnete sich für jene Städte, die sich nicht des Rechtsstatus einer freien Reichsstadt erfreuten, die absolutistische Regierungsform des Landesherren nicht durch die Förderung städtischer Bibliotheksinteressen aus. Die Zünfte schließlich traten nirgendwo als Träger von Bibliotheken hervor.

Bücher angekettet auf Pulten

In den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Bibliotheken lagen die Bücher in der Regel angekettet auf Pulten. Die weniger häufig benutzten Werke bewahrte man in Wandschränken auf. Großer Wert wurde auf stabile Leder- oder Pergamenteinbände gelegt. Der Kreis der Gebildeten, denen diese Büchersammlungen mit beschränkter Zugänglichkeit im kirchlichen oder städtischen Besitz zugute kamen, war jedoch klein. Spätere Schwierigkeiten bei der Festlegung der Besitzverhältnisse entstanden häufig in jenen Fällen, in denen städtische Bibliotheken im kirchlichen Bereich untergebracht waren und zunehmend von der Geistlichkeit als kirchliches Eigentum betrachtet wurden, auch wenn — entsprechend der Entstehungsgeschichte — Bestände aus allen Fachgebieten vertreten waren.¹

Für Landsberg ist davon auszugehen, daß mit zunehmender Verwaltungsautonomie der Kommune aus der kleinen Handbibliothek des Rates sich ab dem 15. Jh. sehr langsam die städtische Bibliothek entwickelte.

Dem ab 1429 geführten Salbuch der Stadtpfarrkirche sind die ersten Nachrichten über die Bibliothek zu entnehmen, die wohl ins letzte Drittel des 15. Jh. gehören. Zunächst werden 99 angekettete Bücher in ihrem Besitz erwähnt, geraume Zeit später ist der Bestand um die Hälfte auf 150 Bände vergrößert.²

Der Anlaß einer weiteren Erwähnung im Jahr 1601 ist die Bestandserweiterung durch einen Nachlaß. Der fürstliche Rat und Landrichter Johann David Funkh (reg. 1594–1601) war im gleichen Jahr verstorben. Seine Witwe Margareta Anna geb. von Stain verkaufte den offenbar nicht kleinen Bücherbesitz an den Rat der Stadt gegen die hohe Summe von insgesamt 125 fl, von denen 75 in bar erstattet wurden, den Rest verrechnete man mit den Bestattungsgebühren. Nachdem sie für den Verstorbenen in der Stadtpfarrkirche ein Epitaph hatte errichten lassen und einen Jahrtag mit 100 Gulden gestiftet hatte, verzog sie nach Innsbruck.³

Diese Bestandserweiterung löste im darauffolgenden Jahr eine Pflege von Bibliotheksraum- und -ausstattung aus. Die Einrichtung dürfte der obengeschilderten entsprechen haben: Pulte, auf denen die am häufigsten benutzten Bände angekettet lagen, und Bücherkästen für die weniger gefragten Werke. Der Kistler Stephan Spanvelder schuf neue Bücherkästen und wurde dafür mit 12 fl 4 β entlohnt, für die Reparatur von Schlössern bezahlte man an Schlosser Joachim Hofsteter 1 fl, 1 β 26 dn, für die Pflege des Buchbestandes gab man Buchbinder Michael Schretter 1 fl 1 β 19 dn und schließlich war der Maurer Matthias Hueber mit dem Kalken der Wände beauftragt, was ihm 2 fl 1 β 26 dn einbrachte.⁴ Der Standort der solchermaßen vergrößerten und gepflegten Bibliothek wird aus den Quellen jedoch erst deutlich, als zwei Jahre später ein Ereignis eintrat, das die hoffnungsvolle Aufwärtsentwicklung der Büchersammlung bremste. Am 23. Juli des Jahres 1604 gestattete es der Rat der Stadt, die von den Patres der Gesellschaft Jesu geförderte Mariae-Himmelfahrts-Bruderschaft in eben diesem Raum der Bibliothek anzusiedeln, ja er wurde der neugegründeten kirchlichen Vereinigung geradezu angeboten.⁵ Es war die heutige Marienkapelle, jener große, helle und gewölbte Raum über dem südlichen Westportal der Stadtpfarrkirche, der in der darauffolgenden Zeit von der Bruderschaft selbstbewußt und voll frommen Eifers ausgestattet wurde. Die Kapelle mit ihrem Freskenzyklus sowie dessen Maler, David Steber, sind im vorausgegangenen Beitrag vorgestellt worden.

Der Auszug der Bücher aus jenem Gehäuse, das sie wohl schon seit längerer Zeit beherbergte, muß sehr rasch vonstatten gegangen sein, denn bereits am Fest der Bruderschaft, dem 15. August, fand um 12 Uhr die erste Ver-

¹ S. 107–112. — Kaegbein, Paul: Deutsche Ratsbüchereien bis zur Reformation. Leipzig 1950, S. 52.

² Stadtarchiv Landsberg (= StAL): Salbuch unser lieben Frawen (= ULF). Begonnen 1429. Translit. von Klaus Münzer, 1989, S. 14 und S. 15.

³ StAL: Kirchenrechnung ULF 1602 und Landsberger Geschichtsblätter (= LG) 2 (1903), S. 28 — Das erwähnte Epitaph war im Jahr 1903 im Besitz von Josef Johann Schober.

⁴ StAL: Kirchenrechnung ULF 1602.

⁵ StAL: Hauptbuch, 1604, 7v: »... welches ein Ersamer Rath, nit allein ganz guetwillig begunstiget, sondern auch genaigt anerbotten ...«.

¹ Zu den vorausgehenden Absätzen: Vorstius, Joris und Siegfried Joost: Grundzüge der Bibliotheksgeschichte. 7. Aufl. Wiesbaden 1977, S. 24. — Buzas, Ladislaus: Deutsche Bibliotheksgeschichte der Neuzeit (1500–1800). Wiesbaden 1976. (Elemente des Buch- und Bibliothekswesens. 2.), S. 48–50 und 63–65. Dort auch die ältere Literatur. — Buzas, Ladislaus: Deutsche Bibliotheksgeschichte des Mittelalters. Wiesbaden 1975. (Elemente des Buch- und Bibliothekswesens 1.),

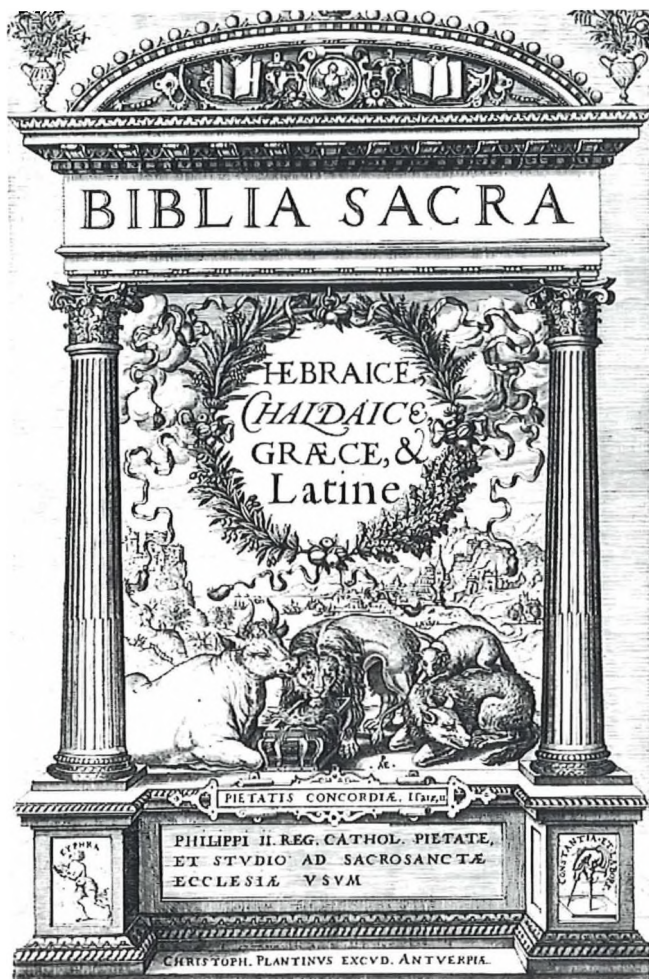


Abb. 1: Titelblatt des ersten aus einer Landsberger Bibliothek entwendeten Buches, der berühmten Polyglottenbibel des Christophorus Plantinus in Antwerpen, 1569–72. BSB Rar. 2279/1.

sammlung der Sodalen in dem Raum statt, der allerdings trotzdem noch »Liberey bey der Pfarrkirchen« genannt wurde.⁶ Der neue Standort der Bibliothek wird in keiner Quelle genannt, sie hat jedoch im Bereich der Pfarrei weiterbestanden.

Aus dem Jahr 1606 ist eine zweite große Bestandserweiterung bekannt. Nicht weniger als 170 Titel verschiedener Disziplinen kaufte man gegen 31 fl aus dem Nachlaß des im Jahr 1605 verstorbenen kurfürstlichen Bibliothekars Wolfgang Prummer von seinem Erben Melchior Prummer. Zuvor schon hatte Wolfgang Prummer eine »Bibel mit fünf unterschiedlichen Sprachen« der Landsberger Bibliothek vermacht.⁷

Konflikt um Eigentumsrechte

Für das neu ausgestattete Bruderschafts-oratorium war jedoch trotz der veränderten Nutzung der alte Name weiter gebräuchlich.⁸ Selbst nach der offiziellen Umbenennung

der »Lyberei« in »Vnser Lieben frauen Capell« im Jahr 1609⁹ wird der vertraute Name weiter benutzt¹⁰ bis hin zu der Schlüsselrückgabe durch die Bruderschaft an die Pfarrherrschaft im Jahr 1618 und darüber hinaus.¹¹

Der Raum, den die Bibliothek nach ihrem etwas gewaltsamen Auszug aus der Marienkapelle zugewiesen bekam, bleibt uns verborgen. Die Büchersammlung hat mit Sicherheit weiterbestanden und wurde benutzt. Aus dem Jahr 1615 sind zwei Nachrichten erhalten, die zu Unterbringung und Rechten wie auch zu Verwaltung und Nutzung informieren. Bei den Unionsverhandlungen erwähnt man ihr Vorhandensein im Bereich des Stadtpfarrers. Bei dieser großen Neuordnung von Besitzansprüchen und Rechten im kirchlichen Bereich Landsbergs wird auch der klassische Bibliothekskonflikt jener Jahre um die Eigentumsrechte deutlich: der Rat erklärte, daß die »lyberei« nicht der Pfarrei, sondern der Stadt gehöre, enthalte sie doch Bücher der verschiedenen Wissensgebiete, und weiter für Bürger und Ratsangehörige öffentlich zugänglich und nicht der Geistlichkeit vorbehalten sei. Da der Abt von Wessobrunn sich jedoch an der Bibliothek störe, wolle der Rat sie an einem anderen Ort unterbringen.¹²

Die Bibliothek war zwar aus Mitteln des Gotteshauses erweitert und gepflegt worden, daraus konnte die Pfarrherrschaft jedoch keine Besitzrechte ableiten.¹³

Bei einer Ergänzung zu den Unionsverhandlungen fordert man schließlich ein Verzeichnis der Bibliotheksbücher und deren sichere Verwahrung.¹⁴ Es wird dabei der Verlust des kostbarsten Werkes des gesamten Bestandes, der »Biblia regia«, beklagt. Dabei handelte es sich um die acht Prachtbände der von 1569 bis 1572 in Antwerpen bei Plantin erschienenen vier- und mehrsprachigen Bibel, die König Philipp II. von Spanien gewidmet war. Diese »Polyglottenbibel« gilt heute noch als ein Meisterwerk der Theologie, Philologie, Graphik und Druckkunst. Mit diesem Druck hatte sich die Offizin von Christoph Plantin einst an die Spitze der europäischen Druck- und Verlags-häuser gestellt.¹⁵ Mit großer Sicherheit handelt es sich bei

1641: »Simon Sedlmayer, Maurermeister, und Martin Schnaderböck, Zimmermeister, haben das Dach der »Bibliothek« gedeckt. MH Kirchenrechnungen.

⁹ StAL: Hauptbuech, 1609, fol. 53.

¹⁰ 1609: »... die Lyberey oder der Bruederschaft oratorium solle hinfüran vnnsrer Lieben frauen Capell genent werden«, StAL Hauptbuech, fol. 53r.

1610: »... in vnser lieben frauen Capell, so einer Loblichen Bruederschaft eingerambt, vnd gemeinlich die Liberey genendt« — »... die Lyberey bey der Pfarrkirchen zu khlain sich erzaiget ...«, Hauptbuech, fol. 63r. — »ein Meß gelesen in vnnsrer frauen Capell oder Liberey«, Hauptbuech, fol. 65v.

1618: 11. März: Den Altar-«Kasten«, der für die »Lyberey« gemacht worden war, will man dort belassen, Hauptbuech, fol. 153r und 162v.

¹¹ Am 4. Februar 1618 wird bei einer Zusammenkunft der Bruderschaft festgestellt, daß man den »Orth der Lyberey« ... benutzt habe bis ins Jahr 1611 ... und »iezt solliche Lyberey die Bruederschaft nit mer brauchet ...« ... wird der Schlüssel an den Herren Dechanten oder die Herren Kirchenpfleger zurückgegeben. StAL Hauptbuech, fol. 153r.

¹² »Lezlich das herrn Praelath sich der bibliothek anmassen, vnd ain Schlissl in mainung solche gehere zue der Pfarr, darzue haben will, Irret er sich gar weit, dann man Ime nit gestendig ist, das diese bibliothec zue der Pfarr, sunder ohn mittl gemainer Statt geherig ist, wie dann allerlei Facultatam biecher beisamen, vnd allain alda der vrsachen vfbehalten werden, wein bei Gemainer Statt khain bequemblich orth verhandten: Da aber die bibliothec herrn Praelathen diss orths solle Irren, ist man verursacht, solche an annder orth ze richten, dann ain Rath nit gedacht ainen Pfarrer mit Piecher zuunderhalten, sunder wirdt Ime yeder selb vmb die notturfft zutrachten wissen, gleichwol bishero yeder Pfarrer oder Caplan vnd auch Raths vnd Burgersleuthen, so ain buech begert, ains oder mehr fürgelichen worden.« — StAL, Fach 39: Unionsverhandlungen.

¹³ Vgl. dazu auch Roppel, Christoph: Rechtliche und politische Hintergründe des Landsberger Kirchenneubaus von 1458. In: LG 89/90/91, S. 19–22.

¹⁴ Schober, Pfarreien, 1919, S. 15.

¹⁵ Bellot, Josef: Die Bibel. In: Museum der Bücher. Hrsg. von Hans Adolf Halbey. Dortmund 1986. (Die bibliophilen Taschenbücher. 500.), S. 34–37.

⁶ StAL: Hauptbuch, 1604, 8r.

⁷ StAL: Kirchenrechnung ULF 1606 und LG 2 (1903), S. 28. S. dazu weiter Schober, Josef Johann: Die Pfarreien und ihre Vorstände. In: LG 18 (1919), S. 6 — Hofmann, Sigfrid: Beiträge zur Kunstgeschichte der Stadtpfarrkirche zu Unserer Lieben Frau in Landsberg am Lech. Schongau 1955, S. 5. — Neu, Wilhelm: Kirchenrechnungen der Stadtpfarrkirche Landsberg/Lech (Ergänzungen zu Hofmann, Beiträge). [Typoskript], 1990, S. 2

⁸ 1604: »Locum Civice/Bibliothecae pro Oratorio obtinuerunt.« Hauptstaatsarchiv München (= HStA): Jesuitica 2018, fol. 20r-21v. 1608: Abhaltung des Gottesdienstes im Oratorium »oder der Pfarr Liberey gehalten«; StAL: Hauptbuech, 1608, fol. 39v.

dem erwähnten Verlust um die vom kurfürstlichen Bibliothekar Wolfgang Prummer den Landsbergern vermachte »Bibel mit fünf unterschiedlichen Sprachen«¹⁶ (vgl. Abb.)

Mit dieser Nachricht verlieren sich die Spuren der Bibliothek. Sie kann im Dreißigjährigen Krieg untergegangen sein; nicht auszuschließen ist jedoch, daß ihre Bestände in der zweiten großen Landsberger Bibliothek aufgegangen sind, über deren Schicksal nun berichtet werden soll.

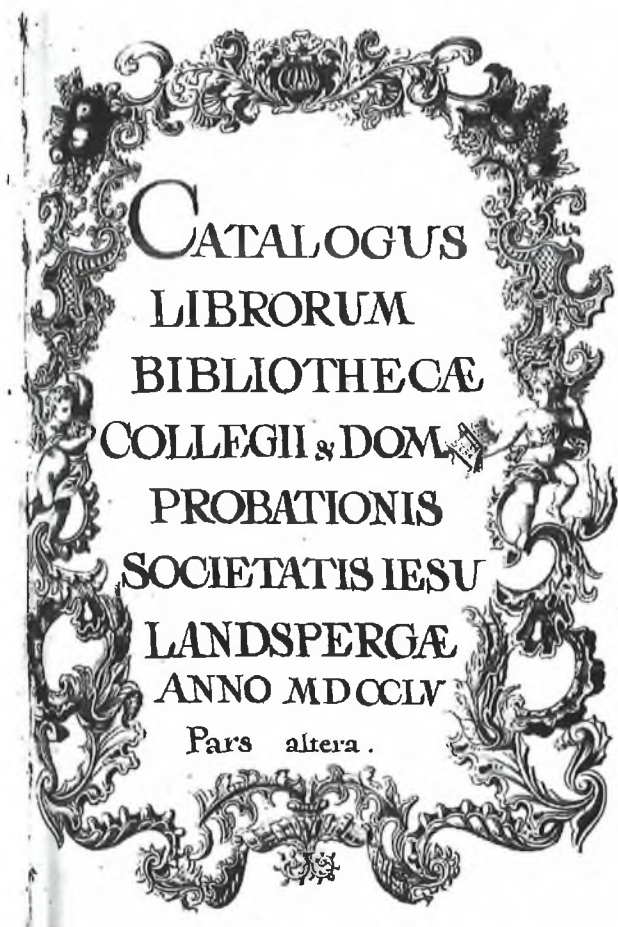


Abb. 2: Bibliothek im Noviziat der Jesuiten, Alphabetischer Katalog — Titelblatt 1755.

II. Die Bibliothek im Noviziat der Jesuiten (wohl seit 1578–1837)

Wie die alten Orden schätzte auch die Gesellschaft Jesu die Rolle der Bibliotheken bei der Aufgabe der Erhaltung und Verbreitung der katholischen Lehre. Bereits der Hl. Ignatius von Loyola legte in seinen Satzungen fest, daß jedes Kolleg der Gesellschaft eine eigene Bibliothek haben solle. Die Studienordnung »Ratio atque institutio studiorum« schreibt in einem eigenen Kapitel »De libris« (Über die Bücher) vor, daß für die Vermehrung der Bibliothek, insbesondere der aktuellen Bestände, ein eigener Etat vorhanden sein müsse.¹⁷

Petrus Canisius ging bei seinen Neugründungen dabei so weit, daß er bei Mittelknappheit lieber auf die eigene Kirche als auf die Bibliothek verzichtete. 1563 betonte er bei der Gründung der Dillinger Niederlassung gegenüber dem Augsburger Bischof, Kardinal Otto Truchsess von Waldburg, die bischöfliche Pflicht für die materielle Ausstattung der Bibliothek. 1590 richtete der Provinzial Paul Hoffaeus an den bayerischen Herzog Wilhelm V. ein Schreiben mit

dem Anliegen, diesen zu einer regelmäßigen Dotierung der Münchner Kollegbibliothek zu veranlassen: »Wir haben an nichts in dieser Welt eine größere Freude als an vielen und guten Büchern; die sind unser Paradies und Lustgarten, unsere Waffen und unser Schutz.«¹⁸

Die Jesuitenbibliotheken traten damit auch den Wettbewerb mit den alten Universitätsbibliotheken an.¹⁹ Gerne übernahmen sie als Grundstock ältere Bücher und Handschriften früherer Bibliotheken anderer Träger, in ihren neueren Beständen weisen sie eine gewisse Einheitlichkeit auf. Die aktuelle Literatur wurde eifrig gesammelt. Bis zur Auflösung des Ordens 1773 gab es im deutschen Sprachgebiet ca. 100 Bibliotheken der Ordensgemeinschaft, unterschiedlich bestückt je nach der Bedeutung der Niederlassung. Üblich war es auch, daß die Bestände in großzügigen Bibliotheksräumen untergebracht und ausführlich katalogisiert waren. Selbstverständlich waren strenge Regelungen bezüglich der Benutzung erlassen.²⁰

Auch im Landsberger Noviziat dürfte die Bibliothek mit Sorgfalt geführt worden sein; es liegen jedoch weder aus Zeiten der Blüte des Noviziats, noch aus den Auflösungszeiten Nachrichten über die Büchersammlung vor. Nachdem der Malteserorden, an den die Jesuitengüter teilweise gefallen waren und der in den Jahren 1781–1808 auch in Landsberg residierte, sich generell der Übergabe der Bücherbestände an die Hofbibliothek widersetzte, verblieben in Landsberg ebenso wie anderwärts die Bücher am angestammten Ort.²¹

Erhalten geblieben sind von der Landsberger Jesuitenbibliothek zwar nicht die Bücher, jedoch maßgebliche Zeugen ihrer Existenz.

1. Der Bibliothekssaal

Würdiger Zeuge einer beachtlichen Bibliothekskultur ist heute noch die um 1750 entstandene Ausstattung des Bibliothekssaales im Konventbau des Noviziats mit Regalen und Bücherschränken, die auf drei Seiten umlaufen und in zwei Geschosse gegliedert sind. Die Inschrift einer Sopraporten-Kartusche in vergoldeten Kapitalislettern verdeutlicht die hohe Wertschätzung, die der Bibliothek in der Gesellschaft Jesu zukam: »VIVORUM/ERUDITIONI/MORTUORUM/IMMORTALITATI« (Zur Unterweisung der Lebenden, für die Unsterblichkeit der Toten). Die Schreinerarbeiten wurden vermutlich in der hauseigenen Schreinererei hergestellt, die um die Jahrhundertmitte unter der Leitung von Bruder Simon Burchart SJ stand.

2. Die Kataloge

Weiter geben zwei umfangreiche Katalogwerke detailliert Auskunft über die einst in Landsberg vorhanden gewesenen Bücher. Es ist dies der alphabetische Katalog der Bibliothek

»CATALOGUS/LIBRORUM/BIBLIOTHECÆ/COLLEGGII & [et] DOM[us] PROBATIONIS/SOCIETATIS IESU/LANDSPERGÆ/ANNO MDCCLV/« (Katalog der Bücher der Bibliothek des Kollegs und Noviziats der Gesellschaft Jesu in Landsberg. Im Jahr 1755), der sich heute in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbi-

¹⁸ Braunsberger, Otto: Ein Freund der Bibliotheken und ihrer Handschriften. In: *Miscellanea Francesco Ehre*. — *Scritti di storia e paleografia*. Roma 1924, S. 455. (Studi e testi. 41.) — s. dazu zusammenfassend auch: Bomer, Aloys und Hans Widmann: *Von der Renaissance bis zum Beginn der Aufklärung*. In: *Handbuch der Bibliothekswissenschaft*. 3.3. Wiesbaden 1955, S. 644–645.

¹⁹ Vorstius, S. 26.

²⁰ Zu diesem Abschnitt: Buzas, 1976, S. 59–62. — Duhr, Bernhard: *Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im 16. Jahrhundert*. Freiburg 1907. (*Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge*. 1.), S. 568, 647–648.

²¹ Ruf, Paul: *Säkularisation und Bayerische Staatsbibliothek*. 1. Wiesbaden 1962, S. 3.

¹⁶ Hofmann, Beiträge 1955, S. 5.

¹⁷ Buzas, 1976, S. 59–62.

bliothek in München befindet²² (vgl. Abb.) Die beiden verzierten Pergamenteinbände in Folioformat sind durch Messingschließen versperrbar. Das Titelblatt ist mit strengen Antiquamajuskeln gestaltet, die durch Ornamentmalerei in Muschel-, Blatt- und Rankenformen gerahmt wird. Ein Putto, der sich auf einer C-Ranke niedergelassen hat, hält in seiner Rechten ein Buch, in dem das Motto der oben angeführten Inschrift wiederholt wird. In der großen Muschel unter dem Entstehungsjahr »MDCCLV« hat der Maler signiert; es ist »Bene[dictus] Ponda S.J.«.

Die folgenden Blätter (868 in beiden Bänden) bieten in vorgedruckten Spalten die handschriftlichen Einträge der Titel in streng alphabetischer Reihenfolge mit Autorennamen, Buchtitel, Erscheinungsort und -jahr sowie Signatur.

Gleichzeitig oder wenig später wurde der Realienkatalog angelegt: »Catalogus librorum Domus Landspergensis. Pars I-IIa« (Katalog der Bücher der Landsberger Niederlassung), heute ebenso in der Bayerischen Staatsbibliothek²³ (vgl. Abb.).

Dieser Sachkatalog im handlicheren Format von 21,5 zu 17,5 cm ordnet die Bücher in 18 Gruppen, von den Bibeln und Väterschriften über Theologie, Philosophie, Heiligen- und Varia im ersten Band zur Profangeschichte, den Rhetoren und Dichtern bis hin zu einem umfangreichen Bestand französischer Texte im zweiten Band. Die Gestaltung der Titelblätter ist weniger repräsentativ gehalten.

Beide Kataloge sind Zeugen einer in ihrem Bestand wohl gepflegten und in ihrer Verwaltung gut geführten Bibliothek. Es sind schätzungsweise 4500–5000 Titel verzeichnet, nicht nur die zahlreichen aktuellen theologischen und philosophischen Schriften, sondern auch frühe Druckwerke. Die Bibelsammlung enthielt sogar Inkunabelndrucke, die vor dem Jahr 1500 entstanden und schon wenig später hoch geschätzt und als Meisterwerke der Druckkunst verstanden wurden: lateinische Ausgaben, in Nürnberg 1476, 1478, 1479, 1483 gedruckt, weiter eine in Venedig 1498 verlegte Ausgabe. Anzuführen ist weiter die deutsche Ausgabe der Evangelien und Episteln, 1496 ebenfalls in Venedig entstanden. — Als Kirchenvätertext der Inkunabelzeit ist das Exameron [Hexaameron] des hl. Ambrosius hervorzuheben, in Augsburg 1472 gedruckt. Und schließlich war wiederum die Polyglottenbibel des Plantinus vertreten, die schon einmal in Landsberg vorhanden war.

3. Die weitere Geschichte der Bibliothek

Die Bibliothek hat länger in Landsberg bestanden als die Niederlassung der Gesellschaft Jesu. Sie wurde von den nachfolgenden Maltesern übernommen, wie es auch bei zahlreichen weiteren Jesuitenbibliotheken in Bayern geschah. Eine Ausnahme bildete die Bibliothek des Münchner Jesuitenkollegs, die bereits 1773 der Hofbibliothek einverleibt wurde.²⁴ Sie umfaßte bei ihrer Übergabe 20000 Bände.

In Landsberg verblieb der Buchbestand wohl immer im angestammten Bibliothekssaal, doch ist von Verlusten auszugehen.²⁵ Erst 1837 kam es zu einer Bücherabgabe, die jedoch eine längere Vorgeschichte hatte.²⁶

Im Jahr 1821 übersandte das Staatsministerium des Innern den Katalog der Landsberger Jesuiten-Bibliothek der Akademie der Wissenschaften²⁷ mit dem Hinweis, daß nicht mehr alle dort erfaßten Bücher vorhanden seien, und

verlangte, alle Bücher anzumerken, welche die »K. Central Bibliothek«, die spätere Bayerische Staatsbibliothek, noch nicht besaß. Mehr als zehn Jahre danach, 1834 und 1836, erinnerte das gleiche Ministerium die Bibliothek an den Vorgang. Es entstand weiter eine Liste der in Landsberg fehlenden Werke; die 259 Titel umfaßte. In München wurde daraufhin eine Desideratenliste erarbeitet, die nach Landsberg gegeben wurde. Aus dem großen Bestand wurden nur wenige, in München noch fehlende Werke ausgesucht. 1837 schließlich meldete das Landsberger Rentamt der Staatsbibliothek das Verpacken der gewünschten Bücher in drei Kisten. Am 26. Mai 1837 war der Vorgang abgeschlossen.²⁸

Es ist somit nur ein kleiner Teil des Bestandes in München angefordert worden. Was mit dem großen übriggebliebenen Rest geschah, kann nicht berichtet werden, ein Verschleudern der Bestände durch eine Auktion zu Spottpreisen ist ebensowenig auszuschließen wie deren Vernichtung durch Verkauf als Makulatur an Papiermacher und Krämer, wie dies 35 Jahre zuvor bei der allgemeinen Säkularisation der Bestände der Klosterbibliotheken nicht selten der Fall war.

Die nach München abgegebenen Titel können im einzelnen nicht mehr erfaßt werden, da in der Bayerischen Staatsbibliothek für die gedruckten Werke keine Provenienzenregister bzw. -kataloge angelegt worden sind. Es wäre ein Zufallsfund, wenn einem Benutzer heute ein Werk mit dem Besitzstempel des Landsberger Noviziats der Gesellschaft Jesu vorgelegt würde.

²⁸ BSB: A. Reg. BI/Landsberg/»Landsberger Jesuitenbibliothek«, 1, 4, 7, 11, 13. Daten: 1821–IV–5, 1834–II–28, 1836–V–5, 1837–V–15, 1837–V–26.

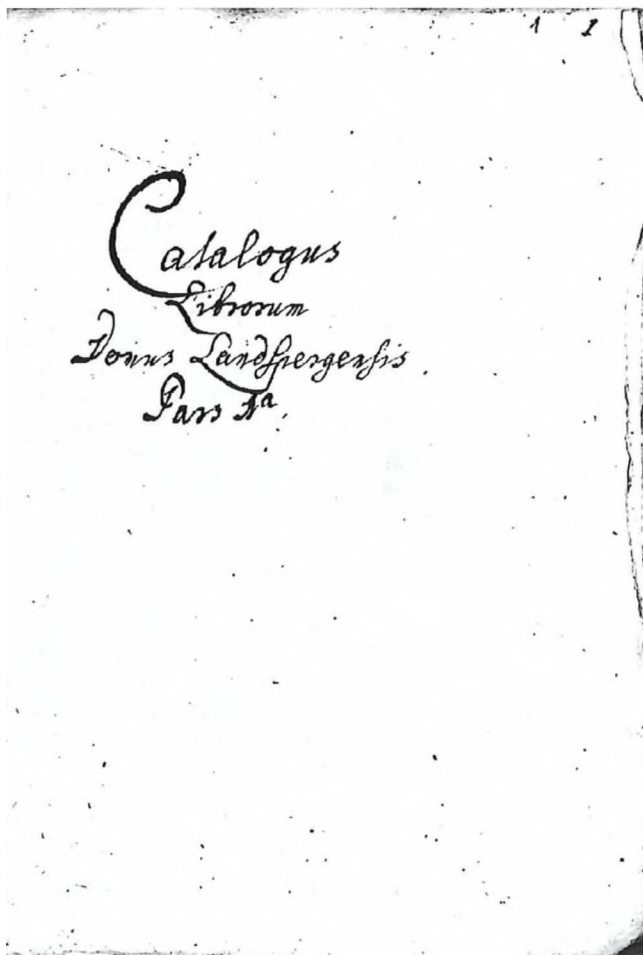


Abb. 3: Bibliothek im Noviziat der Jesuiten, Systematischer Katalog — Titelblatt nach 1750.

²² Bayerische Staatsbibliothek München (= BSB): Cbm Cat. 305 (I-II.)

²³ BSB: Cbm Cat 306 (I-II.)

²⁴ BSB: A. Reg. BI Landsberg vgl. dazu Hauke, Hermann: Die Bedeutung der Säkularisation für die bayerischen Bibliotheken. In: Glanz und Ende der alten Klöster. Katalogbuch. München 1991, S. 89.

²⁵ BSB: A. Reg. BI Landsberg, und 1 und 6: — Bereits am 5. April 1821 weist das Staatsministerium des Innern auf Verluste hin.

²⁶ Hauke, S. 89.

²⁷ 1807–1832 war die Bibliothek der Akademie der Wissenschaften angegliedert.

III. Dekanatsbibliothek²⁹ (19. Jahrhundert – ca. 1990)

Landsberg beherbergte jedoch noch eine weitere Bibliothek. Von ihr soll abschließend berichtet werden. Ihr Zustandekommen ist dem letzten Abt von Wessobrunn, Johannes II. Damascenus von Kleymayrn (reg. 1798–1803) zu verdanken. In ihrem Zusammenhang ist auch an den in Landsberg geborenen Bischof von Augsburg, Ignaz Albert (von) Riegg (reg. 1824–1835) zu erinnern.

1. Die Bibliothek von Abt Johannes Damascenus von Kleymayrn

Zu Beginn der großen Klosteraufhebung in Bayern machte Johann Christoph Freiherr von Aretin im Jahr 1804 seine bekannte Reise durch Bayerns Klöster, um die Bestände ihrer Bibliotheken zu inspizieren und das für wesentlich Erachtete für die Hofbibliothek einzuziehen. Er verfaßte dabei Briefe, die er auch umgehend im Druck veröffentlichte. Am 14. Mai vermerkte er über Wessobrunn: »Die Schule ist musterhaft eingerichtet. Sie verdankt ihren guten Zustand besonders dem würdigen Prälaten [d. i. Johannes Damascenus von Kleymayrn] und dem jetzigen Schullehrer. Schade, daß wir so selten auf so angenehme Phänomene stoßen. Die Bibliothek ist von großem Umfang und in den Hauptfächern sehr gut besetzt. Auch an Seltenheiten war ein großer Vorrat zu finden.«³⁰

Problematisch erwies sich die Verwendung der nicht für die Münchner Zentralbibliothek eingeforderten Bestände. Da die Klosterbibliotheken einen relativ homogenen Bestand aufwiesen, war dies in der Regel der größte Teil. Um Versteigerungen und Zerstörungen (die dann tatsächlich auch eintraten) zu vermeiden, legte Freiherr von Aretin bereits 1803 einen Plan zur Verwendung dieser Bestände vor, in dem er vorschlug, die Eigentumsrechte an den nicht eingezogenen Büchern beim Staat zu belassen, diesen aber den Rural-Kapiteln [Dekanaten] zu überlassen, die dann auch deren Verwaltung zu übernehmen hätten. Der Plan wurde ebenso wenig verwirklicht wie der Antrag des Ordinariats von Augsburg aus dem Jahr 1830, die noch vorhandenen (!) Überreste der Klosterbibliotheken für die Ausstattung des Diözesanseminars wie der Kapitelsbibliothek zu verwenden.³¹

Die prominenten Bestände der Wessobrunner Bibliothek wurden nach München verbracht. Eine nicht kleine und absolut nicht unbedeutende Büchersammlung jedoch konnte der Abt in sein Landsberger Exil mitnehmen. Es kann sich dabei um eine eigenständige Bibliothek im Besitz des Abtes, um die Handbibliothek des Abtes oder aber um Teile der Wessobrunner Klosterbibliothek gehandelt haben, die von staatlicher Seite nicht angefordert worden waren.³² Kleymayrn verbrachte seine letzten Jahre im Hause des Apothekers Georg Eberl in der heutigen Marienapotheke. Der letzte Abt von Wessobrunn wurde auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof beigesetzt. Sein Grabmal ist erhalten.

Nach seinem Tode übernahm die Stadtpfarrei die Bücherbestände und brachte sie im Pfarrhof unter. Vermehrt wurden sie durch eine weitere Schenkung, der Bibliothek des Pfarrers von Schwifting, P. Roman Geisler, ebenfalls

ehem. Konventuale des Klosters Wessobrunn und Freund des letzten Abtes. Möglicherweise waren darunter wiederum Bände aus Wessobrunner Bestand. Für die vorliegende Arbeit konnten die Besitzverhältnisse anhand der Kontrolle von Bibliotheksstempeln in den Büchern nicht vorgenommen werden, da die heute noch existierenden Bücherbestände zur Zeit nicht zugänglich sind. — Siehe dazu weiter unten.

Dies gilt auch für alle weiteren hier mitgeteilten Beobachtungen zum Bestand.

2. Bischof Ignaz Albert von Riegg und die Einrichtung von Dekanatsbibliotheken

Der 1767 in Landsberg geborene Ignaz Albert Riegg war Konventuale des Augustinerchorherrenstiftes Polling, das unter Propst Franz Töpsl zu einem Zentrum der moderaten katholischen Aufklärung geworden war. Die ihm während seiner Pollinger Zeit zugängliche Klosterbibliothek überragte mit ihren ca. 80000 Bänden die anderen geistlichen Bibliotheken im süddeutschen Raum und konnte sich mit der kurfürstlichen Hofbibliothek in München messen.³³ Bereits seit 1794 war Riegg in Neuburg am ehem. Jesuitengymnasium tätig, ab 1798 in leitender Funktion. 1803 wurde er seitens des Staates als Ober-Schul- und Studienkommissär der Provinz Neuburg eingesetzt und betrieb energisch schulische Verbesserungen. Zusätzlich unterstellte man ihm 1804 die Leitung der neugeschaffenen Provinzialbibliothek Neuburg, welche Bestände der aufgelösten Klosterbibliotheken zusammenfaßte, insbesondere der Kaisheimer Bibliothek. 1807 kam es zu seiner Entlassung aus den Neuburger Ämtern. Bis 1821 verwaltete er die Pfarrei Monheim, daran anschließend bis zu seiner Ernennung zum Bischof von Augsburg im Jahr 1824 war er Dompfarrer und summus custos der Frauenkirche in München sowie Beichtvater des bayerischen Königs. Aus der Neuburger Zeit konnte er in seine späteren Ämter eine große Schul- und Bibliothekserfahrung einbringen.³⁴

Riegg betrieb als Bischof von Augsburg neben der Neuorganisation und Zusammenführung seines Bistums insbesondere die Förderung der Bildung seines Klerus durch Pastorkonferenzen, Überarbeitung des Rituals, Einführung eines Diözesankatechismus und nicht zuletzt die Einrichtung von Kapitelsbibliotheken. Wenn während seiner Regierungszeit von seiten des Augsburger Ordinariats ein Antrag gestellt wurde, die Überreste der Klosterbibliotheken im Diözesanbereich zusammenzuziehen (s. o.), so ist darin mit Sicherheit eine Anregung des einstigen Bibliothekars Riegg zu sehen.

3. Die weitere Geschichte des Bestandes

Die beiden Nachlässe von Abt Damascenus von Kleymayrn und P. Roman Geisler wurden 1820 erweitert durch die Bibliothek des verstorbenen Stadtpfarrers und Dekans Joseph Hagenreiner und in sechs Schränken im Pfarrhof aufbewahrt. Der nunmehr pfarrliche Bestand war jedoch weder systematisch geordnet noch durch einen Katalog erschlossen. In bescheidenem Umfang wurden Neukäufe getätigt und Schenkungen aus Nachlässen entgegengenommen. Nachdem das Landkapitel Landsberg Universalerbe von Pfarrer und Kapitelsassistent Ignaz Geiger geworden

²⁹ Als erste hat gearbeitet: Fischer Kathrin: Die Dekanatsbibliothek von Landsberg. Fächerarbeit aus dem Fach Deutsch. Landsberg, Dominikus-Zimmermann-Gymnasium. 1992. 25 Bl. [Typoskript.]

³⁰ Aretin, Johann Christoph von: Briefe über meine literarische Geschäftsreise in die bayerischen Abteyen. Hrsg. von Wolf Bachmann. München 1971, S. 93.

³¹ Hauke, S. 86–94.

³² s. dazu: Münzer, Klaus: Bücherschicksale. Das Testament des letzten Abtes von Wessobrunn und seine Bibliothek, in: Lech-Isar-Land 1984, S. 297–306.

³³ Zum Umfang der Pollinger Klosterbibliothek vgl. Milisterfer, Roland und Wolfgang Jahn: Wissenschaften und Bildungswesen. In: Glanz und Ende der alten Klöster. Katalogbuch. München 1991. (Veröffentlichungen zur Bayerischen Geschichte und Kultur 21.), S. 253.

³⁴ Rolle, Theodor: Ignaz Albert (von) Riegg. In: Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte (= JVAB). 20 (1986), S. 70–112. — Rummel, Peter: Die Augsburger Bischöfe, Weihbischöfe und Generalvikare vom 17. Jahrhundert bis zum 2. Vatikanischen Konzil (1598–1963), JVAB, 24 (1990), S. 51–53.

war, beschloß die Kapitelsynode vom 21. September 1873, die nun als »Kapitelsbibliothek« verstandene pfarrliche Büchersammlung ordnen und durch einen Katalog erschließen zu lassen.³⁵ Dies erfolgte durch die Geistlichen Anton Deigendesch und Franz Xaver Waibl. Dabei wurde der Bestand der »Pfarrbibliothek« durch einen Asteriscus ausgewiesen. Es ist anzunehmen, daß es sich dabei um die Bücher Hagenreiners handelte, denn fast alle damit ausgewiesenen Werke sind in der 2. Hälfte des 18. Jh. erschienen.

K a t a l o g

der

Bibliothek des Landkapitels Landsberg,

aufgestellt im Stadtpfarrhofs zu Landsberg.

1874.

Neuburg a. D.

Buchdruckerei des kath. Erziehungsvereins (V. Auer).

Abb. 4: Dekanatsbibliothek Landsberg, Systematischer Katalog.

Der erstellte Katalog fand 1874 eine Drucklegung (vgl. Abb.). Ihm können auch die Verwaltungs- und Benutzungsregeln entnommen werden.³⁶ Kompetenzen für die Bibliothek lagen nun ausschließlich beim Landkapitel Landsberg. Neuere und neueste Werke konnten nur durch Kapitelsbeschluß gekauft werden. Jedes Kapitelsmitglied erhielt ein Exemplar des gedruckten Katalogs für seine Verwaltung, zur Kenntnisnahme und zum Nachtrag der Neuanschaffungen. Man schlug vor, eine Auswahl von Bibliotheksnachlässen der verstorbenen Geistlichen des Kapitels, soweit nicht anders verfügt, in die Dekanatsbibliothek einzubringen. Dies ist in der Folge wohl geschehen. Es wurde die beschränkte Benutzung der Bibliothek durch die Geistlichen des Dekanats festgelegt. Gegen Ausleihschein konnte jedes Buch bis zu einem halben Jahr (!) entliehen werden. Es galten die üblichen Benutzungspflichten.

Im gedruckten Katalog sind ca. 1400 Titel angeführt, zum Teil handelt es sich dabei um mehrbändige Werke, nicht wenige sind als Doubletten vorhanden. Insgesamt kann von einem Bestand zum damaligen Zeitpunkt von 1600–1700 Bänden ausgegangen werden. — Den größten Teil stellen die Theologischen Werke, die in ihre klassischen Disziplinen geordnet sind:

1. Dogmatik
2. Exegese
3. Homilethik
4. Historia ecclesiastica
5. Jus canonicum et ecclesiasticum cum conciliis
6. Moralthologie
7. Pastoral
8. Katechese
9. Liturgie und Liturgik
10. Aszetik und Legende
11. Pädagogik

Innerhalb dieser Gruppen werden die Schriften nach dem Alphabet aufgeführt. Die nichttheologische Literatur ist unter dem Begriff »Profanliteratur« gesammelt und in folgende Gruppen aufgeteilt:

1. Geschichte, Geographie und Reisen
2. Zivilrecht
3. Philologie
4. Philosophie
5. Physik
6. Poetik.

Man schließt mit den Miscellanea.

Die überwiegende Zahl der Buchtitel stammt aus dem 18. Jh., die Fächer Homilethik und Kirchengeschichte sind besonders stark vertreten. Inkunabeln sowie Bücher des 16. Jh. fehlen ganz. Bemerkenswert sind Bibeln und Bibelkommentare aus dem 17. Jh. wie auch die Sermones des hl. Augustinus aus dem 15. Jh. Die hochwertvolle Wessobrunner Konkordanz des Jahres 1751 ist gleich doppelt vertreten, es fehlt jedoch auch Luthers Bibelübersetzung in Ausgaben des 18. Jh. nicht. Bei der Kirchengeschichte war die Hierarchia Augustana von Corbinian Khamm, 1709–90 ebenso vertreten, wie eine Lebensgeschichte Martin Luthers aus dem Jahr 1555. Selbstverständlich sind vorhanden die Benediktbeurer Chronik des Carl Meichelbeck wie auch die 1753 in Augsburg erschienene Historia Monasterii Wessofontanis des Coelestin Leuthner. Die Abteilung Geschichte/Geographie/Reisen enthält Reisegeschichte, Briefe und grundlegende Geschichts- und Nachschlagewerke. In der philologischen Abteilung sind gute Ausgaben der antiken Autoren vertreten. Schließlich sind die Titel zur Physik aus dem 18. Jh. mit großer Sicherheit von wissenschaftsgeschichtlichem Interesse.

Diese Bibliothek, seit dem Erscheinungsjahr des Katalogs mit Sicherheit durch Nachlässe und Käufe vermehrt, war im Pfarrhof der Pfarrei Mariae Himmelfahrt in Landsberg gelagert, zuletzt ausgelagert im Bereich des Fronvestenturmes. Sie wurde vor einigen Jahren ohne Klärung der Besitzverhältnisse als »Dekanatsbibliothek«, wie man sie in Anlehnung an die in anderen Dekanaten von Bischof Riegg initiierten und vorhandenen Bibliotheken verstand, der Arbeitsstelle für die Zentralisierung der Kapitelsbibliotheken im Bereich der Diözese Augsburg unter Leitung von Prof. Peter Rummel übergeben.³⁷ Landsberg hat damit zum dritten Mal eine orts- und zeitgeschichtlich hervorragende Quelle zu Stadt- und Geistesgeschichte — diesmal sicherlich leichtfertig — aufgegeben.

Die Verf. ist Kunsthistorikerin und Diplom-Bibliothekarin für wissenschaftliche Bibliotheken.

³⁷ Zur Zentralisierung der Kapitelsbibliotheken vgl. Schwegele, Engelbert: Die Kapitelsbibliotheken der Diözese Augsburg. In: JVAB 28 (1994), S. 230–251, Landkapitel Landsberg insbes. S. 243–244. Die gesamten Archivalien lagen in Transliterationen von Klaus Münzer vor.

³⁵ Gedruckte Kataloge von Kapitelsbibliotheken aus der 2. Hälfte des 19. Jh. sind in der Diözese Augsburg keine Seltenheit.

³⁶ Katalog der Bibliothek des Landkapitels Landsberg, aufgestellt im Stadtpfarrhofs zu Landsberg. 1874. Neuburg a. D. o. J. [1874.]

Der Streit um einen Heller führte zur Todesstrafe

Ein Bericht der Landsberger Jesuiten vom Jahre 1650

Aus den »Litterae Annuae«¹ transkribiert und kommentiert von Klaus Münzer,
aus dem Lateinischen übersetzt von Friedrich Wagner

Hinrichtungen boten Mann und Weib, groß und klein damals einen willkommenen Anlaß, unter dem Vorwand moralischer Entrüstung ihr Sensationsbedürfnis zu stillen. Das Verhalten des Todeskandidaten wurde dabei mit ebensolcher Spannung verfolgt wie der makabre Vollzug des Urteils durch den Henker und seine Knechte. (So konnte es etwa auch vorkommen, daß der Scharfrichter bei »unsauberer« Arbeit von der wütenden Menge gelyncht wurde².)

Die Jesuiten, zu deren selbstauferlegten Aufgaben es auch gehörte, die Todeskandidaten auf ihren letzten Gang seelisch vorzubereiten, gaben sich daher alle Mühe, den armen Sünder moralisch so aufzubauen, daß er nicht nur das Urteil bußfertig auf sich nahm, sondern womöglich noch vor aller Augen und Ohren verkündete, daß er für seine Tat nun den gerechten Lohn erwarte und sein Los der gaffenden Menge als warnende Abschreckung dienen möge. Wenn aber gar, wie in der folgenden Geschichte, die sensationslüsterne Menge (man denke an den »Katastrophen-tourismus« unserer Tage!) am Ende vor Rührung »Rotz und Wasser« heulte, dann hatten die frommen Patres ihr Ziel erreicht. Nicht zuletzt gehörte ja zu den von ihnen propagierten moralischen Leitbildern der hl. Dismas, der reumütige Schächer am Kreuze von Golgatha! Es folgt nun der Text:

In diesem Jahr wurde hier ein Verurteilter von unserem Priester dazu ermutigt, die Todesstrafe fromm und tapfer zu ertragen. Wir haben beschlossen, den Verlauf dieser Geschichte ausführlich in diesen Jahresbericht aufzunehmen, da sie ganz klare Beweise gleichermaßen für die göttliche Barmherzigkeit und Gerechtigkeit enthält und da sie sich zum Teil in unserer Stadt zugetragen hat, zum Teil uns aus zuverlässiger Quelle bekanntgeworden ist.

Ein ehrlicher, sonst kluger und besonders gebetsfreudiger Mann hatte von einem Adeligen in einem benachbarten Dorf unter bestimmten Lehenspflichten ein Wirtshaus gekauft. Da geschah es einmal, daß der Adelige einen Jungen schickte, der ihm aus dem Wirtshaus Branntwein bringen sollte. Da der Junge aber nicht den vollen Kaufpreis bei sich hatte — es fehlte nur ein Heller —, weigerte sich der Wirt, ihm den Branntwein zu geben. Das nahm der Adelige mit unangemessener Entrüstung auf, weil er meinte, der Wirt habe obendrein etwas seiner Ehre ziemlich Abträglichen dahergeschwätzt; das bestritt aber der Wirt konse-

quent. Daraufhin begann der Adelige bald gegen seinen Lehenspflichtigen einen Prozeß, der vor verschiedene Gerichtsinstanzen gebracht und, wie es so geht, in die Länge gezogen wurde. Der Wirt sah sich gezwungen, sein Vieh und anderes zu verkaufen, um den Prozeß weiterführen zu können, und so geriet er in die größte Verlegenheit. Schließlich wurde gerichtlich angeordnet, daß der Wirt aus seiner Behausung und dem Dorf wegziehen, der Adelige aber ihm beim Wegzug 30 Gulden Abstand zahlen müsse.

Man befiehlt dem Wirt also, sich zu entfernen, und er weigert sich auch nicht; er wendet sich jedoch, begleitet von seiner Ehefrau und seinen kleinen Kindern, an den Adeligen und bittet ihn flehentlich, ihm das gerichtlich zugesprochene Geld auszuzahlen oder, wenn er das nicht wolle oder könne, doch etwas Reisegeld zu gewähren. Er sei nämlich völlig mittellos und sonst gezwungen, sofort im nächstgelegenen Dorf zu betteln. Aber er erntet nur Verhöhnungen, Flüche und Drohungen: er solle sich endlich trolchen und zum Teufel scheren, wenn er nicht wolle, daß bald Schergen kämen, die den restlichen Hausrat auf die Straße schafften, ihn gegen seinen Willen aus dem Haus werfen und es vor ihm, sollte er zurückkehren, verriegeln würden.

Da schlägt bei dem Wirt der Zorn, den er bis dahin ziemlich gut gezügelt hat, allmählich in blinde Wut um; bereit, das Äußerste zu wagen, sucht er nach Waffen, reißt eine Axt an sich, sammelt Stroh in einem bestimmten Teil des Hauses, häuft Steine auf und droht jedem, der auch nur einen Fuß in sein Haus setze, mit Vernichtung. — Inzwischen erscheint einer der Richter³ mit dem strengen Befehl. Nach allgemeiner Ansicht wollte ihm der Wirt, im Jähzorn seiner nicht mächtig, mit der Axt den Kopf spalten, hätte nicht der Adelige, der von seinem Schloß aus den Ausgang der Sache beobachtete, den Rasenden mit schußfertigem Gewehr in Schach gehalten und den Richter in sein Schloß aufgenommen⁴.

Bald darauf greift der Wirt den Richter, der sich jetzt bewaffnet und hoch zu Roß dem Wirtshaus nähert, vom oberen Stockwerk des Hauses aus mit Steinen an und schlägt ihn wiederum in die Flucht. — Der Richter wollte bald mit einer stärkeren Schar von Bewaffneten aus den Nachbargemeinden zurückkommen, aber der Wirt wartete nicht darauf; er schloß vielmehr die Türen und riß, außer sich vor Wut, ein brennendes Holzschiet aus der Feuerstelle, legte es unter das zu diesem Zweck vorbereitete Stroh, zündete somit sein eigenes Haus an, beobachtete den Brand eine Zeitlang, und sobald er merkte, daß sich das Feuer wegen seiner großen Ausdehnung nicht mehr eindämmen oder leicht löschen ließ, stürzte er sich vom Speicher aus mit einem Sprung auf den unten ausgebreiteten

¹ Die Litterae Annuae sind die jährlichen Berichte der einzelnen Niederlassungen der Jesuiten, im Falle des Landsberger Probationshauses an den Pater Provinzial der oberdeutschen Provinz des Ordens in München gerichtet, der sie in ein Buch zusammenfassen ließ und jährlich nach Rom zum General des Ordens weiterleitete. Eine Zweitschrift blieb in München, wo sie im Hauptstaatsarchiv aufbewahrt werden. Die Landsberger Litterae Annuae umfassen die Jahre 1614 bis 1770. Der Bericht über 1650 ist im Band BayHStA Jesuitica 108 enthalten. Der hier übersetzte lateinische Bericht findet sich in fast identischem Wortlaut auch in den »Excerpta ex Historia Collegii Landspergensis«, S. 96–102 unter der Rubrik »Ad 32. De aliis quae memoratu digna« zum Jahre 1650 (BayHStA Jesuitica 2018, II. Band)

² Siehe: Richard van Dülmen, Das Schauspiel des Todes. Hinrichtungsrituale in der frühen Neuzeit, in: Volkskultur, hrsg. v. van Dülmen/N. Schindler, Fischer Tb. 3460, 1980 ISBN 3–596–23460–3, S. 203.

³ »de iudicibus unus«: hier wohl als Gerichtsbeamter zu verstehen. Das Gebiet des Landgerichtes war in Schergenämter eingeteilt, die jeweils einem Amtmann unterstanden, der auch die Vorladungen auszuführen hatte.

⁴ Das Wirtshaus stand also in Schußweite vom Schloß entfernt, was vielleicht auf Hurlach oder Windach hinweisen könnte. Vielleicht kann ein Ortschronist Genaueres aus dem weiter unten beschriebenen Schicksal der Adelfamilie ermitteln.

Mist, und bald, immer noch mit seiner Axt bewaffnet, schlüpfte er in das nächstgelegene Gebüsch, um seinen Scheiterhaufen aus der Nähe zu betrachten. Während er sich jedoch unter den Büschen versteckt hält und allmählich Klarheit in seinen Geist zurückkehrt, spürt er bald auch den Stachel der Gewissensqualen; er fällt auf die Knie und ruft: O mein Gott! Wehe, was habe ich getan! Wohin bin ich, von Dir verlassen, geraten! O Du mein Schutzengel, o gütiger Führer! Erleuchte meinen Geist, der sich selbst fremd geworden ist, der nicht weiß, was er tut! Geschehen ist es um mich und um das Meine, geschehen ist es um mein Leben und — was Gott verhüten möge — auch um mein Seelenheil! — Inmitten dieses seelischen Aufruhrs schien es ihm, als höre er jemanden ihm zuflüstern und den Befehl geben: er solle sich sofort erheben, sich in die Stadt begeben und sich freiwillig der Gerichtsbarkeit des Magistrats unterwerfen; diesen Weg müsse er einschlagen, der als einziger noch übrigbleibe, um das Verbrechen zu sühnen und das ewige Heil zu erlangen.

Er folgte also der Stimme seines guten Schutzengels — so jedenfalls glaubte er ganz fest — und gelangte in die Stadt. Dorthin war die Kunde von seiner schrecklichen Untat schon vorausgeeilt, und obwohl es Leute gab, die dem Unglücklichen zur Flucht rieten und ihm dazu ihre Hilfe anboten, hielt er beharrlich an seinem Vorhaben fest; einem Freund, der ihm begegnete, übergab er seine Axt mit der Bemerkung, er brauche sie in Zukunft nicht mehr, und eilte geradewegs zur Fronveste⁵. Dort wurde er freilich nicht aufgenommen; denn der Eisenmeister sagte, er habe keine ihn betreffende Weisung erhalten. Da sagte er: Das ist in Ordnung, ich werde hier warten, bis du einen Befehl bekommst; das wird, so meine ich, bald geschehen. Und während er so spricht, setzt er sich auf eine an der Fronveste befestigte Bank. Sogleich kam ein Mann, der den Eisenmeister zum Magistrat vorlud. Als man ihm dort befahl, in der ganzen Umgebung nach dem Wirt zu fahnden, meldete er, der warte schon vor den Gefängnistoren auf die Fußfesseln; diese Nachricht erregte Verwunderung und wurde unterschiedlich gedeutet. Gleich darauf wurden dem Wirt die Fußfesseln angelegt; er bewahrte dabei die größte Gemütsruhe, ja er wünschte sogar noch mehr Fesseln, sofern dies dem Wärter richtig erscheine; und er wiederholte immer wieder: anderen Sündern bleibe noch der Himmel übrig, er selbst aber könne einzig auf diese Art dorthin gelangen; so sei er im Gebüsch von seinem Schutzengel eindringlich belehrt worden. Um sich auf den letzten Kampf gut einzurichten, verbrachte er danach fast die ganze Zeit mit Gebeten und dem Abbeten des Rosenkranzes; und er verstand es, alle Gesätze jeweils an der richtigen Stelle genau einzufügen. Ein Medaillon der jungfräulichen Patronin, die, umgeben von den 15 Geheimnissen, Jesus als ganz kleines Kind trägt, bewahrte und verehrte er, solange er lebte; er hatte es von unserem Priester erhalten. Hausbewohner bestätigen, ein anderer Kerkerinsasse, der nicht willens war, den langen Aufenthalt und die Fesseln zu ertragen, sei von diesem Wirt auf die rechte Bahn zurückgebracht worden; dabei habe er die heilbringenden und passenden Mahnungen so angewandt, wie es ein Geistlicher nicht besser hätte machen können.

Unterdessen traf das Todesurteil ein; dabei zeigte sich der Verurteilte viel gefaßter als die Richter, die es verkündeten⁶; diese waren aufgeregt und vergossen sogar Tränen. Besorgt vermehrten sie die Anzahl der Schergen und Gerichtsdiener aus Angst, der Verurteilte führe aufgrund sei-

ner Stärke und seiner Körperkräfte, die er im Übermaß besaß, böse Gewalt im Schilde; daher befreiten sie ihn nicht einmal vorübergehend von seinen Fesseln, als man ihm den Urteilspruch verkündete. Er jedoch dankte lammfromm für das Urteil und fügte hinzu, er nehme es freudigen Herzens, ja sogar mit Kußhand an, weil er wisse, daß dies sein einzig möglicher Weg in den Himmel sei; dann bat er inständig, höchst liebenswürdig und tränenüberströmt alle, die er jemals gekränkt habe, um Verzeihung und um entsprechende Gebete und versprach, er werde im jenseitigen Leben dieser Gnade eingedenk sein; schließlich fügte er hinzu, er verzeihe allen aus ganzem Herzen, er habe seine Streitsache und alles andere schon längst GOTT, dem mildesten und zugleich heiligsten Richter, überlassen. Alle, die dieser Szene beiwohnten, versichern, kein einziger Anwesender habe nicht geseufzt und sogar laut wehklagend das übergroße Unglück oder die Tugend dieses Mannes beweint.

Inzwischen aber war seine schwangere Ehefrau nach München gereist, um eine Begnadigung zu erlangen, und hatte den Aufschub der Hinrichtung erreicht; auch der für Kapitalverbrechen zuständige Landrichter war nochmals einberufen worden, ein — wie der Landrichter selbst meinte — bis dahin fast unerhörter Vorgang. Am wenigsten freute sich der Angeklagte selbst über diesen Gnadenerweis; und da nach dem Heimkehrrecht das früher gültige Urteil rechtskräftig bleibt, schaute er in die Zukunft; er sagte: Es ist mein fester Wille zu sterben, und dieser Gnadenerweis ist mir unerwünscht. Wie denn weiter? Ohne einen gewaltigen Schandfleck hätte man mich nicht entlassen können; was aber sage ich, wenn mir jemand diesen einmal vorhält — was ja leicht geschehen könnte — und ich das nicht ertragen könnte, sondern im Vertrauen auf meine Körperkraft den anderen abschlaute? Wäre ich dann nicht vom Regen in die Traufe gekommen? Oder wenn ich — und das wäre sogar noch verhängnisvoller — von dem anderen getötet würde und so das ewige Leben verliere? Dank sei GOTT; denn Seine göttliche Vorsehung hat alles für mich so gefügt, wie es ist. Und dies ist offensichtlich der einzige Weg in den Himmel, dies das einzige Mittel, um zu dem mir bestimmten Ziel zu gelangen; so hat es mir mein Schutzengel im Gebüsch nachdrücklich erklärt.

Und da es nicht an Leuten fehlte, die ihn dazu veranlassen wollten, die früheren Richter zurückzuweisen und dann bei anderen Berufung einzulegen, stattete er erneut seinen Dank ab, bat wieder um Verzeihung und antwortete, er gebe sich mit dem zufrieden, was die Magistrate entschieden hätten.

Nachdem er das Thema auf diese Weise erledigt hatte, war er ausschließlich bestrebt, dem Tod nicht unvorbereitet anheimzufallen; in Abwesenheit unseres Paters betete er ständig den Rosenkranz und fügte dabei, wie gewohnt, die Gesätze richtig ein. Dabei kniete er am Boden und bat manchmal die Hausgenossen, sie möchten, solange die Kerkertore geöffnet seien, ein wenig nach draußen gehen, damit er sich vertraulicher mit GOTT unterhalten könne. Er legte eine Generalbeichte über sein ganzes Leben ab, und zwar so genau, auch über die geringsten Dinge, daß unser Priester ganz klar bezeugte, nur ein vom Himmelslicht Erleuchteter habe jede Kleinigkeit erkennen und so deutlich ausdrücken können; erquickt von der heiligen Messe wurde er von so ungewöhnlicher Seelenfreude überflutet, daß der Priester in Anwesenheit aller beteuerte, kein König oder Fürst habe jemals ein Gastmahl oder irgendein Mensch die Hochzeit so sehr begehrt, wie dieser sich nach dem Festmahl der Unsterblichkeit gesehnt habe.

Unter anderem hatte ihn auch einmal ein Bauer aufgesucht, dem es wegen eines Prozesses mit seiner Schwiegermutter verboten war, die Stadt zu verlassen. Als er diesen erblickte, sagte er: Wann wirst Du endlich zur Vernunft kommen? Siehst Du Elender denn nicht, in welches Un-

⁵ Die Fronveste, heute Ludwigstraße Nr. 168, diente mit dem zugehörigen Hexenturm als Gefängnis, das vom Eisenmeister beaufsichtigt wurde.

⁶ Die Mehrzahl kann neben dem herzoglichen Landrichter, der in der Stadt Landsberg auch als Stadtrichter fungierte, nur den Gerichtsschreiber einbeziehen, der als Unterrichter z. B. den Landrichter vertreten konnte.

glück ich aus geringfügigem Anlaß geraten bin? Glücklich bist Du, wenn Du aus meinem Verhängnis die richtige Lehre ziehst. Dem Bauern nützte die durch das Beispiel wirksame Warnung, denn er beendete sofort den Streit.

In erstaunlichem Maße erregte das Schicksal dieses Menschen die Gefühle der Bürger; das bewiesen die Ausrufe, die Seufzer und Tränen der Betrübten, Wehklagenden und laut Heulenden ringsumher; sie rühmten ihn als braven Mann, zugetan dem Gebet und der Religion, wahrheitsliebend in seinen Aussprüchen und zuverlässig in seinem Tun. Er selbst war heiter, selbstsicher und furchtlos gegenüber dem Tod, von dem er sehr wohl wußte, daß er unmittelbar bevorstand, und genoß inzwischen vergnügt das, was ihm freigebig zugesandt wurde. In seiner letzten Nacht, während die Wächter schlummerten, schlief er so tief, daß die Ehefrau des Eisenmeisters aus dem Bett aufstand, um lautlos die Anwesenheit des Verurteilten zu überprüfen.

Als schließlich der Todestag anbrach, war unser Priester anwesend. Zu ihm sagte der Verurteilte: Als ich heute aufgestanden war, mein Vater, war es mein erstes Anliegen, den ersten Tropfen meines Blutes, das ja nicht zuletzt die Ursache meines Unglücks ist, meinem edlen Herrn Jesus darzubringen, und ich habe den Tropfen schon geopfert; dann habe ich zwei Begleiter für meinen Weg zur Hinrichtung gewählt, dem einen habe ich die rechte, dem anderen die linke Seite anvertraut: dem heiligen Johannes dem Täufer und der heiligen Katharina, die ja, wenn auch unschuldig und aus besserem Grund, ebenfalls enthauptet worden sind. Dann fügte er hinzu, er sei sonderbarerweise oft von der Sehnsucht ergriffen worden, sein Blut für seinen Schöpfer GOTT zu vergießen; jetzt biete sich dazu die so oft erwünschte Gelegenheit; so unwürdig dieser Gnade er auch sei und so sehr er das, was er erdulde, wegen seiner Verbrechen verdient habe, so wolle er doch aus der Not eine Tugend machen, indem er bereit sei, dies und noch Grausameres für GOTT zu erdulden, selbst wenn er unschuldig wäre.

Es hatte sich das Gerücht verbreitet, er wolle seine Widersacher vor den Stuhl des höchsten Richters rufen; als er zufällig davon hörte, nahm ihn das sehr hart mit, und er beteuerte in Anwesenheit unseres Priesters feierlich, an so etwas habe er niemals auch nur gedacht. Inzwischen kamen die Schergen mit Stricken; als er sie erblickte, empfing er sie lebhaft und, gleichsam über sich hinauswachsend, mit so fröhlicher Miene, daß sie ihn nur unter Tränen fesseln konnten. Und als er schon in die dichtgedrängte Zuschauermenge geführt wurde, geschah zweierlei, was vom Volk, das ja ohnehin zu derlei neigt, als Omen gedeutet wurde. Das erste: Als nach Vätersitte mit der Totenglocke das letzte Geläute vor der Vollstreckung des Todesurteils zum dritten Mal wiederholt werden sollte, verstummte die Glocke plötzlich während der ersten Schläge, da der gewaltige Klöppel zerbrochen war. Das zweite: Als nach Verkündung des Urteils das Stäbchen, das man vorher schon ziemlich stark eingeschnitten hatte, damit es leicht breche, zerbrochen werden sollte, gelang das zunächst auch mit großem Kraftaufwand nicht, und es zerbrach schließlich erst, als es der entsetzte Landrichter fest an seine Brust gedrückt hatte. Als aber der Verurteilte mitten auf dem Platz⁷ stehen blieb und die Gebete, in die er bis dahin vertieft war, etwas unterbrach, als wolle er reden, herrschte sofort tiefes Schweigen in der dichtgedrängten Menge, die natürlich darauf wartete, daß er die für seine Todesstrafe Verantwortlichen vor den Richterstuhl GOTTES rufen würde. Er aber sagte unerschrocken mit heiterer Miene: Verzeiht, Ihr

Landsleute, verzeiht mir, so oft Ihr auch von mir verletzt worden seid; ich verzeihe andererseits allen und jedem einzelnen. Mich und all das Meine habe ich schon längst meinem Richter GOTT anheimgeben. Schenkt mir diese letzte Gunst und betet zu ihm für mich; zweifelt nicht daran, daß ich es Euch vergelte, wenn ich zu GOTT, meinem Richter, komme. Ich hoffe doch, daß ich zusammen mit dem guten Schächer sehr bald bei IHM sein werde. Bedauern empfinde ich nur für meine Frau und meine kleinen Kinder, aber auch sie empfehle ich GOTTES Vorsehung und eurer Freigebigkeit und Nächstenliebe. Als er geendet hatte, brach die ganze Versammlung in Seufzen und Wehgeschrei aus.

Inzwischen kommt der Henker; als er ihn erblickt, ruft er aus: Wohlan, Bruder! Wie freue ich mich über Deinen Anblick! Wie liebe ich Dich! Und ich danke Dir, daß Du mich in den Himmel beförderst. Vorwärts, mein Bester, tue Deine Pflicht, Du hast hier einen Verurteilten, der entschlossen und zu allem bereit ist. Dadurch gerührt, bittet der Henkersknecht den Henker, die Stricke zu lockern und den bereitwilligen Verurteilten nicht so straff zu fesseln.

Während man dann zum Richtplatz vorrückte, sprach er die Gebete unseres Priesters, der voranschritt, Wort für Wort nach, umarmte öfters liebevoll und ganz fest das Kreuzifix, das jener vorantrug, und küßte innig die fünf Quellen unseres Heils. Dabei hielt er die Augen so fest auf den Boden gerichtet, daß er nicht einmal den ganz nahe gelegenen Scheiterhaufen⁸ bemerkte, auf den man ihn nach seiner Enthauptung legen sollte. Und — um es kurz zu machen — er wich von den Ratschlägen unseres Paters in keiner Hinsicht auch nur um Haaresbreite ab, bis der tödliche Hieb ihm den Kopf vom Rumpf trennte; der Hieb nahm ihm das irdische und brachte ihm, wie wir glauben, das ewige Leben. Durch seine Tugenden und die Beispiele christlicher Tapferkeit bewirkte er, daß er noch viele Tage, ja sogar Wochen und Monate danach von unseren Mitbürgern und von der Bevölkerung der Nachbargemeinden ringsumher in den Häusern und an Straßenecken sehr häufig in ihren Gesprächen verherrlicht wurde.

In Wahrheit aber riß alle das zur Bewunderung hin, was ungefähr zur Zeit seines Todes und danach denen widerfuhr, die in diese Angelegenheit verwickelt waren. Vor allem der Adelige, dessen Lehenspflichtiger der Wirt gewesen war, wurde am Tag der Hinrichtung des Verurteilten auf seinem Schloß durch einen ungeheuren Lärm in Schrecken versetzt; dabei verbreitete sich im Schlafgemach eine Flamme, die sich wie ein Blitz schnell hin und her bewegte und dann wieder verschwand. Damals wurde er zwar nicht vom Blitz erschlagen, jedoch wenige Wochen danach wurde er zweifellos von der Pest befallen und vom Tod dahingerafft, bevor der Priester kam, den er zu sich befohlen hatte, um sich von ihm mit den heiligen Sakramenten versehen zu lassen. Damit folgte er mehreren seiner Angehörigen; denn, von der gleichen Krankheit befallen, war die Ehefrau ihrem Ehemann, waren drei Kinder ihrem Vater in ganz kurzem Abstand vorausgegangen. Ferner fanden zwei Zeugen, die der adelige Herr gegen seinen Lehenspflichtigen aufgeboten hatte, ebenfalls durch die Pest den Tod. Auch ein anderer Adelige, dem der Hof in München den Streitfall zur Überprüfung anvertraut hatte, erlitt völlig unerwartet einen Zusammenbruch und starb etwa um die gleiche Zeit ganz plötzlich, obwohl bis dahin kein vernünftiger Grund für ein so rasches Dahinscheiden bestanden hatte. So viele Menschen kaufte der Tod auf dem Forum der göttlichen Gerechtigkeit mit einem Heller.

Den Seinen aber nützte der Wirt im Tod mehr als im Leben. Der Witwe wurden die 30 Gulden zugesprochen, deren

⁷ »in medio foro«: kann inmitten des Marktplatzes bedeuten, dann hätte die Stabbrechung auf dem Hauptplatze stattgefunden, worauf sich der Zug zum eigentlichen Richtplatz, der »Kipfslatt« beim Katharinenkirchlein, fortbewegte, worauf das spätere »progreditur ad supplicii locum« hindeutet.

⁸ Die Verbrennung auf dem Scheiterhaufen nach der Enthauptung galt als Strafverschärfung und schimpfliche Strafe, da damit eine Körperbestattung wegfiel.

Verweigerung den Verurteilten früher zur Raserei gebracht hatte; überdies wurde ihr selbst und den drei Kindern im gleichen Dorf des Adligen eine Unterkunft zugestanden. Aber bald verstarb die Mutter bei einer schweren Geburt. Den Unterhalt des kleinen Knaben übernahm ein Pfarrer auf eigene Kosten; er wollte ihn einst den Künsten und Wissenschaften weihen, wenn der Knabe als Heranwachsender wirklich damit einverstanden sei, sich ihnen zu widmen. Die älteste Tochter brachte der Magistrat unserer Stadt in seinem Bruderhaus⁹ unter; für die jüngere sorgten andere mit den nötigen Spenden.

So war es diese ungewöhnliche Hinrichtung unserer Meinung nach wert, in unsere Annalen einzugehen, besonders auch als Warnung, daß man niemals gefahrlos dem Zorn die Herrschaft überlassen darf, die der Vernunft gebührt, und daß Streitigkeiten oft durch einen einzigen Heller ausgelöst werden, aber mit dem Untergang der Streitenden enden.

⁹ »adelphotrophium« ist wörtlich mit »Bruderhaus« zu übersetzen. Das Bruderhaus, ursprünglich als Pilgerherberge begründet, diente bereits im 17. Jahrhundert nahezu ausschließlich als Waisen- und weibliches Armenhaus.

Eine spätmittelalterliche Beckenschläger-Schüssel in der Pitzlinger Pfarrkirche

Von Friedl Brunckhorst

Die Pitzlinger Kirche verwahrt ein Messingbecken, das heute als Taufschüssel verwendet wird und — wie aus verwandten Becken hervorgeht — aus der Zeit um 1500 stammt (Abb. 1). Die durch Benutzung abgeriebene und mit Grünspan überzogene Beckenschläger-Schüssel (Durchmesser 37,5 cm) wirkt ohne ihre goldgelbe Messingfarbe recht unscheinbar. Doch werden Becken gleichen Dekors und nahezu gleicher Größe in berühmten Sammlungen wie dem Germanischen National Museum in Nürnberg (Abb. 2), dem Musée des Arts Décoratifs, Paris, oder dem Victoria & Albert Museum in London aufbewahrt.¹

Die Becken sind aus relativ dickem Messingblech geschlagen, ihr Rand ist unverziert. Der Tellerspiegel zeigt vier von je einem Hund gejagte Hirsche, die zwischen Eichenblättern und Steinen (oder Erdklumpen) nach links um

einen Omphalos und Wulstring springen. Wegen des Omphalos, der kreisrunden Wölbung in der Mitte des Fonds, werden diese Becken Omphalosschüsseln genannt. Hirsche und Hunde sind zusammen mit den Eichenblättern und Steinmotiven aus einem Teilnegativ viermal abgeschlagen.

Die Schüsseln wurden von sog. Beckenschlägern gehämmert und getrieben, d. h. in Kalt-Technik hergestellt, — im Unterschied zu gegossenen Messingwaren. Fast alle dekorierten Messingbecken wurden mit Stanzmodellen ausgestattet, frei getriebene Stücke sind äußerst selten. D. h. Messingbecken wurden in Serienproduktion hergestellt. Bestimmte Vorlagen (Stanzmodell) — wie hier das Hirschmotiv — konnten über längeren Zeitraum hinweg und möglicherweise auch an verschiedenen Herstellungsorten zum Abschlagen benutzt werden.²

¹ Nürnberg: Inv. Nr. HG 7255, Dm 37,7 cm; Paris: Inv. Nr. 35908, Dm 37 cm; London: Inv. Nr. 333–1924, Dm 37,5 cm.

² Negativformen haben sich keine erhalten; sie sind auch nicht auf Darstellungen mit Beckenschlägern zu sehen (vgl. Abb. 7). Daher wissen

wir nicht, aus welchem Material, wie und von wem sie gefertigt wurden: ob aus Eisen, ob gegossen oder geschnitten, ob von den Beckenschlägern selbst hergestellt oder ob diese nur Bezieher waren, was deren Rolle als eigenständig künstlerisch tätige Handwerker allerdings stark einschränken würde.



Abb. 1: Messingbecken mit springenden Hirschen aus der Pfarrkirche St. Johannes d. T., Pitzling.



Abb. 2: Messingbecken mit springenden Hirschen. Bild: Germanisches National Museum, Nürnberg



Abb. 3: Meister der Pollinger Tafeln, linker Flügel eines Marienaltars, Verkündigung an Maria, 1444, Alte Pinakothek, München.

Ursprüngliche Verwendung

Beckenschläger-Schüsseln waren ursprünglich Haus- und Arbeitsgerät, sie dienten als Hand-, Bade-, Wasser- oder Feuerbecken, wohl auch zum Servieren bei Tisch, den Barbieren und Baden als Aderlaß- oder Blutschüssel. Nutzungsweisen als Hausgerät finden sich auf Tafelbildern mit bürgerlichen Interieurs v.a. des 15. und 16. Jhs. So zeigt die »Verkündigung an Maria« des Meisters der Pollinger Tafeln von 1444 (Alte Pinakothek, München, vgl. Abb. 3) neben einem Messingleuchter eine unverzierte, steilwandige Beckenschlägerschüssel als Wasserbecken mit zugehörigem Schwenkessel. In der »Geburt Mariens« vom Meister des Marienlebens, um 1460/80 (Alte Pinakothek, München), steht eine große, ebenfalls unverzierte Messingschüssel für das Bad des Neugeborenen bereit. In einer »Verkündigung an Maria« im Germanischen National Museum Nürnberg, aus dem Augsburger Umkreis um 1480, stehen in einem Wandregal außer Zinnkrügen zwei Messingbecken, möglicherweise als Schauobjekte.

Die bildlichen Darstellungen des 15. und 16. Jhs. lassen vermuten, daß unverzierte Becken als Gebrauchsgegenstände dienten, während die durch Treiben und Stanzen dekorierten Messingbecken in Wandregalen vielleicht eher zur Zierde der Wohnstuben aufgestellt waren, also wohl zum repräsentativen Hausrat gehörten.³

³ Wiswe, Mechthild: Hausrat aus Kupfer und Messing, München 1979, S. 41, 93 f.; Walcher-Mothein, Alfred: Geschlagene Messingbecken. In: Altes Kunsthandwerk, Wien 1928, S. 1–10, hier S. 9.

Die heutige kirchliche Verwendung als Spendenteller oder als Taufschale, wie in der Pitzlinger Kirche und anderen, v. a. nord- und westdeutschen Kirchen bezeugt, ist wohl sekundär. Viele Becken dürften erst durch Schenkung aus privatem in kirchlichen Besitz gelangt sein.⁴ Aber unsere Kenntnisse über Messinggerät sind (noch) gering; Herstellungsorte und Datierung zu bestimmen, ist schwierig, da es im Unterschied zu Zinn keinen Markenzwang gab und Ornamentformen — wie das der springenden Hirsche oder etwa der biblischen Kundschafter mit der Taube — über lange Zeit beliebt waren und, wie erwähnt, möglicherweise an verschiedenen Orten benutzt wurden. Laut Literatur sind Treibarbeiten mit biblischen Motiven nicht unbedingt mit einer ursprünglichen sakralen Nutzung in Verbindung zu bringen.⁵

Das Material

Messing ist eine Sammelbezeichnung für Kupfer-Zink-Legierungen, in der Regel mit ca. 30 % Zink-Anteil. Die leicht mit Messing zu verwechselnde, dem Augenschein nach manchmal kaum zu unterscheidende Bronze besteht dagegen aus einer Legierung von Kupfer und Zinn.⁶ Messing zeichnet sich durch günstigere Verarbeitungseigenschaften vor der Bronze aus, es besitzt größere Geschmeidigkeit und kann dadurch dünn ausgewalzt werden, ist zudem in der Herstellung wesentlich billiger, da Zink häufiger vorkommt als Zinn. Es ist härter und an der Luft korrosionsbeständiger, besitzt größere Polierfähigkeit und — im Vergleich zu Kupfer — einen niedrigeren Schmelzpunkt.⁷

Zur Herstellung des Messings

Messing wird in drei selbständigen Arbeitsgängen hergestellt: dem Zusammenschmelzen durch sog. Messingbrenner und Stückwerker, dem Breithämmern durch Messingschläger und dem Blankmachen durch Messingschaber. Diese Arbeiten wurden offenbar im norddeutschen Raum von den Beckenschlägern nicht selbst ausgeführt⁸ während das Verbot des Gießens für Nürnberger Beckenschläger nicht galt.⁹

1. Die zwei Metalle Kupfer und Zink wurden in Tiegeln zusammengeschmolzen; dadurch wurde Arco oder Erkol, das ist Rohmessing, gewonnen. In einem Umschmelzungsverfahren wurden etwa noch vorhandene Gaseinschlüsse beseitigt und das Gebrauchsmessing erzielt. Der Stückwer-

⁴ Wiswe, a. a. O., S. 92.

⁵ Wiswe, a. a. O., S. 41; Walcher-Mothein, a. a. O., S. 9; Wentzel, Hans: Becken. In: Reallexikon der Kunst, Bd. II, Stuttgart 1948, Sp. 160; Lockner, Hermann: Messing. Ein Handbuch über Messinggerät des 15.–17. Jhs., München 1982, S. 30 f. An biblischen Themen sind um 1500 v. a. Adam und Eva, die Kundschafter Kaleb und Josua mit der Traube, Simson mit dem Löwen und die Verkündigung an Maria beliebt. Es finden sich aber auch reine Pflanzenornamente, oft mit einer mehrmals abgeschlagenen Weintraube, oder das Fischblasenmotiv.

⁶ Die heutige, nach der Legierung gebildete Bedeutung des Wortes »Bronze« reicht nur bis ins 18. Jh. zurück. Nach dem Mönch Theophilus und seinem Werk »De diversis artibus« von ca. 1100 war »Bronze« Messing besonders hoher Qualität, aus dem kostbare Geräte entweder für kirchlichen Gebrauch oder als Luxusgüter hergestellt wurden. Theophilus unterscheidet also Messing und Kupfer nach dessen spezifischen Aufgaben; Turner, Eric: Messing, Bern/Stuttgart 1982, S. 6.

⁷ Schmelzpunkt von Messing: 885 - 1065 je nach Kupfergehalt, von Kupfer: 1083, von Zink: 419; s. Schleicher, Karl: Geschichte der Stolberger Messingindustrie, Stolberg 1974, S. 11.

⁸ Bergholz, Gerda/Spieß, Werner: Die Beckenwerkergilde zu Braunschweig, Braunschweig 1954, S. 29 f.

⁹ Der Kupferstich aus einer im süddeutschen Raum edierten Handwerks-geschichte, Abb. 7, zeigt links im Hintergrund einen Arbeiter, der das Metall zu Platten gießt. Das Messingschlagen war allerdings auch in Nürnberg Tätigkeit spezieller Handwerker, der Messingschläger; vgl. auch Anm. 10.

Der Messingbrenner.
 Gott weiß auslangen Leber, zu rechter Zeit zübeben.



Die Laster Zünge mächet heiß,
 wann sie vom guten Namen schreit,
 Doch wird der frommen Menschen Preis,
 in solcher Flamm nicht verfehret;
 Sie kommt nur schwerer an Gericht,
 wie Messing aus der Glut, ans Licht.

Abb. 4: Messingbrenner. Kupferstich nach C. Luyken, 1698.

ker schöpfte das flüssige Metall mit Kellen aus und goß es in großen sog. Britannischen Steinen zu Platten, die nach Erkalten in zwei- bis dreifingerbreite Stäbe zersägt wurden. (Abb. 4)

Der Messingschläger.
 Welt-Herlichkeit währt fürke Zeit.

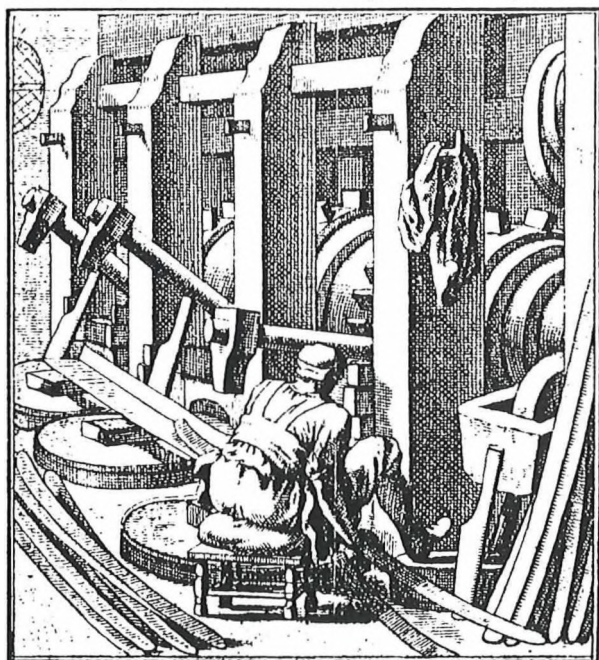


Abb. 5: Messingschläger. Kupferstich nach C. Luyken, 1698.

Der Messing-Schaber.
 Was unrein tauget nicht zum reinen Himmelslicht.



Abb. 6: Messingschaber. Kupferstich nach C. Luyken, 1698.

2. Diese Stäbe wurden nun vom Messingschläger von Hand, ab Ende des 15. Jhs. von einem wassergetriebenen Hammerwerk, zu gleichmäßig dünnen Blechen ausgeschlagen (Abb. 5). Das Schlagen bewirkte eine besonders harte und widerstandsfähige Oberfläche.

3. Im letzten Zubereitungsprozess, dem Blankmachen, entfernte der Messingschaber durch Schaben und Reiben die unreine Patina und glättete das Messing (Abb. 6).

Arbeitsmethoden der Beckenschläger

Über Arbeitsmethoden der Beckenschläger wissen wir bisher wenig, über ihre Werkzeuge aus Testamenten, die Ambosse, Zangen, Scheren, Punzen, Feilen und Hämmer nennen.¹⁰

Ein Kupferstich nach C. Luyken in der Handwerksgeschichte Christoph Weigels von 1698¹¹ zeigt, wie ein Beckenschläger mit dem Zirkel den Umriß einer Rundung am Blech anreißt, um den Rand oder den zu vertiefenden Fonds einer Schüssel zu markieren (Abb. 7). Auf einem achteckigen, oben flach gerundeten Amboß schlägt ein zweiter Beckenschläger die erste rohe Form mit einem Metallhammer heraus. Dabei kam es darauf an, eine gleichmäßige Wandstärke zu erzielen und Unregelmäßigkeiten auf der Oberfläche zu beseitigen. Ein weiterer wesentlicher Arbeitsschritt des Beckenschlägers erfolgte mit der künstlerischen Ausschmückung der Becken durch Treiarbeit. Auf weicher Unterlage — Holz bzw. Bleiplatten — oder auf sog. Treibkitt aus Faßpech, Ziegelmehl und Talg wird der Dekor von der Rückseite her mit fertigen Stempeln oder Negativformen eingeschlagen.¹²

¹⁰ Bergholz/Spieß, a. a. O., S. 30; Baumgärtel, O.: Das Inventar der Katharina Amman von 1529, in: Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Stadt Nürnberg, 69 (1982), S. 167–182; Theuerkauf-Liederwald, Anna Elisabeth: Mittelalterliche Bronze- und Messinggefäße, Berlin 1988, S. 30.

¹¹ Weigel, Christoph: Abbildung der GemeinNützlichen Hauptstände biß auf alle Künstler und Handwerker ..., Regensburg 1698; daraus auch Abb. 4–6, 8.

*Der Beckenschläger,
Denen die Gott lieben, nicht das betrüben.*

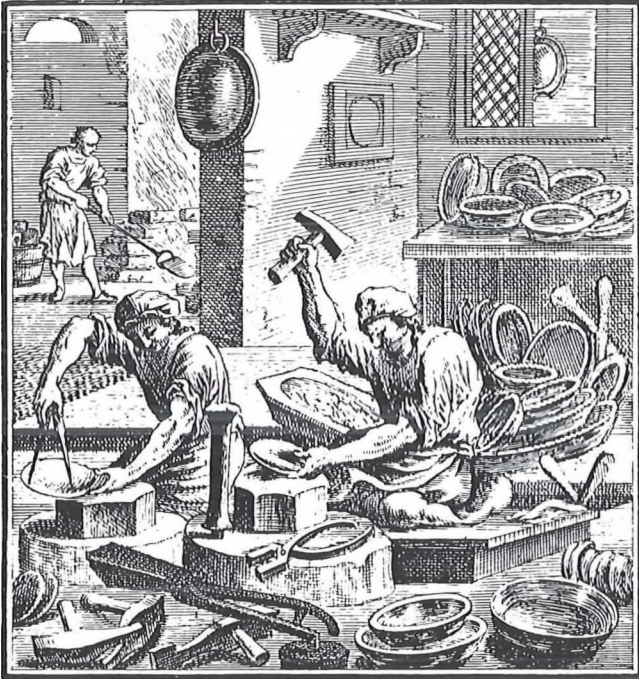


Abb. 7: Beckenschläger. Kupferstich nach C. Luyken, 1698.

Beckenschläger unterscheiden sich von Rotgießern (in Nürnberg Rotschmiede genannt¹³) dadurch, daß ihr gemeinsames Arbeitsmaterial Messing auf kaltem Weg getrieben wurde, Rotgießer fertigten ihre Geräte — wie ihr Name sagt — durch Gießen in Formen. Beckenschläger durften zwar, nach ihren Zunftregeln, auch mit reinem Kupfer arbeiten, aber keine Nähte in offenem Feuer löten. D. h. sie konnten nur aus einem Stück getriebene Gerätschaften herstellen, wie Schüsseln, Becken oder Kessel. Sie mußten sich auf verhältnismäßig kleine Gegenstände für den Hausgebrauch beschränken, während Kupferschmiede (Abb. 8) hauptsächlich grobe Geräte wie Braupfannen, Branntwein- oder Färberkessel herstellten.

Geschichte des Beckenschläger-Handwerks

Nach heutigem Kenntnisstand gilt für die nachantike Zeit das Maasgebiet als früheste Heimat der Messingherstellung. Dinant (in der belgischen Provinz Namur) wurde im 12. Jh. Mittelpunkt einer berühmten Kupfer- und Messingindustrie: 1255 hatte die Stadt bereits eigene Verordnungen für ihre »batteurs« (Beckenschläger) erlassen. Von dort exportierte man in großen Mengen Schüsseln, Taufbecken, Gießgefäße, Leuchter und Kohlebecken aus Messing als sog. »Dinanderien«.

1302 wird in Braunschweig bereits eine »Beckenwerkgasse« genannt.¹⁴ Nach der Zerstörung Dinants 1466 traten mehrere Städte das Erbe der Maasstadt an, so gelten die Aachener »Pannensleger« als Ableger von Dinant; der Vorort Stolberg wurde zeitweise zur wichtigsten deutschen Messinghütte; es lag nahe des größten Galmeierzlagers Europas; aus Galmei konnte bis ins 18. Jh. allein das Zink

gewonnen werden. Aber auch das Nürnberger Beckenschläger-Gewerbe verdankte wohl seinen Aufschwung im 15. Jh. dem Untergang Dinants.

Überhaupt betrachtete man Nürnberg lange Zeit als alleiniges Zentrum für Beckenschläger-Schüsseln in Deutschland. Inzwischen konnten aber mit Braunschweig, Aachen und dem benachbarten Stolberg als wichtigsten Produktionsstätten weitere Zentren im Norden Deutschlands lokalisiert werden; auch in Hansestädten wie Bremen, Hamburg oder Lübeck saßen Beckenschläger, wie Beck(en)werker- oder Beckenschläger-Gassen heute noch bezeugen.

Für Süddeutschland jedoch gilt Nürnberg nach wie vor als wichtigstes Zentrum nicht nur für Verarbeitung, sondern auch für Herstellung des Messings, obwohl keine Galmeierze, aus denen man das Zink gewann, in der Umgebung vorkamen; die bezog die Reichsstadt jedoch in großen Mengen vom Niederrhein. Auch das Kupfer mußte über Nürnberger und Augsburger Handelshäuser vom Harz, aus der Ostslowakei und Tirol eingeführt werden.¹⁵ Die Blütezeit der Nürnberger Beckenschläger-Kunst fällt, wie die der gesamten Zunft, in die Zeit um etwa 1450 bis 1530; auch in Nürnberg zeugt heute noch die Beckenschläger-Gasse von Größe und Bedeutung des Handwerkes. Da es in Nürnberg keine Zünfte gab, das Handwerk vielmehr durch den Stadtrat verwaltet und überwacht wurde, konnte der Stadtrat dadurch eine gewisse Kontrolle über das Gewerbe ausüben.¹⁶ Nürnberger Beckenschlägern wurde vom Rat nur selten die Erlaubnis zum Auswandern erteilt, oft heißt es dann in den



Abb. 8: Kupferschmied. Kupferstich nach C. Luyken, 1698.

¹⁵ Die Erzlager des Harzes (Mansfeld) waren seit 1199 das bedeutendste Zentrum für Kupferschieferbergbau in Deutschland. S. Peltzer, Rudolf Arthur: Geschichte der Messingindustrie und der künstlerischen Arbeiten in Messing (Dinanderies) in Aachen und den Ländern zwischen Maas und Rhein von der Römerzeit bis zur Gegenwart, Aachen 1909, S. 106; Theuerkauf-Liederwald, a. a. O., S. 23; Turner, a. a. O., S. 8; Wiswe, a. a. O., S. 30.

¹⁶ Bis jetzt konnte allerdings kein Nürnberger Messinggerät des 16. Jhs. mit Merkzeichen gefunden werden; Theuerkauf-Liederwald, a. a. O., S. 25. Es scheint daher fraglich, ob diese Bestimmung tatsächlich durchgeführt wurde.

¹² Spuren von Weichblei-Unterlagen sind bei alten Messingbecken an Stellen zu entdecken, wo der Punzenschlag, zu kräftig ausgeführt, das Messing durchgeschlagen hat und das Blei infolgedessen auf der Gegenseite herausrat; Walcher-Moltheim, Alfred: Geschlagene Messingbecken, in: Altes Kunsthandwerk, Wien 1928, S. 1.

¹³ Wiswe, a. a. O., S. 32.

¹⁴ Bergholz/Spieß: Die Beckenwerkgilde zu Braunschweig, Braunschweig 1954.

Akten: »ist davongelaufen« und »hat die Formzig [Werkzeuge] mitgenommen«. ¹⁷

Nach 1600 begann das Gewerbe allmählich auszusterben. 1618 wird von Nürnberg berichtet, daß keine Bürgersöhne mehr das Handwerk lernen wollten. ¹⁸ Kupferschmiede lösten die Beckenschläger in Bedeutung, Technik und Erzeugnissen ab: so reichten noch 1612 Nürnberger Beckenschläger eine Beschwerde an den Rat ein, daß Rot schmiede ihnen mit dem Gießen von Messingbecken ins Handwerk griffen.

Datierung und Herkunft der Pitzlinger Schüssel

Bis zur Mitte des 16. Jhs. verwandte man für Schüsseln verhältnismäßig dicke Bleche, die Ränder blieben ohne Verstärkung; danach wurden sie möglichst dünn ausgeschlagen und die Ränder gebördelt, d. h. um einen Reifen aus Eisen oder Messingdraht gebogen. In der Regel haben die älteren Stücke — ohne Patina — eine strahlend helle Färbung, die jüngeren, ab etwa Mitte 16. Jh., neigen mehr zum Rötlich-Gelben, sie enthalten nämlich meist weniger Zink. ¹⁹ Die vor Ende des 15. Jhs. geschlagenen Becken ha-

ben eine steile Wandung und einen schmalen Rand; im späteren 15. Jh. wird die Austiefung geringer, die Wandung konisch und der Rand breiter. Becken des 17. Jhs. sind noch flacher.

Da die Pitzlinger Schüssel aus relativ dickem Blech geschlagen ist, einen schmalen, ungebördelten Rand und eine nicht zu tiefe konische Wandung besitzt, ist sie wie ihre Gegenstücke in Nürnberg, London und Paris um bzw. kurz vor 1500 zu datieren. ²⁰ Als Herkunftsort ist Nürnberg anzunehmen.

Wie zahlreiche andere Becken dürfte wohl auch die Pitzlinger Omphalos-Schüssel aus privatem in kirchlichen Besitz gelangt sein und dort eine neue Verwendung als Taufbecken erfahren haben. Möglicherweise stammt sie aus dem Schloß Pöring und gehörte zu Gabriel Peringers Besitz ²¹, da Messinggerät damals kaum bäuerlicher Hausrat gewesen sein dürfte. Die Literatur gibt keine Auskunft, wann solche Umnutzungen eingesetzt haben könnten. Es liegt nahe, diese im 18. Jh. beginnen zu lassen, als nämlich Beckenschläger-Gerät bei den oberen Gesellschaftsschichten aus der Mode gekommen und zunehmend durch das Böttgersteinzeug und Porzellan ersetzt worden war.

¹⁷ Zit. nach Peltzer, Rudolf Arthur: Nürnbergs Messinggewerbe in alter Zeit. In: Kultur des Handwerks, 5 (1927), S. 126.

¹⁸ Wentzel, Hans: a. a. O., Sp. 154.

¹⁹ Wiswe, a. a. O., S. 96. Bei einem Zink-Gehalt von ca. 30% erhält Messing eine hell-gelbe Färbung, bei niedrigerem Zink-Gehalt von 7–14% wird es deutlich kupferrot (Rotmessing); Turner, a. a. O., S. 5. Je größer die Menge des Kupfers, desto dehnbare ist das Gemisch;

die größte Geschmeidigkeit erhält Messing offenbar bei einem Zink-Anteil von ca. 15–20%; doch sind alle Legierungen mit bis zu 40% Zink-Anteil bei gewöhnlichen Temperaturen gut zu hämmern, walzen oder zu Draht zu ziehen; Lockner, a. a. O., S. 11.

²⁰ Vgl. Lockner, a. a. O., S. 40.

²¹ Gabriel Peringer, Erbauer des Schlosses zu Pöring, hatte von 1494–1511 das Kastneramt in Landsberg inne.

Probleme sozialer Entwicklung auf dem Land

Das Landsberger Oberland in der frühen Neuzeit (1500–1800)¹

Von Rainer Beck

Als im Jahr 1806 Freiherr von Prugglach, »Landrichter« von Landsberg, der Regierung in München über den Zustand seines Amtsbezirks berichtete, meinte er, »nur mit stiefmütterlicher Hand« würde der Boden in den südlichen Gerichtsteilen dem Landmann »den Schweiß von der Stirn trocken«, schlecht also sei es bestellt um die Erträge der Bauern.

1. Ein Land von Bettlern?

Nach Josef von Obernberg, einem hohen Finanzbeamten, der 1815 eine Reisebeschreibung über die Gegend veröffentlichte, gab es eine Menge Familien, »die ihren Bedarf an Lebensmitteln nicht erbauen und als Tagelöhner daselbst keine Nahrung finden«, so daß »sehr viele Menschen zwei Drittel des Jahres ohne Arbeitsverdienst« seien. Und der bayerische Staatsrat von Hazzi war 1803 sogar so weit gegangen, zu erklären, »sieben Achtel Unterthanen« des Landsberger Oberlandes (also des Gebietes südlich der Salzstraße, der späteren B 12) könnten »unter die Bettler gezählt werden«. Sicher, was Hazzi da sagte — ein Mann, der die Gegend gut kannte, jedoch als »Aufklärer« eine neue und bessere Zukunft erstrebte —, war Polemik. Die Betroffenen werden über sein Urteil nicht begeistert gewesen sein. Gerade deshalb nicht begeistert, weil er fraglos ein Stück Wirklichkeit beschrieb, allerdings eine Armut und Not, der man keineswegs nur in den oberländischen Dörfern begegnen konnte.

Auch wenn sie hier drückender auftraten als in anderen, von der Natur gesegneten Regionen, bestimmte Schwierigkeiten der wirtschaftlichen und sozialen Verfassung des Landes waren keine Besonderheit des Landsberger Raumes, sondern hingen mit allgemeinen Strukturproblemen der frühneuzeitlichen europäischen Gesellschaft zusammen. Es ist kein Zufall, daß damals ein Thomas Robert Malthus seine düstere Prognose entwickelte, wonach die Menschen, so sie nicht sexuelle Enthaltsamkeit übten, zu Elend, Hunger und Seuchen verurteilt seien, da sich die Erträge des Bodens nicht nach Belieben vermehren ließen (»The principle of population«; 1798). Noch bestand Europa vorrangig aus Agrargesellschaften, denen — von fortschrittlichen Ländern wie England oder den Niederlanden abgesehen — Industrialisierung, Urbanisierung, aber auch eine »moderne« und »effiziente« Landwirtschaft erst bevorstanden. Und jahrhundertlang hatte diesem alten, diesem noch vor modernen Europa, dessen Probleme in mancher Hinsicht jenen glichen, mit denen sich heute Länder der »Dritten Welt« herumschlagen, die Knappheit der »Nahrung« erhebliche Sorgen bereitet. Jahrhundertlang? Genauer müßte man sagen: In gewissen Zyklen oder Schüben.

¹ Der Artikel geht auf einen Vortrag vor dem Historischen Verein Landsberg zurück. Literatur- und Quellenangaben zu den hier erörterten Themen in: R. Beck, Unterfinning. Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne, München (C. H. Beck-Verlag) 1993; ferner in ders.: Dörfliche Gesellschaft im alten Bayern. 1500–1800 (= Hefte zur Bay. Geschichte und Kultur, Hg. Haus der Bay. Geschichte, 14), München 1992, und Jenseits von Euclid ... in: ZBLG 53, 1990, 697–741.



Kleine Dörfer und wenige Menschen, das war die Situation um 1500; Seestall in einer Federzeichnung des 16. Jhdts.

2. Ernteerträge und Nahrungsbedarf

Die Nahrungsprobleme agrarisch strukturierter Gesellschaften zeigen immer eine gewisse Abhängigkeit von der Zahl der Menschen, die es zu ernähren gilt. Und so beeinflusste die Entwicklung der Bevölkerung — egal ob auf nationaler, regionaler oder lokaler Ebene — in erheblichem Maße das materielle und soziale Leben einer jeweiligen Epoche. Sehen wir uns daher die langfristigen Bewegungen der Entwicklung der Siedlungen und der Bevölkerung an.

Die »Bevölkerungsexplosion« des 16. Jahrhunderts

Nachdem der »schwarze Tod« Mitte des 14. Jahrhunderts seine grausame Ernte gehalten und Europa anscheinend für Generationen zurückgeworfen hatte, regte sich etwa 1500, zu Beginn dessen, was die Historiker als »Neuzeit« zu bezeichnen pflegen, neues Leben. Der Aufschwung mag etwas vor oder nach der Jahrhundertwende begonnen haben, er änderte jedenfalls alles. Im Landgericht Dachau, das Anno 1500 rund 2500 Anwesen zählte, kamen bis 1631 gut 600 neue dazu. Und zwischen dem Lech und dem Ammersee scheint die Entwicklung in einigen Dörfern noch stürmischer verlaufen zu sein, besonders in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Oberfinning beispielsweise, das nach einem »Feuerstattregister« von 1552 erst 42 Anwesen zählte, war bis 1590 auf 79 Häuser gewachsen, Unterfinning von 33 auf 51, Hechenwang immerhin von 11 auf 16.² In gewaltigen Schüben erzielten manche Dörfer plötzlich Zuwächse von 50 oder 60 Prozent innerhalb einer einzigen Generation. Ein Großdorf wie Utting, das Mitte des 15. Jahrhunderts aus lediglich 35 Anwesen bestanden haben soll,³ kam auf diese Weise nach einem »Forsthaferverzeichnis« 1590 bereits auf 170 Häuser — so viele, wie es lange nicht mehr haben sollte.

Die Entwicklung in unserer näheren Umgebung fügt sich in den europäischen Rahmen. Ob im französischen Languedoc oder dem Landsberger Oberland: das 16. Jahrhundert war die Zeit einer für damalige Verhältnisse geradezu explosionsartigen Bevölkerungsvermehrung — explosionsartig auch deshalb, weil durch »Inwohner« (eine Art Mieter) die Zahl der Menschen noch stärker gestiegen war als dies allein die Zunahme der Häuser verrät. Doch dann kam dieses Wachstum ins Stocken oder verkehrte sich in das Gegenteil — so jedenfalls in weiten Teilen Deutschlands oder Bayerns, darunter auch dem Landsberger Raum. Das Klima verschlechterte sich gegen Ende des 16. Jahrhunderts; die prosperierende Wirtschaft begann von Krisen geschüttelt zu werden; der Dreißigjährige Krieg (1618–1648) kündigte sich an. Nicht so sehr die direkten Kriegseinwirkungen vernichteten unzählige Menschenleben, sondern schwere Pestwellen, die in mehreren Zügen diesen Krieg und seine Soldateska begleiteten. Wer von der verheerenden Pest 1632/35 womöglich verschont geblieben war, den holte, wie Oberfinning oder Schwifting, die zweite Welle 1647/50 ein. Nur 93 von 187 Bewohnern überlebten in Schwifting die Katastrophe.⁴ Gut 30 oder 40 Prozent seiner Bewohner mochte das Landgericht Landsberg bis 1650 verloren haben. Ein Aderlaß sondergleichen!

Tab. 1: Entwicklung der Häuserzahl einiger oberländischer Ortschaften in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts

Ort/Jahr	1552	1570	1590	1610
Gruppe I				
Dettenhofen	20	26	26	25
Entraching	22	24	26	26
Hechenwang	11	16	16	17
Oberfinning	42	62	79	74
Unterfinning	33	44	51	51
Teilsomme:	128	172	198	193

⁴ Ebd., 715.

² Die Pfarrer scheinen in diesem Register nicht eigens erfaßt zu sein. Ich habe deshalb in den Pfarrorten die Zahl der Anwesen um 1 höher angesetzt. Daß sich vor 1552, jedenfalls 1538–52, die Zahl der Anwesen in einigen Dörfern zunächst nur langsam vermehrte (Dettenwang, Entraching, Unter- und Oberfinning, Hechenwang usw.), zu diesem Eindruck kam ich anhand des freilich sehr lückenhaften und unübersichtlichen Steuerverzeichnisses von 1538.

³ Nach Kreisheimatbuch, Landkreis Landsberg am Lech, Dießen 1982, 764.

Gruppe 2

Bierdorf	–	10	9	6
Bischofsried	–	4	3	3
Holzhausen	–	16	11	11
Oberschondorf	–	73	71	66
Oberwindach	–	18	18	18
Rieden	–	5	5	3
Riederau	–	3	4	3
St. Alban	–	4	4	4
Steinbach	–	4	4	4
Unterbeuren	–	4	4	3
Unterschondorf	–	39	37	39
Utting	–	148	170	155
Teilsomme:	–	328	340	315

Gesamtsumme: – 500 538 508

Anm.: Einige Orte zeigen in den Jahren 1552–1590 ein lebhaftes Wachstum; zwischen 1590 und 1610 allerdings haben sie ihren Zenith überschritten, nimmt die Zahl der Häuser sogar wieder geringfügig ab (Gruppe 1 sowie Utting aus Gruppe 2). Andere Dörfer oder Weiler hatten ihr großes Wachstum wohl schon früher — jedenfalls vor den 1570er Jahren — erlebt, denn bei ihnen kehrt sich die Entwicklung bereits kurz nach 1570 um (Gruppe 2). Alle aufgeführten Orte liegen im Einzugsbereich des Dießener Forstes. Quellen sind ein Feuerstattverzeichnis 1552 (das für Gruppe 2 leider keine Daten enthält) und drei Dießener Forsthafterverzeichnisse 1570 ff.

18. Jahrhundert: Nur die Lücken werden gefüllt

Es läßt sich nicht mit Exaktheit bestimmen, wie lang es dauerte, bis sich das »Gäu«, das flache Land, von den Folgen des »großen Kriegs« und der Pest erholt hatten. Spätestens um 1700 dürften die meisten der ehemals verwaisten Höfe wieder besetzt gewesen sein, hatten sich die Dörfer wohl wieder mit Menschen gefüllt. Doch nun, so scheint es, stagnierte die Entwicklung für Jahrzehnte, wenn nicht sogar — eine erstaunliche Starre — ein ganzes Jahrhundert. Noch im Jahr 1752 begegnen einem in den Gemeinden, die im Einzugsbereich des »Dießener Forsts« lagen, nicht mehr Anwesen als es auch vor dem großen Krieg, 1590, dort gegeben hatte. Es ist, als seien die Leute des Oberlandes schon bald nach 1700 an eine kaum überwindbare Barriere gestoßen — die nämliche, die sie schon einmal, um 1600, erreicht hatten. Eine sozusagen malthusianische Schranke? Nicht auszuschließen, daß die neue Beständigkeit, die sich im 18. Jahrhundert beobachten läßt, das Ergebnis einer restriktiven Siedlungs- und Bevölkerungspolitik der Obrig-

keiten oder der Dorfgemeinden war. Doch ursächlicher noch dürfte sie mit Wachstumshemmnissen zu tun gehabt haben, denen sich die Gemeinden von dem Moment an ausgesetzt sahen, als die Bevölkerungsverluste des Dreißigjährigen Kriegs wieder ausgeglichen waren. Und zu diesen Hemmnissen rechneten wohl vor allem der »stiefmütterliche« Boden und die »fehlende Nahrung«, die unsere Beobachter noch im frühen 19. Jahrhundert beklagten.

Tab. 2: Vergleich der Häuserzahl oberländischer Ortschaften 1590 und 1752

Ort/Jahr	1590	1742
Bierdorf	9	6
Bischofsried	3	3
Dettenhofen	26	26
Entraching	26	25
Hechenwang	16	14
Holzhausen	11	14
Oberfinning	79	71
Oberschondorf	71	67
Oberwindach	18	17
Rieden	5	3
Riederau	4	4
St. Alban	4	5
Steinbach	4	4
Unterbeuren	4	3
Unterfinning	51	52
Unterschondorf	37	40
Utting	170	138
	538	492

Anm. Interessanterweise scheint die Besiedelung Mitte des 18. Jahrhunderts sogar ein wenig (um 8,5 Prozent) hinter dem zurückgeblieben zu sein, was im 16. Jahrhundert schon einmal erreicht worden war.

Es mag paradox erscheinen, daß dieses Bauernland seine Leute nicht ernährt haben soll. Denn zugegeben: verglichen mit dem Spätmittelalter und seinem überaus schwächtigen Häuserbestand, waren die Dörfer im 16. und dann wieder dem 18. Jahrhundert aus den Fugen geraten. Doch aus heu-



Ein Bauer und sein Brot;
aus einem Gemälde
von Louis Le Nain, 1642.

tiger Sicht beherbergten sie noch immer recht wenige Bewohner, denn zwischen 1800 und heute haben sich die Einwohnerzahlen nochmal verdoppelt oder verdreifacht. Kann es angesichts so weniger Menschen wirklich eine Knappheit an Gütern, einen Mangel an Nahrung gegeben haben? Und ferner: hatte denn nicht auch die bäuerliche Erzeugung — wenn die Menschen schon so viel mehr geworden waren — zugenommen?

Grenzen des Wachstums

Behandeln wir die zweite Frage zuerst. Versuchsweise sozusagen, denn es bedürfte etlicher Spezialuntersuchungen, um ganz genau zu ergründen, was im 16. Jahrhundert auf den Feldern und Wiesen des Landsberger Oberlandes geschah. Doch einige Dinge, die wir auch aus anderen Regionen recht gut kennen, sind klar: Ohne Zweifel wurden in der Anfangsphase der Expansion die Wälder noch oder wieder — wieder, wenn man an die hochmittelalterliche Ausbauperiode denkt — ein ganzes Stück zurückgedrängt, um der Landwirtschaft Platz zu machen. Sehr gut erinnerte man sich 1604 anlässlich einer »Bereitung« der weiträumigen »Finninger Wiesmahder« zum Beispiel daran, daß hier »vordem ein schöner Aichwald gestanden«, der nun völlig abgeholzt und in Wiesen verwandelt worden war. Dann die Getreidefelder. Sie fraßen sich nun tiefer in die Wiesen hinein. Gleichzeitig wurde die Viehhaltung zugunsten des Getreidebaus zurückgedrängt, denn von Getreide lassen sich bei gleicher Fläche ungleich mehr Menschen ernähren als von der Viehzucht, die verschwenderisch viel Land beansprucht (daher ja auch heute die Kritik am Fleischverzehr in einer von Nahrungsproblemen gezeichneten Welt). Das heißt: Die Produktion dehnte sich eine ganze Weile aus und wurde stärker auf Korn ausgerichtet. Die Ära der Getreidenahrung, des »Kornstandards« — der selbst schon ein Knappheitszeichen ist — begann. Doch irgendwann, gegen Ende des, wie die Franzosen sagen, »langen 16. Jahrhunderts«, kam dieser Umwandlungsprozeß zum Stillstand. Aus drei Gründen: Die Förster und der Landesherr machten sich Sorgen um die immer kleiner werdenden und zerrupften Wälder, deren Schutz und Bewahrung in Zukunft groß geschrieben wurde — also ein Ende der Ausdehnung der Flur, der »inneren Landgewinnung«. Innerhalb der Dorfgemeinden regte sich wohl Widerstand gegen ein Überhandnehmen der Äcker und zwar aus Sorge um die Weideflächen für das Vieh. Dies aus einem einfachen Grund: Um keinen negativen Rückkoppelungseffekt auszulösen, mußte in der vorindustriellen Landwirtschaft der Umfang des Getreidelandes immer eine Balance zur Viehhaltung und den Weideflächen wahren. Anders als heute, waren die Bauern auf einen halbwegs intakten agrarisch-ökologischen Kreislauf angewiesen und mußten darauf achten, der Natur nicht mehr abzunehmen, als diese von sich aus wieder hervorbrachte. Wenn aber das Vieh zu wenig wurde, mangelte es an Dünger; wenn es an Dünger mangelte, ging der Ertrag der Felder zurück; und wenn der Ertrag der Felder zurückging, nahm das Vieh noch weiter ab, da die Tiere auch von Stroh und Getreideabfällen lebten — eine nach unten gerichtete Spirale. Und der dritte Grund schließlich: Je weiter man die Äcker an die Ränder der Dorfgemarkung vorwärts trieb, desto schlechter wurde in vielen Fällen der Boden, desto unrentabler also — abnehmender »Grenznutzen« — der Getreidebau.

Die Landwirtschaft tritt auf der Stelle

Tatsächlich war, seit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert, seit dem Ende dieser Aus- und Umbauphase, die Nutzung der Fluren nicht mehr sehr flexibel und elastisch. Die Landwirtschaft, möchte ich einmal behaupten, trat von da ab mehr oder weniger auf der Stelle, stagnierte. Natürlich verwischt erst einmal der Dreißigjährige Krieg das

Bild. Und für ein oder zwei Generationen gab es — der einzige, makabre, Vorteil für die Nachgeborenen — Land zur Genüge. Doch spätestens nachdem der Wiederaufbau und die Wiederbevölkerung um 1700 herum abgeschlossen waren, tritt diese ländliche Unbeweglichkeit und Starre ziemlich klar in Erscheinung. Das »Herkommen«, die Tradition, das Alles-beim-Alten-lassen scheint nun über weite Strecken die bäuerliche Wirtschaft zu regieren.

Dieser starre Traditionalismus war nicht einfach das Produkt einer unbeweglichen bäuerlichen »Mentalität«. Denn es ist ja nicht so, daß der einzelne Häusler oder Bauer selbständig darüber entscheiden konnte, was er mit seinem Landbesitz anfang. Als beispielsweise in Geltendorf im Gefolge des Dreißigjährigen Kriegs einige Leute eine Abgabeminderung begehrten, da sie gar nicht mehr alle Äcker bestellen konnten, bestand ihr Grundherr auf den alten Leistungen und damit auch mehr oder weniger darauf, daß sie diese Äcker trotz allem wieder bebauten. Was Acker war und welche Leistungen für dieses Land zu erbringen waren, das war in Grund- und Steuerbüchern festgeschrieben. Und natürlich konnten die Abgabeberechtigten, konnten der Pfarrer, der Grund- und der Landesherr von keiner Wiese soviel kassieren wie von Getreideland. Umgekehrt das Grünland: Wer hier seinen Grasflecken in Acker verwandelte, der mußte mit einem Einspruch der Dorfgemeinde rechnen, die sich in ihrem Weiderecht, das auf den meisten Grünländereien lag, beeinträchtigt sah. Das Ergebnis: ein vielleicht ökologisches, aber sicher auch soziales Patt, das beispielsweise in Unterfinning — und in den anderen Dörfern dürfte das ähnlich gewesen sein — dazu führte, daß die Äcker und Wiesen 1720 noch oder wieder exakt die gleiche Verteilung aufwiesen wie schon hundert Jahre zuvor. Und an dieser Verteilung sollte sich die kommenden Jahrzehnte wenig ändern. Von Flexibilität keine Spur, und ebensowenig wohl von einer Produktionssteigerung, die über die Vorkriegserzeugung hinausgewiesen hätte. Stagnation, wie gesagt. Wobei dann freilich zu klären bliebe: Stagnation auf welchem Niveau und mit welchen Konsequenzen für den Nahrungsspielraum der Region?

Derartige Fragen lassen sich schlecht beantworten, ohne zumindest einen kurzen Blick auf das ganz anders geartete materielle Milieu dieser Zeit zu werfen. Es genügt nicht, sich allein mit der Zahl der Menschen zu befassen; wir müssen uns auch ihre Nahrungsbedürfnisse vergegenwärtigen sowie die Produktionsbedingungen, unter denen sie als Bauern wirtschafteten.

Vierfacher Samen

Die Leute, sagten wir, waren, gemessen an heute, wenige gewesen. Doch ungleich beeindruckender als die Differenz der Bevölkerungsdichte ist der Abstand, der einen oberländischen Bauern von heute hinsichtlich der landwirtschaftlichen Erträge von seinen Vorfahren trennt. Einige Zahlen mögen das illustrieren. Als in den 1720er Jahren eine Steuerkommission durch das Landgericht reiste und Dorf für Dorf notierte, das Wievielfache des ausgebrachten Saatgutes die Bauern ernteten, da erklärte beispielsweise die Gemeinde Seestall, sie würde bei Hafer gerade nur das Zweieinhalb- und bei den übrigen Sorten nicht mehr als das Dreifache des Samens erzielen. Im Unterland, in Wabern oder Prittriching, soll man das Sechs- oder Siebenfache des Kornes geerntet haben, doch im rauheren südlichen Gerichtsteil mußte man sich mit erheblich weniger zufrieden geben. In Unterfinning etwa, das über Böden mittlerer Bonität verfügte, rechnete man bei Hafer mit dreifachem, bei Roggen und Gerste mit dem vier- und bei Dinkel dem vier-einhalbfachen Samen. Vierfacher Roggenertrag — heute erzielt man in dieser Gegend ohne weiteres den 50fachen Ertrag (bei Weizen 30fach),⁵ eine fast unermeßliche Kluft!

⁵ Aussaat und Ernte bei Roggen im 18. Jhd. 1,7/6,9 dz/ha, heute 1,2/60 dz/ha.

Das Problem in klimatisch wie bodenphysiologisch nicht sonderlich begünstigten Lagen und Regionen war, daß ein Großteil des Saatgutes einfach im Boden verdarb. Ein erschreckender Teil, um es genau zu sagen, bisweilen um die 80, ja bis 90 Prozent. Die Getreideernte in einer benachteiligten Region wie dem Oberland — und beschränken wir uns ruhig auf das Korn als, wie gleich zu zeigen sein wird, wichtigstes Nahrungsmittel — fielen also nach heutigen Standards geradezu erbärmlich aus. Und der Nahrungsbedarf? Er war so gering nicht.

Ein unmäßiges Fressen?

Unsere Vorfahren, relativ kleine Leute bekanntlich, aßen nicht wenig. In aller Regel achten wir bei der Betrachtung historischer Nahrungsweisen nur darauf, was es gab, ob Topfennudeln, Rinderbraten, Rosenwürste oder Knödel — sozusagen ein folkloristischer oder, wenn man so will, kulinarischer Blick. Um die Mengen, die Versorgung mit Kalorien oder auch Nährstoffen, die für das Wohlergehen oder die Gebrechen der Menschen von so entscheidender Bedeutung waren, kümmern wir uns dagegen selten. Ich will die Ernährungsweise kurz beschreiben, die im Landsberger Oberland bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts (und in manchen ihrer Erscheinungen natürlich weit länger) gebräuchlich war. Wer anständig zu essen bekam, nahm fünfmal am Tag etwas zu sich. Wie der Pfarrer von Entraching in seiner relativ bekannten Schilderung aus den 1790er Jahren schreibt, gab es:

»1) des Morgens eine Stunde nach dem Aufstehen, ein Mus von geschrotetem Kern (Kern = Dinkel), welches mit Butter belegt, und dann mit vielen Brodbrocken angestopft wird. Im Sommer wird stattdessen Milchsuppe gegeben. 2) Um 9 Uhr Brod. Das Brod ist durchgängig von Roggen, oder höchstens nur etwas Gerste darunter. 3) Um 11 Uhr das Mittagmahl, es besteht gewöhnlich aus Sauerkraut und Topfennudeln aus gutem Kernmehl ... 4) Um 3 Uhr Brod, und im Sommer saure Milch und Topfen. 5) Um 6 oder 7 Uhr das Nachtmahl; es besteht gewöhnlich aus Sauerkraut und Nudeln von Roggenmehl, aus einer Brennsuppe, Brösel- und Erbsensuppe, Milchsuppe, Erbsen und gerändeter Gerste, oder (wenigstens alle Samstage des Jahres) aus gebackenen Kücheln vom besten Kernmehl.«

»Trunk«, fährt Pfarrer Geiger fort, »ist Wasser. Bier wird nur um Weihnachten, Ostern, Pfingsten, Kirchweih, am letzten Faschingstage, am letzten Dresch- und Erntetag gegeben. (Und) Fleischspeisen werden gar keine gegessen, ausser im Fall, da man im Haus ein Rind schlachtet.«

Die Erdäpfel hatten, trotz der Hungerkrise 1771/72, im Landkreis noch keine Liebhaber gefunden.

Wie in weiten Teilen Europas mußten Getreide und Mehl den größten Teil des Nahrungs- und Kalorienbedarfs decken — sei es als »Mus«, »Nudel«, »Küchel«, Suppeninlage oder Brot. Mit Brot stopfte man sein morgendliches Mus auf. Das Neun-Uhr-»Essen« bestand aus Brot und nichts weiter, und nachmittags gab es wieder Brot. Zu den anderen Mahlzeiten gab es warme Getreide- bzw. Mehlgerichte. Einmal dicke Suppen, Mus und Brei — von ihrer Konsistenz her recht ähnliche Gerichte — am Morgen und am Abend. Dann — mittags und abends — diverse Nudeln, Küchel oder Knödel, teils mit Quark versetzt, die in Milch gekocht oder in Butterschmalz herausgebräunt werden konnten, wobei das Schmalz für die Küchel bisweilen reichlich mit Wasser aufgegossen war. Neben dieser Mehlkost süße oder saure Milch, saure Milch mit Quark zum Beispiel. Und dann noch das Kraut. Mittags Sauerkraut, abends Sauerkraut — tagtäglich, 365mal im Jahr. Eine typisch süddeutsch-alpenländische Kost. Immerhin: so, wie die Milch für den Eiweiß-Haushalt sorgte, war das Kraut ein ganz guter Vitamin-C-Spender.

Der Nahrungsspielraum ist knapp

Es sind, wie gesagt, die Mengen, auf die ich hinweisen möchte. Getreide hatte drei Viertel und mehr des gesamten Kalorienbedarfs der Landbevölkerung zu decken. Und das Quantum, das auf diese Weise verbraucht wurde, ist für einen Städter von heute fast unglaublich: Eine Viertel Tonne, 250 Kilo pro Kopf und Jahr, ließen sich gern ältere Bauersleute in ihren Austragsbriefen zusichern. Gar zehn Tonnen Dinkel, Roggen und Gerste holte sich 1739 die Belegschaft der Schwaige Westerschondorf aus dem Getreidekasten, fast 600 Kilo für jeden Knecht und jede Magd. Und als angemessene Ration für die Armen, sozusagen als unterstes Versorgungsniveau, galt den Landsberger Behörden 1715 ein Tagesquantum von 840 Gramm Brot und 150 Gramm Mehl. Schon diese Kornmengen sorgten für verblüffend hohe Energiewerte. Rechnet man Milchprodukte und Kraut dazu, so kamen die Westerschondorfer Dienstboten auf mehr als 5000 Kilokalorien pro Kopf und Tag. Und selbst ein — halbwegs wohlhabender — Austräger kam, wenn er seinen Nahrungskorb verzehrte, auf gute 3000 kcal.

Wir mögen etwas fassungslos vor diesen Mengen stehen. Deuten sie nicht, statt eines mageren Ernährungsregimes, auf einen geradezu unmäßigen Konsum? Nicht unbedingt! Denn diese Menschen, die sich ständig mit ihren Füßen fortbewegten und unter Einsatz all ihrer Körperkräfte arbeiteten, hatten einen ganz anderen Energiebedarf als der auf seinem Stuhl sitzende Städter oder auch Traktorfahrer auf dem Land. Wer Bäume entätet, verbraucht, je nach Arbeitsintensität, pro Stunde 320 bis 680 Kilokalorien; wer Getreide mäht, gut und gern 600 kcal. Selbst ältere Bauern, die sich nicht mehr auf dem Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit befinden, verbrauchen damit bei Erntearbeiten über Wochen mehr als 4000 oder 5000 kcal. pro Tag. Der Einsatz des eigenen Körpers hatte seinen energetischen Preis. Eine hohe Kalorienversorgung war in der vorindustriellen Gesellschaft Bedingung dafür, einer der unzähligen kraftraubenden Tätigkeiten nachgehen zu können, die vor allem in der Land- und Waldwirtschaft, aber auch in manchen Gewerbe- und Industriezweigen dominierten. Die enormen Energiemengen, die heute in sämtlichen Alltagsbereichen in Motoren, Maschinen und Maschinchen investiert werden, sie mußten vordem, wenngleich natürlich in bescheidenerem Umfang, dem Menschen und den Arbeitstieren zugeführt werden — »zugeführt« in Form von Nahrung oder Futter.

Und das Ergebnis solcher Beobachtungen, wenn wir den Nahrungsbedarf der Menschen und den Ertrag ihrer Felder vergleichen? Ich habe für Unterfinning die Zahlen einmal durchgerechnet: In einem durchschnittlichen Jahr belief sich die Speisegetreide-Erzeugung dieses Dorfs auf optimistisch geschätzt 45–50 Tonnen — eines Dorfes, von dem man doch annehmen würde, daß es die Stadt mit Getreide versorgte. Doch seine Bewohner, 220–240 Leute, brauchten, wenn alle ausreichend mit Nahrung versorgt werden wollten, an die 45 Tonnen, beinahe die ganze Ernte, über die die Bauern in normalen Jahren verfügten. Dazu mußte ein Teil, gottlob ein kleiner Teil, des erzeugten Getreides auch noch für grundherrliche Abgaben verwendet werden. Der Nahrungsspielraum solcher Dörfer war also wahrlich knapp bemessen. Das mit dem »stiefmütterlichen Boden« war schon richtig. Vor allem, da die Dörfer hinsichtlich ihrer Ernährung zunächst einmal Selbstversorger waren bzw. sein mußten. Denn wer sollte sie, die »Bauern«, sonst nähren. Doch nicht die Stadt. Und ein Zukauf von Nahrungsmitteln aus anderen Regionen setzte erhebliche Geldmittel voraus, die erst verdient sein wollten. Der Normalfall also war, daß diese Gemeinden selbst hervorbringen mußten, was sie verzehrten. Jedes Dorf hat seine Flur, sozusagen sein Territorium, und aus dieser Flur mußten die Leute erwirtschaften, was sie an Grundnahrungsmitteln brauchten.

Und genau dieses Polster, dieser Nahrungsmittelspielraum war in den Dörfern des Landsberger Oberlandes allem Anschein nach ziemlich knapp bemessen.

»Wann man sehen sollte, wie schlecht und wie grob unsere Speissen seyen, so würdte man nit glauben khönen, daß sich hiemit ein Mensch ersättigen oder hiermit das bloße Leben erhalten könnte«,

schrrieben etliche Häusler 1748 an die Finanzbehörden in München ...

III. Die dörfliche Besitzstruktur

Natürlich ist die Versorgung einer Bevölkerung mit Nahrung nicht nur ein naturalwirtschaftliches Problem. Es geht auch darum, wie man an diese Nahrung kam, also um Fragen des Besitzes, der Einkommen und der Modalitäten, die den Zugang zu den lebenswichtigsten Gütern regelten. Denn was einer Region und einer Zeit ihr Gesicht verleiht, ist gewiß nicht allein die Qualität ihrer »Böden«, sondern das sind auch die besonderen Formen sozialer Gleichheit oder Ungleichheit, die eine jeweilige Gesellschaft hervorbringt.

Was heißt schon »Bauerndörfer«?

Es hat sich mittlerweile wohl herumgesprochen: Das, was man so gern »Bauerndörfer« nennt, waren auch im 18. Jahrhundert beileibe keine nur bäuerlichen Siedlungen. An zwei Erscheinungen läßt sich das festmachen: Erstens an einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Leuten, die in historischen Dokumenten als Schuster, Weber, Zimmerleute, bisweilen als »Operarii« = Tagelöhner oder als »Huckler« und »Kramer« = Handelsleute bezeichnet werden. Zweitens an der Nennung einer Vielzahl von »Sölden« oder »Söldnern« in den Güter- und Untertanenverzeichnissen der Herren. Letztere, also diese ständig anzutreffenden Söldner, hatten nichts mit Kriegsknechten zu tun, sondern »Sölde« war der in Bayern und Schwaben aus dem Mittelalter überkommene Ausdruck für eine bescheidene Herberge, ein Häuschen, zu dem kein oder nur wenig Grundbesitz gehörte. Und »Söldner« meinte einfach den Inhaber einer solchen Behausung: jemand, der nicht unter die Bauern zählte und der nach herkömmlichem Verständnis kaum in der Lage war, sich von den Früchten einer eigenen Landwirtschaft zu ernähren.

Die Dörfer — halten wir uns erst einmal an die grobe Unterscheidung der »Güter«! — waren also aufgespalten in Bauern und Nicht-Bauern. Und es ist schon erstaunlich, in welchem Umfang die un- oder unterbäuerlichen Sölden, die wir nicht als exakten Maßstab, wohl aber als Indikator der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung begreifen dürfen, im 18. Jahrhundert, ja schon früher, das Erscheinungsbild der ländlichen Siedlungen bestimmten. Nicht nur die Zahl der Menschen, auch die Soziologie der Dörfer hatte sich im Zuge der neuzeitlichen Expansion verändert. Bedauerlicherweise sind erst ab der Mitte des 16. Jahrhunderts systematische Verzeichnisse überliefert, die einen gewissen Einblick in die Sozialstruktur einer größeren Zahl oberländischer Gemeinden⁶ erlauben. Nach einem »Feuerstattregister« von 1552 überwogen die Sölden bei weitem die bäuerlichen Höfe, die nur gut ein Viertel, nur 120 aller 461 hier berücksichtigten Anwesen stellten — ein beachtlicher Überhang der »Kleinen« zu einer sehr frühen Zeit. Etliche der Häuschen mögen damals erst vor kurzem erbaut worden sein. Auf jeden Fall vermehrten sie sich noch zwei Generationen lang weiter und weiter. Von Hofstetten — zugegeben, ein krasser Fall — heißt es gegen Ende des Jahrhunderts (1593): *»allein, dort ist nur ein Bauer, die anderen lauter Söldner«*. In Unterfinning wuchs zwischen 1552 und 1612 die Zahl der »Sölden« und »Häusl« von 22 auf 41. Auch dies eher ein Extremfall. Doch der Wandel zu einer Parzellierung des Bodens und der agrarischen Ressourcen war in diesem 16. Jahrhundert in vollem Gang. Da die Erweiterung der Fluren mit der Vermehrung der Menschen nicht mithielt, wurden die landwirtschaftlichen Ressourcen knapper und die Flächen, die auf eine Familie entfielen, kleiner. Allerdings wurden diese Flächen nicht anteilig oder gleichmäßig verringert. Es waren die neuerrichteten Güter und Häusl, die die Bodenknappheit am empfindlichsten zu spüren bekamen. Die Kleinanwesen, sagten wir, nahmen zu, und das Ergebnis war, daß 200 Jahre später, 1752, als die abgebrannten oder verödeten Höfe und Wohnstätten der Vorkriegszeit wieder auferstanden waren, aus den 341 Sölden von 1552 längst 548 geworden waren, rund 60 Prozent mehr. Spurlos ging diese Entwicklung auch an den Bauern nicht vorüber. Obschon an absoluter Zahl gleich geblieben, hatten doch auch sie Besitz abgetreten, waren also kleiner

⁶ Ich wählte für diesen Vergleich die Orte Dettenhofen, Dettenschwang, Entraching, Hagenheim, Issing, Lengelfeld, Oberfinning, Obermühlhausen, Pflugdorf, Pitzling, Seestall, Stoffen, Thaining und Unterfinning.



Die meisten Häuser auf dem Land waren »Sölden« und keine Bauernhöfe;

Thaining auf einer Votivtafel 1657.

geworden. Darüber hinaus waren sie zu einer noch schmaleren Minderheit geworden: gerade noch ein Fünftel aller dörflichen Familien gehörte, der Klassifikation der Häuser zu Folge, 1752 der eigentlichen Bauernschaft an. Selbst wenn es — da die Güterstatistik ihre Schwächen hat — etwas mehr gewesen sein mögen, die zur exklusiven Gesellschaft der Pferde- und Gespannbesitzer (den Kennzeichen eines echten Bauern) gehörten: Die soziale Asymmetrie war beachtlich.

Landleute ohne Land

Nun bedarf es hier allerdings einer gewissen Einschränkung — d. h. die Dinge waren doch etwas komplizierter, als ein erster Befund das zeigt. Denn in Wirklichkeit war es nicht so, daß all diese Söldner überhaupt keine agrarischen Ressourcen besaßen. Gerade Ende des 16. und im 17. Jahrhundert gab es im Gegenteil Stimmen, die sich beschwerten, die Sölden seien auf Kosten der Großen mit viel zu viel Land ausgestattet worden.

»Nachdem aber ... etliche, damit sie Söldenhäuser bauen mögen, ganze Höf und Güter zerrissen und die Grundstück, Wäsen und Aecker zu den new erbawten Söldenhäuslen gelegt, daraus doch nit geringer Schaden erfolgt, als ist unser ernstliche Meinung, daß hinfüran ... kein Hof oder ander gantzes Guet in Sölden zerrissen ...«

heißt es 1616 in der neu erschienenen »Landts- und Polizey-Ordnung« von Bayern. Manche Bauern beschwerten sich darüber, daß die Söldner ihre Häusl »mit Hinzukaufung eigener [Grund-]Stück gleichsamb für [= zu] ganze Höf« machen würden. Umgekehrt existierte seit dem 16. Jahrhundert ein Paragraph, der die Neuerrichtung von Sölden nur dann gestattete, »wenn zu denselben so viel Wäsen und Äcker füglich gelegt würden, dabei sich ein Söldner ziemlich erhalten und sein Nahrung ohn Beschwer und Schaden haben möchte.«

Das heißt, es gab in dieser frühen Neuzeit recht unterschiedliche Sölden: solche, die der alten Idee von einer Herberge ohne nennenswerten Grundbesitz entsprachen; andere, die durchaus über eine gewisse Zahl von Wäsen und Äckern verfügten, die zwar keine Bauerngüter waren, zu denen aber doch eine kleine Landwirtschaft gehörte.

Vieles hängt, wenn wir von sozialer Asymmetrie sprechen, offensichtlich davon ab, wie ergiebig eine solche Zuerwerbslandwirtschaft war und in welchem Umfang die Söldner tatsächlich zu Grundbesitzern geworden waren. Stünden uns bessere Übersichten als die Steuer- und Scharwerksbücher der vormodernen Staatsverwaltung zur Verfügung, müßten wir uns nicht lange bei den amtlichen Güterklassen aufhalten, die in dieser Frage wenig weiterhelfen. Doch in Ermangelung von Flurplänen und Katastern (die erst nach 1800 eingeführt wurden) bedarf es einer recht mühseligen Arbeit, um die Besitzverhältnisse auch nur eines Dorfes genauer zu rekonstruieren. Daher ein weiteres Mal Unterfinning, für das genauere Daten vorliegen. Wie sah es, um auf ein konkretes Beispiel zurückgreifen zu können, dort um die »Bauern«, die »Sölden« und die Verteilung des Bodens aus?

13 Bauern zählte das Dorf anno 1721 und 38 Söldner. Unter den Bauern besaßen die drei größten jeweils um die 50 Hektar Grund. Dann nahmen die Betriebsflächen rasch ab: Drei noch, die 20 bis 30 Hektar besaßen, drei, die 10 bis 20 Hektar ihr eigen nannten, weniger als 10 Hektar der Rest. Im Schnitt gehörten zu einem bäuerlichen Anwesen rund 25 Hektar Grund. Und die Söldner, die mit 38 Anwesen drei Viertel aller Haushalte stellten? Ihr Grundbesitz reichte von sozusagen 0,0 bis zu respektablen 18 Hektar, die ein einsamer Spitzenreiter auf sich vereinigt hatte. Doch lassen wir uns durch ein oder zwei Ausreißer nicht blenden. Zu einer Unterfinninger Sölde gehörten durchschnittlich 2,8 Hektar Grund; wobei 25 Familien (= zwei Drittel der Söld-

ner) weniger als diese 2,8 Hektar besaßen, und lediglich acht Familien (= 21 Prozent) mit über fünf Hektar ein gutes Stück mehr. Auch diese Statistik macht natürlich erst dann einen Sinn, wenn man über Kriterien verfügt, um die Bedeutung der verschiedenen Betriebsgrößen zu ermessen. Nun, wer in diesem Dorf den Lebensunterhalt für eine vierköpfige Familie aus seiner eigenen Landwirtschaft ziehen wollte, der brauchte schon an die fünf Hektar Land. Von 38 Söldenhaushalten waren acht in der Lage, sich, wie es in dem alten Gesetzestext hieß, von ihrer Sölden zu »erhalten«. 59 Prozent der hausbesitzenden Familien blieben unterhalb dieser Schwelle.

Wie gesagt, Unterfinning ist nur ein Beispiel, und in jedem Dorf mögen die Proportionen etwas anders ausgefallen sein. Doch es geht mir nicht um einige Prozentpunkte mehr oder weniger. Offenkundig waren längst nicht alle Söldner, also nicht 80 Prozent aller Haushalte, ohne Besitz. Und doch galt, daß den meisten Söldnern, vielleicht 60, vielleicht auch 70 Prozent der Einwohnerschaft des Oberlandes, ihre paar Wäsen — Ackerland hatten ohnehin nur die wenigsten — zum Leben keineswegs reichten. Man versteht nun, warum Obernberg von »sehr vielen Familien« spricht, die »ihren Bedarf an Lebensmitteln nicht erbauen [= anbauen]« können. Eine große Mehrheit dieser Landleute hatte kaum Land! Und so waren diese Familien — entweder subsidiär oder zur Gänze — auf andere Arten des Nahrungserwerbs angewiesen. Die Frage ist somit: wovon nährten sie sich; und welche Konsequenzen hatte diese so ungleiche agrarische Ordnung für das gesellschaftliche Gefüge der Region?

IV. Schlagwort »Arbeitsteilung«

Kein Dorf, das klang vorhin schon an, widmete sich ausschließlich bäuerlicher Arbeit. Wir sprachen von den Handwerkern, Tagelöhnern und Händlern in den Registern von Pfarrern und Staatsbeamten. Neben der Ungleichheit — oder sagen wir nur: Differenzierung — des Bodenbesitzes gab es eine Differenzierung der Tätigkeiten. Damit liegt es nahe, die Lösung des Nahrungsproblems in einem wirtschaftlichen Kreislauf zu suchen, der auf den Prinzipien gesellschaftlicher Funktions- oder Arbeitsteilung beruht. Nach einem einfachen Modell könnte ein Teil der Söldner von gewerblichen Leistungen, der andere von Lohnenkünften gelebt haben, die er für die Mitarbeit bei den größeren Bauern bezog. So wäre, wenngleich auf unterschiedlichem Niveau, für jeden gesorgt gewesen. Nur eben scheint, da Hazzi von »Bettlern«, und Obernberg von »Tagelöhnern ohne Arbeit« spricht, irgend etwas bei diesem Modell nicht aufzugehen. Über beides, das Landhandwerk und den Taglohn, möchte ich einige Bemerkungen machen. Beginnen wir mit dem Handwerk, dem man, wenn schon keinen »goldenen Boden«, so doch vielleicht eine gewisse Solidität zu unterstellen bereit ist.

Das Handwerk hat die Dörfer erobert

Wer in den 1720er Jahren durch die Landsberger Dörfer zog, der konnte feststellen, daß eine wirklich beachtliche Zahl von Häusern von Handwerkern bewohnt wurde. Da gab es, um den eher bäuerlichen Ortskern herum, Gassen und Viertel, in denen jede zweite Familie ein produzierendes Gewerbe betrieb. Allein in der Gegend zwischen Utting, St. Georgen, Pflugdorf und Penzing, einem Gebiet von gut 5000 Einwohnern, saßen mehr als 50 Leinweber, 32 Schuster, 28 Schneider, 24 Zimmerleute, gab es 22 Hufschmiede, 20 Wirte, dann noch Maurer, Bäcker, Schächler, Wagner, Metzger, Schreiner usw. Zusammen waren das über 300 Handwerker und Händler, so daß gut ein Viertel aller ländlichen Haushalte ein Gewerbe ausübte. Ein beru-



Ob in Stadt oder Land: Die Weber gehörten zu den verbreitetsten Handwerkern;

Darstellung des 19. Jhdts.

higendes Ergebnis, solange man davon ausgeht, daß diese Familien gut von ihrer Arbeit lebten. Doch eben das war nur bedingt der Fall. Um ein genaues Bild zu zeichnen, müßte man Branche für Branche betrachten und selbst innerhalb ein und derselben Profession noch auf mancherlei — auch lokale — Besonderheiten achten. Denn die Lage dieser Handwerker sah recht unterschiedlich aus, was nicht zuletzt damit zu tun hatte, inwieweit ihre Tätigkeit einem dringenderen Bedarf der dörflichen Nachbarschaft entsprach und wie einträglich ihr jeweiliges Gewerbe war.

Nehmen wir z. B. den Schmied. Der »Grob-« oder »Hufschmied« war wichtig. Er war für die Feldgeräte, das Mahlwerk des Müllers oder die Küchenutensilien zuständig. Wenn während der Feldarbeit etwas zu Bruch ging oder ein Pflugmesser nachgeschärft werden mußte, brauchte man den Schmied. Zudem war dieser Mann für die Pferde da. Nicht allein, daß er die Hufeisen zu fertigen oder auszubessern hatte; er mußte regelmäßig die Hufe ausschneiden und war eine Art Pferdedoktor — Heilkundiger für das teuerste Tier, das man auf dem Land unterhielt. Die Bauern waren daran interessiert, einen Schmied in ihrer Nähe, am besten — ähnlich wie den Pfarrer — jederzeit verfügbar zu haben: »bey Tag oder Nacht«, heißt es in einem Heinrichshofener Kontrakt, solle, »wann einem Bauern das Ross erkrankt«, der Schmied »auf Begehren erscheinen.« Dieser Bedarf schlug sich z. T. in Arrangements nieder, durch die der Schmied gleichsam zum Dorfgestellten wurde, für dessen Unterhalt die Bauern durch die Lieferung von Getreide, durch kostenlose Fuhrdienste usw. aufkamen. Die Schmiede wurden auf diese Weise nicht reich, aber ihr Auskommen, ihre »Nahrung« war gesichert. Ein anderes Beispiel: Durchaus lukrativ scheinen das Müllereigewerbe und oft auch der Betrieb einer Gast- oder »Tafelwirtschaft« gewesen zu sein — beides Gewerbe, die häufig mit einer größeren Landwirtschaft, z. T. auch Handelsaktivitäten verbunden waren, so daß ihre Inhaber als Doppel- und Dreifachverdiener nicht nur ein gesichertes Auskommen fanden, sondern oft der ländlichen Oberschicht angehörten.

Doch wie stand es um die Masse der »kleinen« Gewerbe? An ihrer Spitze, zahlenmäßig, standen die Leinweber. Möglich, daß sie im 16. Jahrhundert, als der Leinwandexport nach Oberitalien noch ein größere Rolle spielte, bessere Verdienstmöglichkeiten hatten. Im 18. Jahrhundert jedenfalls war die ländliche Weberei ein mit ständigen Nachfrageeinbußen kämpfendes Saisongewerbe, das — bei niedrigen Löhnen — vielleicht einige Monate Beschäfti-

gung bot. Die viertgrößte Handwerkergruppe der Region, die Zimmerer, waren ohnehin Saisonarbeiter. Und ein Mann wie der Finninger Georg Baader, der in einem Steuerverzeichnis etwas hochtrabend als »Bäcker« erscheint, verdiente nicht mehr als ein Schweinebub auf den Weiden von Westerschondorf, (gut, daß er neben seinem Gewerbe auf die Erträge mehrere Wiesen und Äcker zurückgreifen konnte); dem Kistler = Schreiner seiner Gemeinde ging es nicht viel besser. Mit anderen Worten: Jene Branchen, in denen die Mehrzahl der kleinen Meister und Gesellen beschäftigt waren, boten oft nicht mehr als nur wieder ein Zubrot; und die Tatsache, daß jemand in einem Steuerverzeichnis als Handwerker aufgeführt wurde, bedeutete keineswegs, daß er diesem Handwerk das ganze Jahr über oder auch nur den größten Teil desselben nachging. In einigen Massengewerben, so scheint mir, waren die Handwerker schon zu viele geworden, um sich nicht gegenseitig das Brot wegzuschnappen. Es wäre also trügerisch zu meinen, das Landhandwerk habe seine Leute genährt. Es nährte manche von ihnen, andere bestenfalls »ein wenig«.

Die kurze Saison des Taglohns

Und die Taglöhner? Mit dem Taglohn ist es eine Geschichte für sich. Denn was sind eigentlich die berühmten »Tagelöhnerinnen« und »Tagelöhner«, über deren Mangel oder überzogene Lohnforderungen sich der bayerische Gesetzgeber immer wieder erregte? Ist Tagelöhner ein »Stand« oder ein »Beruf«, so etwas wie eine frühe und ländliche Variante des industriellen Lohnarbeiters? Wenn auf den großen Gütern und Schwaighöfen des Oberlandes im Sommer Gruppen von Männern und Frauen anrückten, die in der Heumähd oder beim Getreideschnitt halfen, dann vermerkten die Gutsverwalter in ihren Rechnungsbüchern, wieviele Gulden und Kreuzer sie für »Tagelöhner« zu bezahlen hatten. Doch die gleichen Leute nannten sich bei anderer Gelegenheit einfach nur Söldner oder Leerhäusler. Das heißt, das Prädikat Tagelöhner war normalerweise keine fixe »Berufsbezeichnung«, sondern Beschreibung einer gerade ausgeübten Tätigkeit, ein sozusagen situationsgebundenes Merkmal. Generell als Tagelöhner galt bestenfalls, wer die meiste Zeit des Jahres als solcher Beschäftigung fand. Doch genau davon kann bei der Mehrzahl der um Lohn arbeitenden Männer und Frauen nicht die Rede sein. Dieselbe Erscheinung also wie bei den Handwerkern. Und das nimmt kaum Wunder: denn welche Arbeiten gab es

schon, denen all die Leute nachgehen sollten, die von ihrem bißchen Land, ihrem Saisonhandwerk oder beidem nicht leben konnten?

Die Mitarbeit auf den Höfen der größeren Bauern gilt als klassisches Betätigungsfeld des ländlichen Tagelöhners. Doch die Arbeit, die da anfiel, wird gern völlig überschätzt und dann noch — als wenn das nicht schon reichte — einer Gruppe zugeordnet, die gar nicht zwingend in den Genuß dieser bescheidenen Nachfrage nach Arbeitskräften kam. Die Bauern hatten für die ganzjährig anfallenden Arbeiten, wenn sie sie nicht mit der eigenen Familie bewältigten, ihre Dienstboten: Die Stallarbeit oder Betreuung des Viehs, das Pflügen und Düngen, Eggen und Säen, all das waren Dinge, die sie selbst oder ihre Knechte und Mägde erledigten. Nur während der Heumahd, dem Getreideschnitt und in der winterlichen Dreschperiode reichten bei den größeren von ihnen die eigenen Arbeitskräfte nicht aus, war man auf fremde Hilfe angewiesen. Die Mahd aber dauerte zwei Wochen im Juni, der Schnitt drei bis vier Wochen im August, beim Dreschen konnte man sich etwas mehr Zeit lassen, fünf, sechs, vielleicht auch acht Wochen. Rund drei Monate also, das war auf den Dörfern die Konjunktur der Bauernarbeit. Und da es im Oberland, wie wir sahen, wenige wirklich große Bauern gab, hielt sich selbst während der Hochsaison die Nachfrage nach Arbeitskräften in Grenzen.

Und dann gilt es eben noch ein Zweites zu beachten, nämlich daß diejenigen, die in der Ernte oder beim Dreschen halfen, oft gar keine »Tagelöhner« und keineswegs immer jene Ärmsten waren, die ein Zubrot dringend nötig hatten. Die Rekrutierung von Arbeitskräften innerhalb des Dorfes entsprach nicht unbedingt einem Verhältnis á la »Lohnarbeit und Kapital«; sie folgte, jedenfalls zum Teil, einer anderen Logik, die das Ergebnis einer beinahe schon vergessenen Kooperationsform zwischen den Söldnern und Bauern der vormodernen bayerischen Dorfgemeinden war.

Wer arbeitet mit wem?

Vor dem 19. Jahrhundert, das eine Individualisierung des bäuerlichen Wirtschaftens mit sich brachte, hatte nicht jeder Kleinstbauer auch die Betriebsmittel, die er zur Bewirtschaftung seiner Flächen brauchte. Im Gegenteil: Kaum ein Söldner, der über Zugvieh — was vor 1800 fast immer hieß: über Pferde — verfügte; kaum einer, der Pflug, Egge oder Wagen besessen hätte. Die größeren Geräte waren teuer, und allein der Futterbedarf eines Pferdes hätte einen Söldner womöglich den Ertrag all seiner Äcker gekostet.

Stattdessen war es üblich, daß die Bauern den »Kleinen« ihre Äcker pflügten, deren Heu und Garben von den Feldern oder das Jahrholz aus dem Wald holten. Im Gegenzug arbeiteten die dergestalt Begünstigten die unentgeltlichen Gespanndienste mit Handarbeitsleistungen während der Ernte und im Winter wieder ab. Noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts berichtet Freiherr von Leoprechting, daß sich die Söldner um »Gebnachten«, also zwischen 25. Dezember und 6. Januar, wenn sie ihr eigenes Korn ausgedroschen hatten, zum Dreschen zu den größeren Bauern begeben. Nicht die Reichsten und die Ärmsten arbeiteten hier zusammen, sondern die halbwegs Wohlhabenden und die besser gestellten Kleinen. Für die Besitzlosen oder Leute, die um Taglohn arbeiten wollten, gab es also nochmal weniger zu tun. Daß *die Aerndte- und Trescharbeit bei den Bauern und Gutsbesitzern nie ein Viertel Jahr lang dauert*«, das hielten dann auch zwei Echinger Leerhäusler, Georg Axthammer und Georg Schmid (1802), den Behörden vor. Denn wie, bitteschön, sollten sie den Rest oder — wie Obernberg meinte — »zwei Drittel« des Jahres etwas verdienen? Die Leerhäusler hatten also das Problem, weder über landwirtschaftlichen Besitz noch über eine Arbeitsplatz zu verfügen.

Gemessen an der großen Zahl landarmer Familien war der Bedarf an helfenden Händen innerhalb der regionalen Wirtschaft, des regionalen Arbeitsmarktes, gering. Der sogenannte Tagelöhner war nur ein Reservist aus der Reihe der Kleinen, den die Bauern für einen abgezielten Einsatz in der Hochsaison des agrarischen Jahres brauchten. Die übrige Zeit hatten sie wenig Verwendung für ihn. Und die normalen Beschäftigungsalternativen, die Waldarbeit oder bestimmte Hilfsdienste im Baugewerbe, reichten nicht annähernd aus, um so etwas wie Vollbeschäftigung zu erreichen. Und so gibt es wenig daran zu deuteln: Strukturelle Unterbeschäftigung in bestimmten Bereichen des Handwerks wie in der Lohnarbeit war eines der Kennzeichen der wirtschaftlichen und sozialen Verfassung des Landsberger Oberlandes. Konservative Beobachter mochten statt von Unterbeschäftigung auch von »Übervölkerung« sprechen, davon, daß die Zahl der Menschen stärker angeschwollen war als es den agrarischen Möglichkeiten und dem gewerblichen Binnenbedarf der Region entsprach. Nur waren diese Möglichkeiten und dieser Bedarf keine Naturgegebenheiten, sondern Ergebnis einer bestimmten Besitzverteilung oder auch Wirtschaftsweise und eines gewissen Lokalismus der herkömmlichen Arbeitsteilung und Ökonomie. Wie

Heuernte im Voralpenland;

*Ausschnitt aus einem Ölbild
von Max Joseph Wagenbauer,
1824.*



dem auch sei: Die Leerhäusler des 18. Jahrhunderts spürten die Kargheit ihrer agrarischen Ressourcen und das beschäftigungsökonomische Vakuum, das sie umgab. Die Konsequenzen: Ein problematisches Maß an Armut; vermutlich, auch wenn ich das nicht genauer abschätzen kann, Emigration; daneben aber auch Aktivitäten, die die Grenzen des lokalen Marktes zu sprengen versuchten.

V. Zwischen Armenhaus und Arbeitsanstalt

Man weiß nicht, ob sie noch leben

Auf eine gewisse Emigration der unteren Schichten deuten manche Hinweise, die ich eher zufällig fand. 1707 bat ein Leo Klein den Pfarrer von Stoffen, sein Kind, das in Belgien geboren wurde, in die Taufmatrikel zu setzen. Klein ist abgedankter Soldat, der in rheinpfälzischen Diensten gestanden war und in seiner Heimat wieder Fuß zu fassen versuchte. Andere kehrten nicht zurück. Drei der acht Kinder von Rupert Clas zum Beispiel, einem Pferdehirten in Unterfinning, der 1704 verstarb. Als seine Nachkommenschaft zusammen kam, um das väterliche Erbe zu verteilen, war Hans Clas »ungefähr schon bey 15 oder 16 Jahr abwesent«; man mutmaßte, »er seye in dem Ungarischen Krieg aufgangen« (= im Kampf gegen die Türken). Von Georg Clas wußten die Geschwister nur, daß er sich als »bischöflich Dillingerischer Reitter« verdingt hatte. Verschwunden war zwei Jahre später aber auch Margaretha, die »einen Soldathen zur Ehe« genommen und sich außer Land begeben hatte. Sind diese Zeugnisse typisch? Immerhin waren es die Schweiz, Oberschwaben, waren es häufig ärmere Gebirgs- oder gebirgsnahe Regionen, die die Heere der Zeit mit ihren Söldnern versorgten.

Jeder braucht Brot: der Bettel als Erwerbsart

Was dagegen unübersehbar ist, das ist die Armut mit ihren Begleiterscheinungen, dem Almosen oder dem Bettel. Aus dem Jahr 1715 ist eine Serie von Bettelverzeichnissen überliefert, die einen beeindruckenden statistischen Überblick über die Dimensionen der Armut in den Dörfern um Landsberg erlaubt. In Pürgen zum Beispiel, das etwa 300 Bewohner zählte, galten 48 Personen, darunter 28 Kinder, als des Almosens würdig — 16 Prozent der Bewohner. Dorf um Dorf nennen diese Listen hunderte und aberhunderte von Menschen, die nicht im Stande waren, ihren Lebensunterhalt aus eigener Kraft zu sichern. Es dürften acht oder neun Prozent der Einwohner des Landgerichts gewesen sein, die damals notiert wurden. Natürlich handelte es sich bei diesen selbst nach Ansicht ihrer Obrigkeit unterstützungsberechtigten Armen zum Teil um alte oder behinderte Menschen. Barbara Kaindlin aus Pürgen z. B., 37 Jahre alt, hatte »einen Defekt am Gesicht, destwegen sye nit diennen kann«, und Magdalena Doblin, 60, war »wegen verlohrenen Leibskröfftin zu keiner Arbeith mehr zu brauchen«. Aber solche Gebrechen waren beileibe nicht der einzige Grund für die Bevölkerung der Straßen. Vor allem mangelnde Arbeit und niedrige Löhne — gerade bei Frauen — waren für diese Misere verantwortlich, was besonders kinderreiche Familien sehr schnell erfahren mußten. Salome Mayr z. B., eine Leerhäuslersfrau mit »der Zeit 3 un-erzochene (= kleinen) Kindern, darzue ein gross gespannten Leib«, verdingte sich, soweit das ging, als Tagelöhnerin, »wan's (jedoch) kein Handarbeith abgibt«, konnte sie »ohne des Petls sich nicht ernöhren«, und Walburga Fiehrmann, die Frau eines Tagwerkers und »Krexenträgers« — auf die Kraxenträger werden wir gleich noch kommen —, erklärte ohne Umschweife: »haben ein lehrs Heusl, seye 42 Jahr alt, hat zu 5 kleinen Kündern die Nahrung ohne Petl nit«. Auch für alte Menschen, für Eltern und Schwiegereltern, die den Kindern ihr Haus übergeben hat-

ten, reichten die Einkünfte bisweilen nicht mehr aus. Maria Högg z. B., eine 70jährige Witwe, hatte sich wohl einen anderen Lebensabend erhofft. Sie lebte bei ihrem Schwiegersohn in der Herberge, welcher, wie es in der Konskription heißt, »auch schuldig were, sye auf der Pfrindt zehaben (= sie zu versorgen), aber Unvermögenheit und viller Kündern halber sye im Petl gehen lassen muß«. Nicht wenige Angehörige der unteren Schichten mußten sich ihr Leben so einteilen, daß sie den Bettel als eine mehr oder weniger reguläre Erwerbsart betrachteten — wie die Ertls in Pürgen mit ihren vier kleinen Kindern; bei ihnen ging »der Mann der Arbeith nach, hingegen sye mit ihren Kündern ins Allmuesen«.

Almosen oder Bettel waren zwei Seiten derselben Medaille. Ein Almosen bekam man der Form nach »gewährt« — von der Kirche, der Obrigkeit, der Gemeinde. Das Betteln war Beschaffung auf eigene Faust, wie gesagt, eine Form von Erwerbstätigkeit. Wem es — aufgrund fehlender Arbeit, geringer Löhne oder zu vieler Kinder — an Nahrung gebrach, der hatte Anspruch auf Unterstützung — eine Art grundlegendes Grundrecht zu überleben. Auch der Mundraub — von Getreide etwa — war ja in Fällen der Not erlaubt, wurde selbst von Kirchenmännern gebilligt; und es bedurfte erst der Geburt des Kantschen »kategorischen Imperativs«, um einen Familienvater mit der Zumutung zu konfrontieren, lieber seine Kinder sterben zu sehen als zu »stehlen«.⁷ Ein Anspruch auf Almosen hieß nicht, daß dieses Almosen immer gern, weniger noch, daß es immer reichlich gegeben wurde. Ihm kämen »täglich vor die Hauspforten wohl bis 50 Mendikanten (= Bettler)«, schrieb 1735 entnervt der Pfarrer von Hagenheim⁸. Aber die Wohlhabenderen konnten sich schlecht völlig verweigern. Sie kamen — eine Art Tribut für ihr Wohlergehen (und die Ungleichverteilung der Böden, könnte man anfügen) — nicht umhin, den Armen einen Teil der Einkünfte abzutreten. Über 800 Kilo Brot, »Almosenbrote«, türmten sich in Unterfinning alle Kirchweih vor dem Altar; und diese traditionelle Gabe reichte längst nicht mehr. Seit Anbeginn der Neuzeit schon häuften sich die Versuche, jene Bettler, die nicht gerade behindert, alt oder gebrechlich waren, als Faulenzer hinzustellen und zu kriminalisieren. Doch wer hier im Oberland hinzuschauen bereit war, bevor er wohlfeile Klischees von sich gab, der wußte, daß es unzähligen Leuten einfach an Land und Verdienstmöglichkeiten fehlte, ob sie nun arbeiten konnten oder nicht. Und wo es keinen Verdienst gibt, brauchen zwangsläufig auch jene ihr Brot, die dieses Brot nicht »verdient« haben. — Das meinte ich oben, als ich von unterschiedlichen Modalitäten des Zugangs zu den lebenswichtigeren Gütern sprach.

Zweihundertzweiunddreißig »Kraxenträger« — die Initiative der Armen

Die Armen verließen sich nicht auf das Almosen, dem wohl keiner gern nachging, und das spärlich genug fließen mußte in einer Region, in der es kaum Reiche gab. Denn in dem wirtschaftlich und sozial so schwierigen Milieu des Landsberger Oberlandes regte sich auch eine andere Art von Aktivitäten, die zu einem Gutteil von den Besitzarmen getragen wurde. 1690 z. B. bat ein gewisser Hans Höckh aus Dettenschwang, dessen »lieber Vatter seelig lange Jahr ein Krämbel mit geistlich Bettbiechl (= Gebetsbücher), Rosenkränz, Brieff (= Andachtsbilder und religiöse Amulette), Gseng (= Gesangsbücher) und andere cleine Wahr, wie in der Kinderlehr (= religiöser Unterricht) ausgethailt würd, item Messer und Scapulier (= Abzeichen religiöser Bruderschaften) gaudiert, mit welchem er iederzeit im ganzen

⁷ Des kategorischen Imperativs oder generell des moralischen Rigorismus der Aufklärung — vgl. H. D. Kittsteiner, Die Entstehung des modernen Gewissens, Frankfurt a. M. 1991, 204/207.

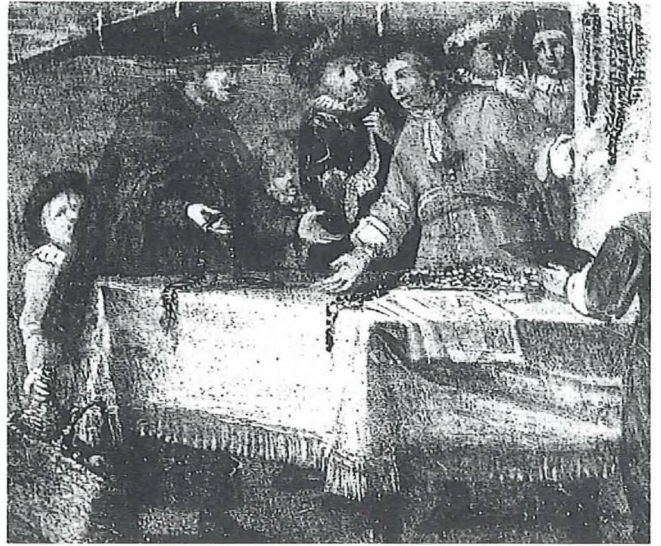
⁸ Landsberger Geschichtsblätter 16, 1917, 33.

Land unverwehrt passiert,« die Münchner Behörden um die Erteilung einer Lizenz, damit auch er »im Landt hausieren und die Marckht besuchen darf«.

Ähnliche Gesuche kamen damals aus Eching, Greifenberg oder Schondorf, aus Utting, Dießen und St. Georgen — Gesuche um ein Patent für das Hausieren mit »geistlichen Waren«. Und der Handel mit geistlichen Waren war nicht die einzige Beschäftigung dieser Art. 1715 ist auf einem »Congreß« der Richter und Amtsleute in Landsberg davon die Rede, daß es etliche Untertanen gäbe, »die sich bishero mit Bändlwürkhen, Strohhutflechten und dergleichen Arbeit, so sye hernach ferners hin und wider verhausiert und verkheufflich angebracht, ernöhrllich erhalten haben.«

Damals wurde die Strohflechterei vor allem in Hofstetten, aber auch in Utting betrieben, wo ein Martin Hirschauer saß, der seine Hüte beispielsweise auf den Ebersberger Märkten verkaufte. Das Strohflechten breitete sich im Lauf des Jahrhunderts immer mehr aus. Dörfliche Händler, die mit diesem Geschäft Karriere machten, organisierten 100 Jahre später, 1815, den Absatz der Waren, die mittlerweile auch in Stoffen, Pitzling und Lengenfeld, in Hagenheim, Ober- und Unterfinning gefertigt wurden, nach Frankfurt und nach Sachsen, wo sie auf den Märkten von Leipzig, Dresden, Meißen, Chemnitz usw. verkauft wurden. Diese Händler oder besser »Verleger«, die Herstellung und Absatz organisierten, konnten sich damit brüsten, »mit dieser ihrer Produktion mehreren 100 Menschen jeden Alters« Beschäftigung zu geben. Auch das »Bändelwirken«, das auf dem Kongreß erwähnt wird, taucht später wieder auf. Nach Hazzi (1802) »verfertigen die Weiber fast alle die rupfenen Bänder, mit denen, so wie auch mit Hafnergeschirr, die Männer das ganze Land durchstreifen und betteln.« Die zwei Echinger Leerhäusler übrigens, die von der Ernte- und Drescharbeit sprachen, die kein Vierteljahr lang dauert, hatten sich 1802 um ein Hausierpatent beworben, um (diesmal von Männerhand verfertigte) Spitzen vertreiben zu dürfen — war doch, wie sie anfügten, »von jeher für die dasigen Leerhäusler das Bilder-Schnitzeln, Spitze-Klöppln usa., dann das Verhausieren ihrer Fabrikaten die einzige Nahrung«. Hazzis Hafnergeschirr war im 18. Jahrhundert die Spezialität weniger der Uttinger als einer ganzen Reihe von Leuten, die in Stoffen, Reichling und Apfeldorf saßen. »Krügellete« und »Geschirrtäger« wurden sie genannt. Die Stoffener kauften in Wasserburg, zum Teil auch in Dießen irdene Krüge und anderes Geschirr, tauschten es bei Bauern gegen unbrauchbares Eisen ein, das sie dann wiederum an Hammerschmieden in München, Altenmarkt usw. verkauften. In Reichling lassen sich über ein Dutzend Geschirrtäger schon im 17. Jahrhundert beobachten — sie arbeiteten für Weilheimer Hafner-, fünf weitere saßen in Apfeldorf. Und in letztgenanntem Apfeldorf gab es neben den Geschirrtägern dann auch wieder eine ganze Kolonie von Wanderhändlern und Kraxenträgern, die Bilder, Rosenkränze, Bücher (»Geistliche Waar«), aber auch »Fingerringe, Kämpfl (= Kämmen), Messer und dergleichen« verhausierten oder auf Jahrmärkten feilboten.

Ein erstaunlich dichtes Geflecht an Händlern überzog das Oberland, von denen die meisten ihre Waren in einem hölzernen Traggestell (= »Kraxe«) auf dem Rücken oder in einem Handkarren von Ort zu Ort schleppten, während einige Arrivierte, darunter die Strohwarenhändler des frühen 19. Jahrhunderts, ihre Waren per Fuhrwerk auf nahe oder ferne Märkte verfrachteten. Etliche dieser Leute lebten vom reinen Warenaustausch oder dem Detailvertrieb im Auftrag anderer, etwa der städtischen Hafner oder gewisser Grossisten, die sich die Füße nicht mehr selbst wund zu laufen brauchten. Besonders Dießen und St. Georgen wurden im 18. Jahrhundert zum Sitz solcher Kaufleute größeren Stils, die ihre Artikel nach Oberösterreich, Tirol oder ins Würzburgische verhandelten, und sich dabei der Hausierer der



Ein Rosenkranzhändler in Benediktbeuern; Ausschnitt aus einem Ölbild von Georg Asam, 1683.

Landsberger, aber auch Weilheimischen und Murnauer Dörfer bedienten. 232 (!) Kraxenträger waren 1782 allein für die Dießener Verleger tätig — ein armes Volk, dem man »vielfältig das Geld zur Zöhrung (= Essen) mit auf den Weg zu geben hatte«. Andere Hausierer waren in Eigenregie tätig, um nur einfach das loszuschlagen, was sie oder ihre Frauen zu Hause produziert hatten. Jedenfalls entwickelten sich die kommerziellen Aktivitäten Hand in Hand mit dem Ausbau heimgewerblicher Aktivitäten, dem Bändelwirken, Spitzenklöppln, Strohflechten oder, wie Hazzi spöttisch berichtet, der Herstellung *irdener Herrgotte* und »heiliger Geiste von Lumpen«, die man in Utting fertigte und die »kistenweise fort, besonders nach Salzburg« kamen.

Mit einer Mischung aus Hausfleiß und unorthodoxen Vertriebsformen versuchten die Söldner und Leerhäusler die Enge und Unbeweglichkeit des regionalen Marktes hinter sich zu lassen. Anders als die traditionellen Dorfhändler, die sich der Befriedigung einer kaum wachsenden lokalen Nachfrage verschrieben hatten, wandten sie — offenbar zu Hunderten — einen Teil ihrer Aktivitäten nach außen, um auf fremden Märkten jene Mittel zu erwerben, die innerhalb der heimischen Dörfer zu verdienen ihnen verwehrt war. Und ihr »Export« von Waren und Dienstleistungen war womöglich der einzige und entscheidende Wachstumspfad in der ökonomischen Entwicklung des Oberlandes bis zum Ausklang des 18. Jahrhunderts, wenn nicht länger.

»Gesindel« oder Pioniere

Der Preis, den die Heimgewerbler und fliegenden Händler für dieses ihr Lösungsmodell zahlten, war hoch, und ihre Existenz blieb immer gefährdet. Reden wir nicht lange von der Mühsal und Monotonie der Heimarbeit. Jahrzehnte bevor die wirkliche, die »große Industrie« entstand, nannten bürgerliche Beobachter ihre Tätigkeit eine »Industrie« oder sprachen vom Strohflechten als Erwerbszweig, »der in der Tat die Stelle einer ausgebreiteten Arbeitsanstalt (!) vertritt«. Auch beim Hausieren erwarben die Leute ihr Geld eher durch das beschwerliche Erlaufen einer entfernten und verstreuten Kundschaft als durch kühne Geschäfte und kommerzielle Spekulationen. Für Monate trieb es die Kleinhändler in entfernten Landstrichen oder dem damaligen Ausland herum, während sich daheim ihre Frauen allein um Haus, Kinder, die Verfertigung von Waren und/oder den Betrieb einer kleinen Landwirtschaft

kümmerten. Nicht genug mit dieser allseitigen Plagerei waren die schwer kontrollierbaren Kraxenträger auch noch ausgesprochen schlecht gelitten, jedenfalls in Kreisen der etablierten bürgerlichen Händlerschaft, absolutistischer Ordnungspolitik und manch anderer mehr. 1765 bekundete Kurfürst Max III. Joseph sein Mißfallen darüber,

»daß sich die Krämereyen in Baiern, vorab auf dem platten Land, eine Zeit her ganz außerordentlich vervielfältigt haben und noch täglich mehr anhäuffen wollen, indem fürnehmlich müßige Leute, welchen es an Lust zur Arbeit mangelt und deren es eben deshalb allenwegen eine Menge gibt, sich schier mit nichts anderem mehr als mit dem Handel zu nähren verlangen.«

Starke und ehrabschneidende Worte! Die Oberländer mußten sich als arbeitscheu oder — siehe Hazzi — als Bettler beschimpfen lassen; und das war noch nicht genug. In einer Stellungnahme der oberen Landesregierung 1782 sollten sie und die Murnauer Hausierer dann schlichtweg als *»Urstoff von Diebs- und liederlichem Gesindel«* bezeichnet werden. Für die Behörden in München waren sie eine Art Parasiten, deren weitere Tätigkeit zu unterbinden sei. Schon deshalb, weil, so eines der Argumente, *»bekannt ist, mit was für Listen und Ungestüm die Hausierer ihre Articul ... dem gemeinen Mann anzuhängen trachten. Oefters wird was von ihm (= dem gemeinen Mann) gleichsam aus Zwang und aus der Beysorge, daß ihm widrigen Falls von diesem gartenden Gesindel kein Schaden zugehe, gekauft.«*

An dem Vorwurf war schon etwas dran. Diese Kraxenträger waren nicht unbedingt zimperlich und gewiß nicht nur sympathisch. Doch wie immer ist alles eine Frage der Perspektive. Für Obernberg, der die Verhältnisse aus eigener Anschauung kannte, war ein anderer Gesichtspunkt wichtiger, nämlich die Not, die diese Menschen zu ihrem Handeln trieb.

»Da gehen dann diese armen Leute weit umher in entfernten Orten und Kreisen, sammeln altes Eisen ein, schleppen es mit großer Beschwerde zusammen und nähren sich kümmerlich durch die Verhandlung desselben ...«

Egal, ob es sich um die Eisenhändler, Bändelwirker oder Strohwarenflechter handelte: Diese Leute mühten sich ab mit dem, was ihnen zu Gebote stand. Und sie nährten sich dennoch nur *»kümmerlich«*, wurden doch die Dinge, die sie da anboten, äußerst schlecht bezahlt.

VI. Agrargesellschaft in Krise

Die *»Nahrungs-Schwierigkeiten«*, mit denen sich die Oberländer herumschlugen, hatten also wenigstens zwei Seiten. Einmal die relative Knappheit an verfügbarer Nahrung überhaupt, für die man ihre kargen Böden, aber auch das auf der Stelle Treten der agrarischen Produktion verantwortlich machen konnte. Zum anderen ein Mangel an auskömmlichen Beschäftigungsmöglichkeiten für jene, die durch die Ungleichverteilung der Böden von landwirtschaftlichen Einkünften weitgehend ausgeschlossen waren. Von *»Arbeitsteilung«* zu reden, war in diesem Zusammenhang fast Schönfärberei. Die Tätigkeiten, denen ein Großteil der sogenannten Handwerker und Händler, der Tagwerker und Heimarbeiter oder -arbeiterinnen nachging, gründeten auf wackligem Boden. All diese Leute waren mehr geworden, als es dem dörflichen Bedarf, der innerregionalen Nachfrage entsprach; sie hatten aus der Not eine Tugend gemacht und suchten nach Arbeit, wo es erstmal keine gab. Selbst dann, wenn sie noch innerhalb des Dorfes Beschäftigung fanden, spürten sie in Krisenzeiten sofort ihre Verletzlichkeit. Im Notjahr 1748 etwa gibt es für die

Tagelöhner/Leerhäusler keinerlei Arbeit mehr, da unter den Bauern *»mit ein einziger mehr verhandten, der die höchst nothwendige Speis mehr ybrig hat; mithin arbeithen diese selbstn Tag und Nacht, damit sie nur keinen Kreuzer ausgeben oder einen Tagwercher einstölln derffen«*.

Und natürlich erhält auch das Handwerk keinen Auftrag. Typische Krisenerscheinung in einer noch stark agrarisch geprägten Welt — die Engpässe und Unzulänglichkeiten der Landwirtschaft schlugen im Nu auf alle Sparten und Bereiche durch.

Ohne Zweifel war gerade die Erstarrung der Landwirtschaft an den wirtschaftlichen Problemen des Oberlandes mit schuld. Denn — bei aller klimatischen Benachteiligung — die Bauern und Söldner schöpften die Möglichkeiten, die in der Bearbeitung des Bodens lagen, nicht wirklich aus. Immer noch hielten sie die Brache und ließen ihre Viehherden über sämtliche Gründe weiden, womit sie auf die Möglichkeit kultivatorischer Verbesserungen fast zwangsläufig verzichteten. Die Rationalität ihrer relativ flächenzehrenden Wirtschaftsweise lag im Einsparen von Arbeit. Sie eignete sich hervorragend für eine Gesellschaft, in der es viel Platz und wenige Menschen gab, oder — auf der Ebene der einzelnen Betriebe — für große Güter, die mit wenigen Arbeitskräften auskommen mußten. Schließlich stammte sie ja auch aus der Zeit, in der beide Bedingungen noch zutrafen, dem Mittelalter. Inzwischen aber hatten sich die Verhältnisse in einem recht entscheidenden Punkt verkehrt: Die Gesellschaft litt keinen Mangel an Arbeitskräften mehr, sondern an Land. Beim alten war geblieben, daß über den Löwenanteil des Bodens nach wie vor die größeren Bauern verfügten, jene soziale Gruppe, die aus der herkömmlichen Wirtschaftsweise noch am ehesten einen Vorteil zu ziehen, zumindest mit ihr zu leben vermochte. Die Konsequenzen dieser Entwicklung aber waren — so man sie nicht als *»naturegegeben«* betrachtete — grotesk: Bauern, die trotz einer teilweise nachlässigen Nutzung mit der Bewirtschaftung ihres Landes völlig ausgelastet waren; eine Erde, die zu wenig Nahrung gab, aber mehr geben würde, wenn man mehr Arbeit auf sie verwendete; Menschen, die notorisch unterbeschäftigt waren, aber ihre Arbeitskraft nicht auf die Verbesserung der Landwirtschaft anwandten. Dazu dann noch ein gefräßiger Staat, der durch ständig steigende Steuern die Knappheit zusätzlich verschärfte.

Nichts stimmte mehr zusammen. Und die massiven Probleme, mit denen sich das Landsberger Oberland am Ende des 18. Jahrhunderts, also an der Schwelle zur Moderne, herumschlug, brachten das in aller Deutlichkeit zum Ausdruck. Ein einzelner konnte an diesen Strukturen wenig ändern. Wollte man die Wachstumshemmnisse des agrarischen Sektors überwinden — die sich in ganz Bayern und nicht allein dem Landsberger Oberland zeigten —, so war ein völliger Umschwung, waren eine *»Revolution«* oder zumindest grundlegende Reformen vonnöten. Und dieser Umbruch im Zeichen eines damals noch recht neuen *»Fortschrittsglaubens«* nahm dann auch wirklich zwischen 1760 und 1800 seinen Anfang. Es sollte ein lang anhaltender Wandlungsprozeß werden, der — wenigstens zu Beginn — eine Umverteilung der Böden zum Zweck intensiverer Bestellung mit einschloß.

Auf einen Schlag freilich waren die Nahrungsprobleme des Landes selbst durch die *»Agrarreform«* nicht zu lösen. Und so schwärmten viele Oberländer auch im frühen 19. Jahrhundert noch aus, um in gesegneten Regionen ihr Glück zu versuchen. Was hätten sie auch machen sollen? Sich in Luft auflösen, nur um niemand zur Last zu fallen? Das wäre etwas viel verlangt gewesen. Sie strapazierten die Toleranz der anderen — einfach weil sie sie brauchten, um zu überleben.

Die Barock-Krippe in Pflugdorf

Von Alois Epple und Anton Lichtenstern

Der Kern der Pfarrkirchen-Krippe in Pflugdorf (Landkreis Landsberg) stammt wohl aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Sie wurde später erweitert. Diese figurenreiche und kostbar ausgestattete Krippe wurde sicher nicht für die kleine Dorfkirche in Pflugdorf hergestellt. Da Archivalien fehlen, kann keine gesicherte Aussage über die Herkunft gemacht werden. Die Pflugdorfer Kirche gehörte bis zur Säkularisation zu Andechs. Vielleicht stammt die Krippe aus dem Besitz dieses Klosters.

Denkbar ist auch, daß sie zum Besitz der nahegelegenen Wallfahrtskirche Vilgertshofen gehörte, die heute wie Pflugdorf Teil der Pfarrei Stadl ist. Dafür könnte auch die Verwandtschaft mit der Landsberger Luidlkippe sprechen. Vilgertshofen gehörte zu Wessobrunn, in Landsberg wirkte das Kloster bei der Einsetzung der Stadtpfarrer mit.

Der Bestand der Krippe umfaßt heute über 200 Figuren. Die meisten sind bekleidete Gliederpuppen. Kopf, Hände und Beine sind geschnitzt und gefaßt, die einzelnen Glieder sind mit umwickeltem Draht verbunden. Die Figuren haben eine Höhe von 22 bis 29 Zentimeter.

Das »Königsgefolge« und die Festgäste bei der »Hochzeit« tragen noch die umgenähten und ausgebesserten, mit



Kraxenträger mit Besen (Typischer Luidl-Kopf).



Kraxenträger mit Strohbindern.

Lamellen, Borten, Spitzen und Glassteinen reich verzierten Samt- und Brokatgewänder aus der Barockzeit. Die Hl. Familie, Jesus und Engel erhielten im letzten Jahrhundert und später orientalische Nazarenerkleidung. Aus den flügellosen, stabhaltenden, wie römische Herolde gekleideten Barockengeln wurden geflügelte, lange Frauenkleidung tragende keusche Nazarenerengel.

Die Köpfe sind von mehreren Bildhauern geschnitzt. Eine ganze Reihe von ihnen zeigt breite, ebene Nasenrücken, schwulstige Unterlippen, ein hervorgehobenes Kinn und gelochte Mundwinkel. Sie stammen aus der Landsberger Luidl-Werkstatt, wie ein Vergleich mit Luidlfiguren der Landsberger Krippe augenfällig belegt. Von hervorragender Schnitzkultur sind der Teufel und Köpfe, die sich einer anderen Hand zuordnen lassen. Typisch sind bei diesen die tiefen Augenhöhlen und die Knollennasen. Später wurde die Krippe mit Figuren unterschiedlicher Größe und Material erweitert. So finden sich heute geschnitzte Luidl-Köpfe neben Soldatenköpfen aus Gips, naiv geschnitzte Schafeweiden unter Kamelen aus Pappmaché und herrlich geschnitzten Rössern.



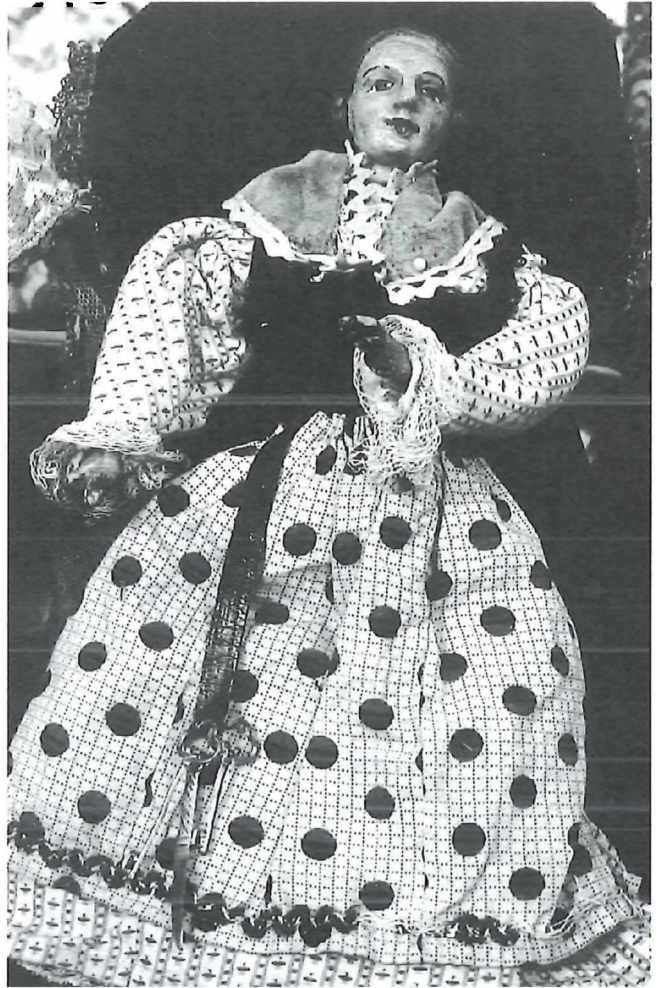
Einer der Hl. Drei Könige (nicht Luidl-Werkstatt).

Frau trägt Strohhut.



Der »Stall« und der Saal der »Hochzeit« dürften aus der Barockzeit stammen. Die Geburt findet in einer durch Kullissen gestalteten Palastruine statt. Auch die Stadt Jerusalem über dem Stall ist ein Arrangement der Barockzeit.

Zu den barocken Kuriositäten dieser Krippe gehören die schnauzbärtigen Kamele mit ihren behaarten Höckern, die Soldatenpferde mit ihren aus echten Haaren geflochtenen Mähnen und ein Wagen, welcher entweder für die Königin von Saba oder für die Höllenfahrt des Herodes verwendet wurde. Ein ganz ähnlicher Wagen befindet sich auch in der Krippe der Landsberger Stadtpfarrkirche. Eine Besonderheit ist, daß auch der Bethlehemitische Kindermord gezeigt wird. Dazu gehört eine Gruppe berittener Soldaten.



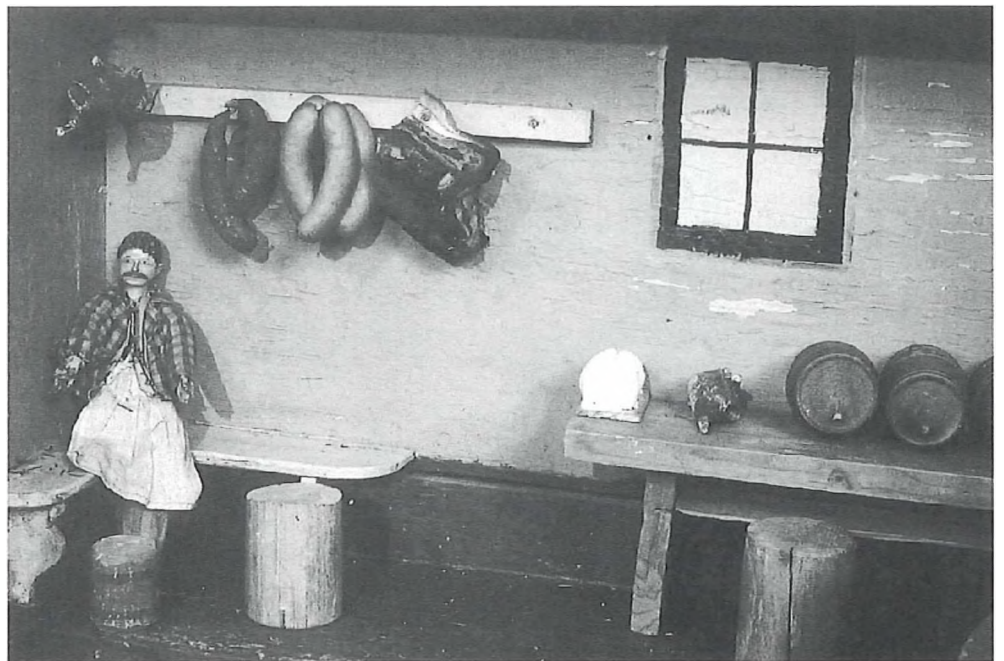
Frau in Tracht.

Interessant sind Bestandteile des Alltagslebens in der Pflugdorfer Krippe. Ein aus zwei Räumen bestehendes Gasthaus mit offenem Herd und einfachen Möbeln stammt wohl aus dem 19. Jahrhundert. Zeitgleich dürfte das vier-spännige, planendeckelte Fuhrwerk sein, das an das Transportwesen der vorindustriellen Zeit erinnert. Einige Figuren tragen Tracht.

Im südlichen Teil des Landkreises Landsberg, einem wenig ertragreichen Gebiet im Bereich der Jungmoränen, gab es früher viel Hausgewerbe. Ein Beispiel dafür in der Krippe sind aus Strohbandern geflochtene Hüte, wie sie zum Beispiel in Hofstetten hergestellt wurden. Mehrere Kraxenträger, einer von ihnen handelt mit Strohbandern, ein anderer mit Besen, erinnern daran, wie die Produkte des Hausgewerbes vertrieben wurden.



Königsfolge. Kamele mit Schnurrbärten. Ein Wagen für die Königin von Saba oder Höllenfahrt des Herodes.



In der Gastwirtschaft. Auch das Alltagsleben wird in der Pflugdorfer Krippe dargestellt, bis hin zum einstigen Hausgewerbe.

Vierspänniges Fuhrwerk mit Plane (19. Jahrhundert).



Die gottselige Bäuerin Katharina Lichtenstern – eine bäuerliche Mystikerin im Zeitalter des Barock*

Von Elisabeth Ringler

Wer schon einmal bewußt durch die Grabreihen im alten Friedhof von Landsberg gegangen ist, mag vor einem von Wacholdersträuchern beinahe überwucherten hölzernen Grabkreuz verweilt haben; er mag das verwitterte Bild einer Frau in schwarzer Tracht betrachtet und die Inschrift gelesen haben, die lautet:

»Hier ruht die gottselige Bäuerin Katharina Lichtenstern geb. 7. 12. 1694 gest. 17. 6. 1736 Von Gott mit besonderen Gnaden ausgestattet. Folge ihr nach auf dem Tugendwege, sie wird Dir ein Leitstern zum Himmel sein. Sie ruhe im Herrn. Amen.«

Dem einen oder anderen mag aufgefallen sein, daß sich im Holz des Kreuzes Schnitzspuren befinden und vielleicht kam ihm dabei auch eine der Geschichten in den Sinn, die man sich bis heute über jene Frau erzählt.



Abb. 1: Das Grabkreuz der gottseligen Bäuerin auf dem alten Friedhof in Landsberg.

Wer nun war die gottselige Bäuerin Katharina Lichtenstern?

In den folgenden Ausführungen möchte ich zunächst eine kurze Lebensbeschreibung dieser Frau geben, deren 300. Geburtstag wir im Dezember 1994 begingen. Anschließend sollen die im Epitaph erwähnten Gnaden vor dem Hintergrund der jesuitischen Frömmigkeit näher untersucht und mit ausgewählten Gestalten aus der mittelalterlichen und zeitgenössischen barocken Frauenmystik verglichen werden. Abschließend soll die volkstümliche Verehrung der gottseligen Bäuerin, die bis in unsere Tage hinein lebendig ist, betrachtet werden.

An dieser Stelle möchte ich es nicht versäumen, mich bei Herrn Lichtenstern, der Familie Drexler aus Steindorf und Herrn Etzler, ebenfalls aus Steindorf, ganz herzlich zu bedanken, die mir bei meinen Nachforschungen durch wertvolle Hinweise und Informationen sehr geholfen haben.

Das Leben der gottseligen Bäuerin Katharina Lichtenstern aufgrund der schriftlichen Quellen

Das meiste, was wir über Katharina Lichtenstern wissen, stammt aus einer kleinen Lebensbeschreibung. Sie wurde von einem Jesuitenpater namens Jacob Schmid verfaßt und trägt den Titel: »Neues Sternlicht der Tugend hervorglänzend aus dem Leben der gottseligen Katharina Lichtenstern, einer verheuratheten Bäuerin zu Landsberg in Bayern«. Wann Pater Schmid das anonym veröffentlichte Werkchen geschrieben hat, ist unklar, jedenfalls muß dies noch vor seinem Tod im Jahre 1740 geschehen sein — das gezeigte Ölbild aus dem Stadtmuseum Landsberg trägt irrtümlich das Datum 1742.¹ Der Jesuitenpater wurde 1689 in Bozen (Südtirol) geboren und trat 1706 in das Landsberger Noviziat ein. Nach den üblichen Studienjahren an der Universität Ingolstadt und der Tätigkeit an verschiedenen Ordenskolegien kehrte er 1730 endgültig nach Landsberg zurück. Dort versah er das Amt des Manuductors und später des stellvertretenden Novizenmeisters. In der Seelsorge tritt er als Prediger und äußerst beliebter Beichtvater — unter anderem von Katharina Lichtenstern — in Erscheinung.² Das im Landsberger Stadtmuseum verwahrte, Ende des 18. Jahrhunderts entstandene Porträt Pater Jacob Schmidts (Abb. 2) zeigt ihn als Schriftsteller, hier bei der Abfassung des Sternlichts. In der Tat hatte sein seit 1732 veröffentlichtes Werk einen beachtlichen Umfang. Zu einem großen Teil handelt es sich dabei um Sammlungen von Heiligenlegenden. Sie sind um die Lebensbeschreibungen von gottseligen und frommen Personen, häufig eines bestimmten Landstriches, erweitert. Besonderes Augenmerk legte Pater Schmid offensichtlich auch auf die Darstellung von Leuten aus den niedrigeren Ständen (Bauern, Tagelöhner, Gaukler etc.).³

* Überarbeitete Fassung eines Vortrags anlässlich des 300. Geburtstags der gottseligen Bäuerin, gehalten am 21. Januar 1995 im Pfarrsaal Mariä Himmelfahrt.

¹ Zur Datierung vgl. Kendler 69–71.

² Vgl. Kendler 5–8.

³ Vgl. Kendler 19–28; Untersuchung zu den einzelnen Ständen s. ebd. 95–170.



Abb. 2: Bildnis Pater Jacob Schmid, Ölbild um 1600, Stadtmuseum Landsberg.

Das Büchlein über Katharina Lichtenstern steht also thematisch im Werk des Jesuiten nicht isoliert da, als Monographie gestaltet nimmt es jedoch ein gewisse Sonderstellung ein. Weil es dem Verfasser in erster Linie darum geht, seinem Leser ein exemplum pietatis, d. h. ein Vorbild für eine christliche Lebensführung vor Augen zu führen, steht besonders die Beschreibung von Katharina Lichtensterns Lebenswandel und Charakter im Vordergrund. Ein deutlicher Hinweis dafür ist ein häufig gebrauchtes Wortspiel mit dem Namen der Bäuerin: Katharina *Lichtenstern* erscheint als *Sternlicht* der Tugend und wird dem Leser als *Leitstern* zum Himmel vorgestellt⁴. Weniger Wert wird auf eine lückenlose und detaillierte Darstellung des Lebenswegs gelegt. Wir erfahren nur wenig über die Herkunft der Frau und ihre Jugend, das meiste dagegen aus ihren beiden letzten Lebensjahren 1735 und 1736. »Katharina hat« — so ihr Biograph — »in kurzer Zeit, nemlich in den zwei letzten Jahren, so viele Schätze gesammelt, die man sonst viele Jahre hindurch nicht zusammen bringen kann.«⁵

Neben dem erwähnten Büchlein existieren eine Reihe kurzer Lebensbeschreibungen,⁶ die im vorigen Jahrhundert oder zu Beginn unseres Jahrhunderts erschienen. Sie basieren alle auf der Biographie von Pater Schmid. Genauere Aufschlüsse über die Herkunft der Gottseligen geben uns vor allem die Steindorfer Matrikeln und Familienbücher, sowie die Mitgliederverzeichnisse der verschiedenen Bruderschaften, in denen Katharina Lichtenstern Mitglied war. Schließlich gibt es auch heute noch lebendige mündliche Traditionen, die in einzelnen Fällen sogar Anlaß geben, das bei Pater Schmid sehr positiv gezeichnete Bild der Bäuerin kritisch zu hinterfragen. Davon wird später noch die Rede sein.

⁴ Vgl. Sternlicht 45 (1. Grabinschrift), 68.

⁵ Sternlicht 65.

⁶ Datierung und Aufstellung bei Kendler 71–72.

Katharina Lichtenstern wurde den Angaben ihres Biographen gemäß⁷ am 7. Dezember 1694 in Steindorf, einem kleinen Dorf südlich von Mering, geboren. Der Ort lag damals im Landgerichtsbezirk Landsberg. Die Eltern, Simon Wecker und seine zweite Ehefrau Barbara Wecker geb. Süßmayr⁸ besaßen dort einen kleinen Hof, der heute noch unter dem Namen »Weckerhof«⁹ existiert.

Schon als junges Mädchen hatte sie — so Pater Schmid — den Wunsch »den irdischen Welteitelkeiten lebewohl zu sagen und sich in ein Kloster zu verbergen«¹⁰. Der frühe Tod ihrer Eltern — der Vater starb bereits 1708, die Mutter 1713 — und die fehlende geistliche Betreuung ließen dieses Vorhaben nie zur Ausführung gelangen. Katharina arbeitete auf dem elterlichen Hof, der inzwischen auf ihre Stiefschwester Ursula übergegangen war.¹¹ Wohl nicht zuletzt auf deren Drängen heiratete sie schließlich am 11. August 1723 den Junggesellen Paul Lichtenstern. Es ist anzunehmen, daß es sich bei ihm um eines der elf Kinder eines Paul Lichtenstern, wohnhaft im ehemaligen Haus Nr. 8 in Steindorf, handelt. Paul Lichtenstern junior wurde demnach am 23. 1. 1696 geboren und war somit zwei Jahre jünger als seine Braut.¹² Die beiden zogen im selben Jahr nach Landsberg auf den »Neubauernhof« in der Jesuitengasse. Das »Grund vnnnd Haupt Salbuech bey dem Spittal Anno 1605«¹³ weist für das Jahr 1701 einen gewissen Hanns Mayr als Hofbesitzer aus, der auf Spitalgrund ein Haus, einen Pflanzgarten und einen Backofen errichtet. Wie die

⁷ Vgl. Sternlicht 13.

⁸ Die erste Gattin Maria war 1690 verstorben, im gleichen Jahr noch heiratete Simon Wecker erneut. Aus beiden Ehen entstammen offenbar nur Mädchen, die das Erwachsenenalter erreichen.

⁹ Freundliche Mitteilung von Familie Drexler, Steindorf

¹⁰ Sternlicht 13.

¹¹ Freundliche Mitteilung von Herrn Etzler, Steindorf.

¹² Freundliche Mitteilung von Herrn Etzler, Steindorf.

¹³ Stadtarchiv Landsberg, Grund vnnnd Salbuech bey dem Spittal Anno 1605, fol. 62', transkribiert von Klaus Münzer.



Abb. 7: Bildnis Katharina Lichtensterns im Besitz der Familie Lichtenstern, Landsberg.

Randbemerkung »Anietzt Paul Liechtenstern ao: 1723« zeigt, erwarb Paul Lichtenstern den Hof im Jahr seiner Verhelichung mit Katharina vom Spital. Dem jungen Paar wurden seit 1724 acht Kinder geboren, von denen allerdings nach Angaben des Biographen nur drei am Leben blieben.¹⁴ Tatsächlich finden sich in den Taufmatrikeln der Stadtpfarrei Mariä Himmelfahrt aber lediglich die Namen von sieben Kindern wieder, die zwischen 1724 und 1736 geboren und getauft wurden. Davon sind mit Sicherheit drei kurz nach der Geburt verstorben.¹⁵ Der Tod der kleinen Maria (geb. Mai 1727) muß nach Pater Schmid 1735 oder 1736 eingetreten sein.¹⁶ Vermutlich ist die Geburt des achten und in der Reihenfolge wohl vorletzten Kindes auf die Jahre zwischen 1732 und 1736 zu datieren.¹⁷

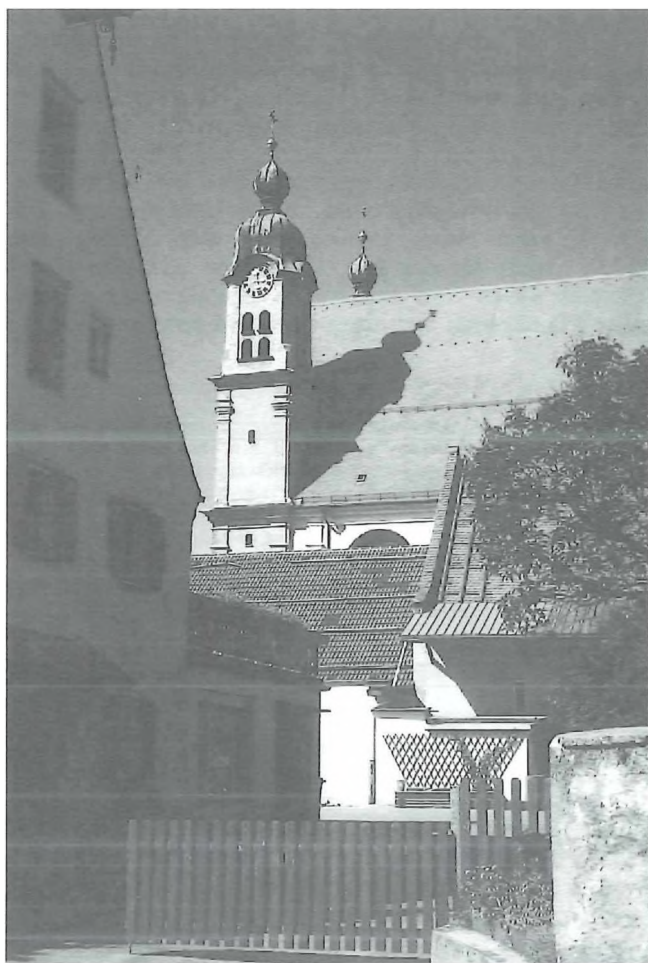


Abb. 3: Der Neubauernhof in der Jesuitengasse.

Da das Anwesen Lichtenstern in unmittelbarer Nachbarschaft des Jesuitenkollegs lag, ist es nicht weiter verwunderlich, daß Katharina Lichtenstern dort die Gottesdienste besuchte und sich aus den Reihen der Jesuiten ihren Beichtvater suchte. Es war dies zumindest seit 1735 ihr späterer Biograph Pater Jacob Schmid. Welch prägenden Einfluß er auf ihr Glaubensleben ausübte, wird noch zu zeigen sein. Die gottselige Bäuerin war Mitglied zweier Bruderschaften. Ihr Name findet sich im »Verkündt- und To

tenbiechl« der zumindest seit Mitte des 17. Jahrhunderts bestehenden Landsberger Bauernbruderschaft¹⁸ und im Mitgliederverzeichnis der im Jahre 1735 gegründeten Gut-Tod-Bruderschaft für Frauen. Bei letzterer zählte Katharina Lichtenstern sogar zu den Gründungsmitgliedern¹⁹.

Bemerkenswert und das übliche Maß überschreitend erscheint eine andere Seite von Katharina Lichtensterns Frömmigkeitsleben. Sie besaß einen sehr ausgeprägten Hang zu asketischen Übungen, sie fastete oft tagelang extrem, geißelte sich selbst und trug fast beständig einen stacheligen Bußgürtel. Ihr Beichtvater, der dies alles offenbar nicht bedingungslos billigte, verbot ihr schließlich sogar, mehrere Tage hintereinander zu fasten.²⁰ Nach und nach zeigten sich an Katharina Lichtenstern zwei besondere Bsegnadigungen: Sie besaß die »Gabe der Zähre«, das heißt sie konnte beim Gebet oder im Gottesdienst, aber auch bei den häuslichen Verrichtungen oft stundenlang bitterlich über ihre Verfehlungen weinen. Ihr Beichtvater, der sich sehr wohl der Problematik dieser Gabe bewußt war, schreibt dem Frauenbild seiner Zeit entsprechend darüber folgendes:

»Ich weiß gar wohl, daß das weibliche, und folglich schwächere Geschlecht die Zähre gleichsam in ihrer Gewalt haben, selbe beinahe nach Belieben hervorschießen zu lassen oder im Zaum halten, weil es von Natur weichherziger und mit Feuchtigkeit, aus welcher die Tränen entstehen, mehr beladen ist; jedoch ist gewiß, daß Gott, wann er etwas über den gemeinen Lauf wirken will, sich der Natur des Geschöpfes bedient, mithin ist es nicht jedesmal bei diesem Geschlecht für eine bloße natürliche Wirkung zu halten; besonders wenn man dabei die Ursache, Folgen und Wirkungen, die sie nach sich ziehen beobachtet ...«²¹

Die angesprochenen Ursachen, Folgen und Wirkungen sind letztlich aber nicht streng zu trennen. Die von Pater Schmid immer wieder betonte tiefe Christusliebe der Bäuerin löste in ihr Reuegefühle und ein starkes Empfinden ihrer Unvollkommenheit aus, die dann in den Tränen Ausdruck gewannen. Gleichzeitig aber wird auch die läuternde Funktion dieser »Zähren« betont. Sie erscheinen schließlich sogar als »himmlischer Trost« und sind Ansporn zu einem immer vollkommeneren Lebenswandel.²²

Die zweite Gabe zeigte sich nachweislich seit 1735 immer deutlicher. Meist beim Kommunionempfang, aber auch bei Andachten hatte Katharina nun häufig visionäre Erlebnisse. Auf Anraten ihres Beichtvaters schrieb sie diese sogar nieder. Diese authentischen Aufzeichnungen sind heute leider verschollen und so müssen wir uns mit dem begnügen, was der Jesuitenpater nach seinen eigenen Angaben daraus entweder wörtlich zitiert oder summarisch berichtet. Zu einer der ersten und zugleich öfter wiederkehrenden Erscheinungen heißt es in der Lebensbeschreibung:

»Nach der Kommunion habe ich gemeint, ich sehe das Jesuskindlein in meinem Herzen und es sehe mich gar lieblich an; da ich aber bei mir dachte, es sei nicht möglich daß mir das Kindlein so komme, wegen meiner vielen Sünden, Mängel und Fehler, die ich begangen habe. In dieser Unwürdigkeit glaubte ich, das Kind wolle mir mit beiden Händen um den Hals fallen, und zwar so, daß es mich zu Boden zu ziehen schien.«²³

¹⁴ Vgl. Sternlicht 14.

¹⁵ Stadtpfarrei Mariä Himmelfahrt Landsberg, Taufmatrikel 1700–1752: 3. Februar 1724: Helena Lichtenstern † (p. 445), 27. Oktober 1725: Maria Catharina Lichtenstern †(?) (p. 473), 26. Mai 1727: Maria Lichtenstern (p. 517), 20. Juni 1729: Magdalena Lichtenstern, geb. 8./9. Juni † (p. 562), 6. September 1732: Franciscus Xaver Magnus Lichtenstern, geb. 2./3. Sept. (p. 612), 8. Februar 1736: Ignatius Matthias Lichtenstern, geb. 7./8. Febr. † (p. 667);

¹⁶ Vgl. Sternlicht 14–15.

¹⁷ S. Liste der Taufen Anm. 15.

¹⁸ Vgl. Kendler 82.

¹⁹ Freundliche Mitteilung von Herrn Lichtenstern, Landsberg.

²⁰ Vgl. Sternlicht 23–27; bes. 25.

²¹ Sternlicht 21.

²² Vgl. Sternlicht 22.

²³ Sternlicht 29.

Diese Vision ist auch auf den meisten Bildnissen, die wir von der gottseligen Bäuerin kennen, zu sehen. An dieser Stelle soll auf ein im Landsberger Stadtmuseum befindliches Ölbild (Abb. 4) hingewiesen werden: Katharina Lichtenstern ist darauf mit einem schwarzen Gewand bekleidet zu sehen, auf dem Kopf trägt sie eine Pelzhaube. Ihre gekreuzten Hände halten ein Kruzifix und einen Rosenkranz, beides Zeichen ihrer Frömmigkeit. Im Bild rechts oben ist ein flammendes Herz, wohl ihr eigenes, zu erkennen. Quelle dafür ist eine weitere im folgenden noch zu besprechende Vision. In diesem Herz erscheint das lächelnde Christuskind mit ausgestreckten Ärmchen.

Den Ausgangspunkt der beiden eng miteinander verwobenen Formen von Gnadenerlebnissen — Zähren und Visionen — bildet eine Art Erweckungserlebnis. Die Gottselige fand eines Tages bei einem Friedhofsbesuch ein altes Messer, das offenbar jemand verloren hatte. Als sie es aufhob und näher betrachtete, soll sie »durch innere Kraft und Erleuchtung Gottes dermassen bewegt und von Herzen zerknirscht«²⁴ ausgerufen haben: »Ach, ich undankbare, verwegene Sünderin, wie oft habe ich, gleichsam mit einem Messer, durch meine Sünden und Missethaten das göttliche liebevolle Herz meines Heilandes durchstoßen!«²⁵. Man wird dieses Erlebnis spätestens auf das erste Viertel des Jahres 1735 datieren dürfen.²⁶

Neben der sehr breit angelegten Darstellung von Katharina besonderer Begnadung legt Pater Schmid großen Wert darauf, sein Beichtkind als fleißige, arbeitsame, freundliche und sittsame Hausfrau zu charakterisieren,²⁷ die trotz ihres intensiven geistlichen Lebens niemals ihre Pflichten in Haus und Hof vernachlässigte. Inwieweit diese Charakteristik historisch zuverlässig ist oder einen Topos darstellt, läßt sich nur schwer entscheiden. Letztlich soll die bereits im Vorwort der Lebensbeschreibung immer wieder ange deutete Besonderheit dieser Frau für den Leser deutlich werden: Mit einer Seite ihres Wesen entspricht sie dem Bild der vollkommenen Hausfrau und mit der anderen verkörpert sie das Ideal einer in ihrem Glauben völlig aufgehenden Frau, die man eher in der Abgeschiedenheit eines Klosters vermuten möchte, die aber doch mit beiden Beinen fest im Leben steht. Sie vereinigte also — wie Pater Schmid im achten Kapitel schreibt — die »arbeitsame Martha und die andächtige Magdalena« in ihrem Wesen.²⁸

Am 17. Juni 1736 starb die gottselige Bäuerin im Alter von 42 Jahren an einer in Landsberg grassierenden Fieberkrankheit. Bedenkt man die damalige medizinische Versorgungslage und die körperlichen Anstrengungen, die gerade Frauen durch zahlreiche Geburten und harte Arbeit ertragen mußten, war dies nichts Außergewöhnliches. Bei Katharina Lichtenstern tat vielleicht auch ihre fast übertriebene Neigung zur Askese ein übriges, auch wenn Pater Schmid dies in seiner Schrift entschieden verneint.²⁹

Die gottselige Bäuerin — ein Kind ihrer Zeit?

Die gottselige Bäuerin und ihre Prägung durch die jesuitische Frömmigkeit

In Landsberg hatte es bis zur Berufung der Ursulinen im Jahr 1719 ca. 150 Jahre lang nur einen einzigen Orden gegeben: die Väter der Gesellschaft Jesu oder im Volksmund Jesuiten genannt. Nach den Wirren der Reformation, die auch in Landsberg ihre Spuren hinterließ, waren die Patres maßgeblich an der Erneuerung des katholischen Lebens in



Abb. 4: Bildnis der gottseligen Bäuerin, Ölbild aus dem 17. Jahrhundert, Stadtmuseum Landsberg.

der Stadt beteiligt.³⁰ Die Jesuiten versahen, wie vielerorts, auch in Landsberg während ihrer gesamten Tätigkeit bis 1773 das Predigeramt in der Stadtpfarrei, und selbst die Dörfer wurden durch Volksmissionen und turnusmäßig stattfindende Katechesen erreicht. Die Patres verstanden es, den Menschen den Glauben in sehr anschaulicher und eindrücklicher Weise nahe zu bringen. Seit Bestehen des Gymnasiums kam in Landsberg alljährlich ein Theaterstück mit erbaulichem Inhalt zur Aufführung, Katharina Lichtenstern kannte vielleicht das eine oder andere davon. Die Jesuiten waren eifrige Förderer des Wallfahrtswesens und der Heiligenverehrung. Darunter waren auch neue volkstümliche Heilige wie der »Brückenheilige« Johannes von Nepomuk, der Missionar Franz Xaver, der jugendliche Heilige Aloisius von Gonzaga, sowie der Ordensgründer selbst vertreten.³¹ Die Menschen suchten angesichts von Kriegen und Krankheiten Fürsprecher in ihrer Not und ihrem Elend. Großen Wert legte man darauf, auch außerhalb der kirchlich gebotenen Bußzeiten die allgemeine Moral zu stärken und zu fördern, indem man etwa an den Faschingstagen das vierzigstündige Gebet einführte (in Landsberg seit 1608). Schließlich wurden verschiedene Bruderschaften von den Patres der Gesellschaft Jesu ins Leben gerufen und betreut.³² Sehr verbreitet waren die marianischen Kongregationen, die von 1574 an überall — auch in Landsberg — entstanden waren. Seit 1673 wurde von der Ordensleitung in Rom auf die Einführung der sogenannten Todesangst- oder Gut-Tod-Bruderschaften in der oberdeutschen Ordensprovinz gedrängt. In Landsberg wurde 1735 eine solche Vereinigung für Frauen ins Leben gerufen. Ihr Anliegen war, den Menschen immer wieder daran zu erinnern, daß er

²⁴ Sternlicht 19.

²⁵ Sternlicht 19.

²⁶ Terminus ante quem, da mit April 1535 die Visionsberichte beginnen.

²⁷ Vgl. Sternlicht 36–41; 62–68.

²⁸ Sternlicht 36.

²⁹ Vgl. Sternlicht 41–45.

³⁰ Vgl. Ringler 78–79.

³¹ Der Name Franz Xaver taucht in den Taufbüchern dieser Zeit besonders häufig auf.

³² Vgl. Ringler 78–94.

sterblich sei und irdischer Glanz im Jenseits keinen Nutzen habe.³³ Die Gläubigen mußten sich also schon auf Erden »Schätze« erwerben, die ihnen in der Todesstunde beim Gericht den Zugang zum Himmel verschaffen konnten. Im Hintergrund steht hier die zu dieser Zeit häufig auftauchende Vorstellung von der Seelenwägung. Die Sodalen, so nannte man die Mitglieder der Bruderschaft, waren zum regelmäßigen, das heißt mindestens monatlichen Empfang der Sakramente (Eucharistie und Beichte) angehalten. Unterweisungen und Andachten sollten Hilfestellung zu einem guten und frommen Lebenswandel geben, aber auch zu einer würdigen Todesstunde führen. Als unerlässlich galt es, die Sterbesakramente zu empfangen. Die Mitglieder sollten auch bei ihren Angehörigen und Mitmenschen darauf achten. Im Mittelpunkt der frommen Betrachtung stand der leidende Christus in seiner Todesangst und die schmerzhaft Mutter Gottes, die auch gerne als Fürsprecherin angerufen wurde.³⁴ Anreiz für eine Mitgliedschaft in einer solchen Kongregation boten unter anderem auch Ablässe, die man sich bei verschiedenen Anlässen erwerben konnte.

Was als guter (»tugendsamer«) Lebenswandel in der damaligen Zeit galt, war geprägt durch ein strenges aus der Heiligen Schrift und der kirchlichen Tradition begründetes Rollen- und Standesdenken und fand sich in den gängigen Katechismen wieder. Katharina Lichtenstern wird von Pater Schmid nach diesem Maßstäben gemessen. Als Grundlage für ihren nahezu als heiligmäßig geschilderten Lebenswandel wird ihre tiefe Demut erwähnt. Dies zeigt sich besonders in dem fast stereotyp wiederkehrenden Satz ihrer Visionbeschreibungen »ich meinte in meiner Unwürdigkeit«. Sozusagen als »Töchter« dieser einen Tugend stellt Pater Schmid ihre äußere Zucht in Kleidung und Umgang mit Anderen, ihren Gehorsam gegen ihren Ehemann und nota bene ihren Beichtvater (!), ihre Bescheidenheit im Reden und ihre tätige Nächstenliebe heraus. Im Gegensatz zu den Visionen bleiben all diese Eigenschaften trotzdem merkwürdig farblos, handelt es sich doch im wesentlichen um reine Aufzählungen, ohne konkrete Beispiele.

Es versteht sich von selbst, daß die Bäuerin intensiv das tägliche Gebet, besonders auch das Rosenkranzgebet pflegte, rege an den Andachten und Gottesdiensten teilnahm und dabei auch häufig die Sakramente empfing. All diese verschiedenen Ausdrucksweisen des Glaubens lassen sich nur richtig verstehen, wenn man das Grundanliegen des Ordens betrachtet. Leitmotiv jeglicher seelsorglicher Arbeit ist dabei das »Omnia ad maiorem dei gloriam«, »Alles zur größeren Ehre Gottes«. Das heißt, der Mensch soll in seinem gesamten Handeln und Denken stets Gott und besonders den Gekreuzigten vor Augen haben. Damit der Mensch freilich Gott so radikal in den Mittelpunkt seines Lebens stellen kann, bedarf es der Umkehr und der inneren Bereitschaft. Ignatius von Loyola (1491/93–1556), der Gründer des Jesuitenordens, hatte nach seiner Verwundung selber einen solchen Wandel vom eleganten Lebemann hin zum strengen Asketen durchgemacht. Aus dieser Erfahrung heraus schrieb er sein geistliches Vermächtnis, die »Exercitia spiritualia«, die »Geistlichen Übungen«, nieder. Sie sind gleichsam das Instrumentarium, mit dessen Hilfe man sich schrittweise dem Ideal der Vereinigung mit Gott nähern kann. Kern dieser auf vier Wochen angelegten Exerzitien sind sogenannte Betrachtungen (Meditationen). Der Übende muß dabei versuchen, sich mit allen Sinnen auf den Betrachtungsgegenstand einzulassen. Wenn er beispielsweise eine Betrachtung über die Hölle anstellt — eine solche gibt es tatsächlich im Exerzitienbuch — muß er innerlich die Länge, Breite und Tiefe der Hölle vor sich sehen, in deren Feuer die armen Seelen schmoren. Er muß Geheul und Gemurmel der Verdammten hören, den Rauch

und Schwefelgastank dieses Ortes riechen, die Tränen auf der Zunge schmecken und die Hitze des Feuers spüren.³⁵ Meditationsgegenstände sind einerseits die eigenen Sünden und Fehler, andererseits einzelne Stationen aus dem Leben Jesu. Das Ziel der Übungen — die oben erwähnte mystische Vereinigung mit Gott — soll durch die stetige Wiederholung einzelner Teile erreicht werden. Dadurch sollen die religiösen Erfahrungen des Übenden vertieft werden.³⁶ Damit die Gefahr von Scheinerfahrungen und Täuschungen möglichst gebannt wird, unterliegt alles einer äußerst strengen Prüfung durch einen Exerzitienmeister. Von diesem wird der Übende während der gesamten Exerzitien angeleitet und begleitet.

Pater Schmid war sich im übrigen auch im Fall seines Beichtkinds Katharina Lichtenstern der Gefahr einer Exaltierung durchaus bewußt und fügte deshalb im Vorwort zur seiner Lebensbeschreibung folgendes Zitat des Ordensgründers an:

»Man soll nemlich Acht darauf haben, ob diese Gnaden die Person, die sie empfängt, jedesmal mehreres zur Liebe Gottes, zur wahren Reue und Leid über die Sünden, zur Abtötung und Erkenntnis seiner selbst, zur Ausübung heroischer Tugenden befördere, geschieht dieses, so ist es unfehlbar eine Sache von wahren Geiste und keiner Verblendung unterworfen, da der falsche Geist ganz andere Wirkungen in der Seele hinterläßt.«³⁷

Letztlich geht es darum, die Verhaftung im irdischen Getriebe soweit als möglich hinter sich zu lassen. Dazu bedarf es der geistigen Sammlung und auch der leiblichen Abtötung. Daher werden auch Bußübungen, wie Fasten, Selbstgeißelungen oder das Tragen eines Bußgürtels empfohlen. Allerdings ist es strikt verboten, sie soweit zu treiben, daß dabei ernstliche körperliche Schäden und Krankheiten auftreten.³⁸

Die Exerzitien spielten zwar im Volk keine große Rolle und sicherlich hat auch Katharina Lichtenstern sie nie in ihrer vollen Länge oder auch nur teilweise durchlaufen. Dazu hätte sie zumindest der kurzzeitigen völligen Abgeschiedenheit bedurft, für die sie als Bäuerin keine Möglichkeit hatte. Gleichwohl war aber der Geist dieses Buches prägend für die gesamte jesuitische Seelsorge und für die einerseits sehr sinnenfreudige, andererseits oft leibverachtende und sehr herbe Frömmigkeit des Barock. So findet man gerade bei Menschen, die dem Jesuitenorden nahestanden, mehr oder weniger stark ausgeprägte asketische Züge.³⁹

Daß Katharina Lichtensterns Frömmigkeit die bei Pater Schmid geschilderte Intensität bis hin zu den erwähnten visionären Erlebnissen erreichte, war mit Sicherheit zu einem guten Teil durch die geistliche Führung des Jesuiten bedingt. Sein Verdienst ist es, ihr eine von den »Geistlichen Übungen« her geprägte Art der geistigen Sammlung und Betrachtung nähergebracht zu haben und ihr durch die Versorgung mit geistlicher Literatur Anreize zu geben. Wir hören bei Pater Schmid, Katharina habe die Sonn- und Feiertage unter anderem auch mit geistlicher Lesung zugebracht.⁴⁰ Welche Werke es waren, läßt sich nicht mehr ausmachen. Es ist an Schriften zu denken, die Legenden bestimmter Heiliger und Gebete enthielten. Solche wurden zum Beispiel auch über die Kongregationen unter das Volk

³⁵ Ignatius, Geistliche Übungen 65–70.

³⁶ »... denn nicht das Vielwissen sättigt und befriedigt die Seele, sondern das Verspüren (sentier) und Verkosten (gustar) der Dinge von innen her (internamente)«, Ignatius, Geistliche Übungen 2.

³⁷ Sternlicht 9.

³⁸ Ignatius, Geistliche Übungen 82–90. 211–217

³⁹ Z. B. Crecentia Höß und ihr Elternhaus, Maria Anna Lindmayer und ihr Elternhaus.

⁴⁰ Sternlicht 16.

³³ Vgl. Duhr III, 654–654. Regele, Chronik 77.

³⁴ Vgl. Duhr III 654–658.

gebracht. Die Visionen selber sind wohl eher von volkstümlichen Vorstellungen geprägt. Sie spiegeln keine höhere theologische Erkenntnis wider, wie dies bei den großen Mystikerinnen, beispielsweise einer Gertrud der Großen oder einer Teresa von Avila der Fall ist. Nebenbei bemerkt dürften auch die von Pater Schmid als Aufzeichnungen der Bäuerin ausgewiesenen Stellen von ihm zumindest stilistisch geglättet worden sein, weil sie sich im Stil nicht von der übrigen Darstellung unterscheiden. Die Bäuerin muß immerhin soweit des Lesens und Schreibens mächtig gewesen sein, daß sie ihre Erlebnisse wie auch immer zu Papier bringen konnte. Im übrigen waren auch die Novizen, mit denen Pater Schmid ja als stellvertretender Novizenmeister zu tun hatte, angehalten, ihre Meditationserfahrungen niederzuschreiben.

Betrachtet man die Schilderung der einzelnen Visionen näher, so stellt man fest, daß die Art und Weise des Erlebens oft sehr genau der in den »Geistlichen Übungen« empfohlenen Betrachtungsweise entspricht, nämlich Einleitungsgebet und langsame Versenkung in den Betrachtungsgegenstand.⁴¹ Die Bilder jedoch, die Katharina vor ihrem geistigen Auge sah, lassen sich nicht allein aus der Prägung durch die Jesuiten erklären. Wider Erwarten tauchen selten Gesichte auf, die mit den religiösen Gegenständen der Gut-Tod-Bruderschaft, deren Mitglied Katharina war, oder auch den Betrachtungsgegenständen der Geistlichen Übungen indirekt in Verbindung stehen.

Die gottselige Bäuerin und ihre Prägung durch die mittelalterliche und zeitgenössische Frauenmystik

Seit der Blüte der sogenannten deutschen Mystik im Mittelalter, zu deren wichtigen Vertreterinnen die Benediktinerin Gertrud von Helfta, genannt die Große (1256 – ca. 1302)⁴² zählt, tauchen in allen Epochen mystisch begabte Frauen auf. Zeitgenössinnen Katharina Lichtensterns sind beispielsweise die Karmeliterin Maria Anna a corde Jesu Lindmayer aus München (1657–1726) und die selige Franziskanerin Crescentia Höß aus Kaufbeuren (1682–1744). Letztere wird vermutlich vielen vom einen oder anderen Besuch in Landsbergs Nachbarstadt ein Begriff sein. Was verbindet diese drei ganz bewußt ausgewählten Frauengestalten mit der Landsberger Mystikerin?

Beim Vergleich ihrer Visionen stellt man fest, daß alle vier Frauen sich als Braut Christi erfahren. Das aufscheinende Bild ist jeweils ähnlich: Christus als Bräutigam steckt seiner Geliebten einen goldenen Ring an den Finger und schließt mit ihr so den Bund.⁴³ Dieses Motiv ist in der Frauenmystik sehr verbreitet und geht unter anderem auf allegorische Auslegungen des Hohenliedes im Alten Testament zurück. Geliebter und Geliebte werden dabei als Christus und seine Kirche gedeutet. Bei Katharina Lichtenstern freilich ist dieses Bild insofern ungewöhnlich, als sie nicht im Ordensstand lebte, sondern eine verheiratete Frau war. Das Erlebnis bereitete ihr offenbar auch zunächst einiges Kopfzerbrechen. Andererseits drückt sich hier ihre lebenslange tiefe Sehnsucht nach den Ordensleben aus. Um diesem Ideal möglichst nahe zu kommen, hatte sie unter Zustimmung ihres Beichtvaters mehrmals ein Keuschheitsgelöbnis abgelegt, ohne jedoch ihre ehelichen Pflichten und den gebotenen Gehorsam gegen ihren Mann zu verletzen. Dies betont Pater Schmid ausdrücklich.⁴⁴

Mit Gertrud der Großen verbindet sie vor allem die Vision vom Christuskind, das in ihrem Herzen liegt. Die Benediktinerin aus dem Kloster Helfta schildert ihr Erleben einmal folgendermaßen:

»Und das habe ich in meiner Seele gefühlt und erkannt: ein kleines neugeborenes Kind wurde mir einen Augenblick lang gezeigt, ich habe es in den Arm genommen und dann in mein Herz aufgenommen. In diesem Kind war alles verborgen das Geschenk der Geschenke, die kostbarste aller Gaben. Als ich das Kind so in mir hielt, war ich plötzlich wie verwandelt, dem Kinde gleich. Und in dieser Verwandlung wurde meiner Seele das wahre Verständnis jenes trostreichen Wortes geschenkt: »Gott wird alles in allem sein.«⁴⁵

Die Vision Gertruds ist von drei Elementen getragen: Zunächst hält sie das Kind in den Armen, auf der zweiten Stufe erfolgt eine Verinnerlichung. Beides bewirkt eine staunende Erkenntnis des göttlichen Geheimnisses. Auch bei Katharina Lichtenstern finden wir neben der bekannten Christuskindvision Erlebnisse, bei denen sie Christus außerhalb ihrer selbst erfährt, etwa wenn beim Kommunionempfang selbiger in Gestalt ein Kindes über den Rand des Ziboriums lugt⁴⁶ oder wenn sie das Gefühl hat, das Kind in den Armen zu halten.⁴⁷ Allerdings treten meist inneres und äußeres Erleben unabhängig voneinander auf, und die Visionen zeigen auch eine andere Wirkung als bei der mittelalterlichen Mystikerin. Zwar taucht auch bei Gertrud der Großen immer wieder die Klage über ihre Unwürdigkeit auf, und doch klingt aus ihren Texten ein ungeheures Selbstbewußtsein und zugleich ein staunender Lobpreis des Herrn heraus, der ihr immer tiefer sein Geheimnis offenbart.⁴⁸ Die Erfahrung der göttlichen Liebe ist bei der Gottseligen dagegen geprägt vom Gefühl der Unwürdigkeit und der Schuld. Fast jede Vision endet mit dem Satz »Und ich hatte dabei eine besondere Reue«. Dem jesuitisch-barocken Geist entsprechend tritt der läuternde Charakter der göttlichen Liebe sehr stark in den Vordergrund.

Dies läßt sich auch an der Vision Katharina Lichtensterns vom Herzen Jesu erkennen, die sie am Pfingstfest des Jahres 1736 hat. Aus dem Gefühl ihrer Unwürdigkeit heraus bittet sie Gott, ihr doch »ein einziges Pünktlein der Demuth«⁴⁹ und der Liebe zu geben oder sie mit einem neuen, liebenden Herz zu versehen. Sie schreibt dazu folgendes:

»Bald darauf meinte ich, ich sehe das Kindlein in meinem Herzen und es halte ein Herz in der Hand, auf dem eine feurige Flamme war, mit der anderen Hand hielt es sich an mir ein, also hat es mir geschienen.«⁵⁰

In der Zeit des Barock nimmt die Herz-Jesu-Frömmigkeit unter eifriger Förderung der Jesuiten einen Aufschwung. Der Ursprung liegt unter anderem in den Visionen Gertruds der Großen.⁵¹ Quelle und Ort des mystischen Erlebens ist in der Regel der Gottesdienst, insbesondere die Spendung der Hl. Kommunion.

Mit ihren Zeitgenössinnen Crescentia Höß und Maria Anna Lindmayer verbindet Katharina Lichtenstern vor allem das Empfinden ihrer eigenen Unwürdigkeit. Auch lassen sich manche Motive wie z. B. Christuskindvisionen bei allen dreien nachweisen. Allerdings wird die gottselige

⁴¹ Ignatius, Geistliche Übungen 45–49.

⁴² Ich ziehe ganz bewußt diese Mystikerin zum Vergleich heran, weil ihre Visionen als richtungweisend für die mittelalterliche und barocke Mystik gelten können.

⁴³ Vgl. Sternlicht 60–61, Gertrud, Gesandter der göttlichen Liebe, II, 20; Visionsbeschreibung für Crescentia in: Weitlauff, Die selige Crescentia 257;

⁴⁴ Vgl. Sternlicht 59–61.

⁴⁵ Gertrud, Gesandter der göttlichen Liebe II, 6.

⁴⁶ Vgl. Sternlicht, 29–30.

⁴⁷ Vgl. Sternlicht, 33.

⁴⁸ Vgl. Gertrud, Gesandter der göttlichen Liebe II 6. 16.

⁴⁹ Sternlicht 57.

⁵⁰ Sternlicht 57.

⁵¹ Vgl. Duhr IV, 280.

Bäuerin nie von quälenden Visionen vom Fegfeuer oder gar vom Teufel persönlich heimgesucht.⁵² Lediglich einmal wird uns von ihrem Beichtvater ein Traum — also keine Vision im eigentlichen Sinn — bezeugt, der in ähnliche Richtung geht. Die Gottselige muß dabei eine schreckliche Frauengestalt gesehen haben, die auf sie eindrang und zu ihr sagte »Du sollst bald an einem schönen Ort sein«. Der Biograph berichtet weiter:

»Endlich stand Katharina still und stellte sich zur Gegenwehr, auf diese hin verschwand zwar das Abentheuer (Gespenst), jedoch bald darauf schien es ihr, als komme sie in ein Gewölb, welches wie ein glühendes Eisen aussah und in diesem Orte lag ein Menschenkörper, wie aus glühenden Kohlen gemacht; diesen sah Katharina nun mehr ganz unerschrocken an, und weil sie meinte, es wäre die vorige abscheuliche Person, redete sie selbe zwar an, allein statt der Antwort kam es unserer Katharina vor, als wenn das Gespenst gegen sie Feuer speien wollte; worauf es endlich wieder verschwand.«⁵³

Das Traumgesicht wird nachträglich von ihrem Beichtvater als Ankündigung ihres nahen Todes interpretiert.⁵⁴

Wenig wissen wir bei Katharina Lichtenstern auch von Visionen, die direkt mit dem Leiden Christi zusammenhängen. Gerade bei Crescentia Höß traten diese bis hin zu Stigmatisierungserlebnissen auf. Dies muß allerdings nicht unbedingt heißen, daß Katharina den leidenden Christus nicht erfahren hätte. Zwei Visionen deuten zumindest diesen Bereich an: Einmal erfährt sie den toten Christus, den sie zuvor auf dem Schoß seiner Mutter gesehen hatte, in ihrem Herzen liegend.⁵⁵ Dann sieht sie das Christuskind auf dem Kreuz liegen. Für die Besucher der Stadtpfarrkirche ist dieses Bild im Christkindschrein wohlbekannt.⁵⁶ Eine ähnliche Vision ist im übrigen auch für Crescentia Höß bezeugt.⁵⁷

Noch ein weiteres kommt hinzu: Die Darstellung der insgesamt 22 überlieferten, jeweils mit Datum versehenen Visionen ist eine Auswahl. Pater Schmidt spart seltsamerweise bei seinen Beispielen die Fastenzeit und die Kartage aus, in denen gerade Leidensvisionen ihren besonderen Platz hätten.

Wie genau die Gottselige die erwähnten Mystikerinnen und ihre Visionen kannte, muß dahingestellt bleiben, jedenfalls läßt sich ein Grundbestand an »typischen Erlebnissen« feststellen. Dazu kommen dann jeweils individuelle Erfahrungen. Diese sind nicht selten durch ein Gemälde oder eine Darstellung aus der bildenden Kunst beeinflusst, die die betreffende Person gesehen hat (z. B. Crescentia Hl.-Geist-Visionen).

Bemerkenswert bleibt, daß die mystischen Erlebnisse der Landsbergerin erst nach 1732 auftreten, als die Visionen Crescentias in handschriftlicher Form zu kursieren⁵⁸ begannen und ein Kult im Maierhofkloster eingesetzt hatte.⁵⁹ Bekannt ist auch, daß Crescentia Höß im Briefwechsel mit der Oberin des Landsberger Ursulinenklosters, Maria Anna Franziska von Pruggberg stand. Katharina Lichtensterns Beichtvater wiederum war als Seelsorger bei den Ursulinen tätig und hatte gute Beziehungen zur Oberin. Für deren als Pensionärin im Kloster lebende Schwägerin Maria Anna

Katharina Freifrau von Pruggberg hielt er sogar die Leichenrede.⁶⁰ Auffallend ist weiterhin, daß sowohl die Münchnerin, als auch die Kaufbeurerin, als auch die Landsbergerin von jesuitischen Beichtvätern betreut wurden, die insgesamt eine sehr einflußreiche Stellung besaßen. Da die einzelnen Jesuitenkollegien durch jährliche Rundbriefe (*litterae annuae*) untereinander Kontakt hatten und einander auf diesem Wege Wissenwertes und Erbauliches mitteilten, ist es denkbar, daß Katharina Lichtenstern über Pater Schmid Kunde von den Ereignissen in Kaufbeuren hatte.

Ich meine jedoch, daß sich bei aller Gemeinsamkeit einige grundlegende Unterschiede Katharinas zu den erwähnten drei Frauen betont werden müssen:

1. Katharina Lichtenstern besaß als Bäuerin nie den Freiraum in ihrer Persönlichkeitsentwicklung, den gerade eine Gertrud die Große auszeichnet. Sie war stets eingezwängt in die Grenzen, die ihr durch ihren Ehemann und ihren Beichtvater gesetzt waren.
2. Ihre Visionen sind nie von ekstatischen Zuständen begleitet und treten fast ausschließlich während des Gottesdienstes auf.
3. Krankheits- oder tagelange Erschöpfungszustände, ein häufig bei mystisch begabten Frauen anzutreffendes Phänomen, lassen sich bei ihr nicht nachweisen.
4. Bei ihren Visionen sieht sie gleichsam in ihre eigene Seele hinein, seltener handelt es sich um ein äußeres Geschehen.

Gerade aufgrund dieser letzten Beobachtung erscheint mir Katharina Lichtenstern in höherem Maße als ihre beiden Zeitgenossinnen von der ignatianischen Frömmigkeit geprägt gewesen zu sein. Denn gerade in den Exerzitien geht es ja um eine sehr verinnerlichte Form der Gotteserfahrung.

Katharina Lichtenstern als volkstümliche »Heilige« bis ins 20. Jahrhundert

Der Stern der Gottseligen Bäuerin ist seit ihrem Tod im Jahr 1736 nie ganz verloschen. Dazu mag das Büchlein ihres Beichtvaters beigetragen haben, dazu hat sicher auch das bis heute gepflegte Andenken der Landsberger Bauernbruderschaft beigetragen. Sehr bald nach ihrem Tod muß ein Kult an ihrem Grab entstanden sein. Der Biograph stellt jedoch fast entschuldigend fest, daß sich am Grab (noch) keine Wunder oder außerordentliche Gebeterhörungen ereignet hätten.⁶¹ Letzteres wäre auch unabdingbare Voraussetzung für eine Seligsprechung durch die Kirche. Zwar gab es zu Beginn des Jahrhunderts Überlegungen dieser Art, doch ist das Verfahren nie eingeleitet worden.⁶² Offenbar waren dafür weder die als wundertätig geltenden Splitter vom Grabkreuz, das aufgrund seiner Abnutzung mehrmals erneuert werden mußte, noch die Legenden, die im gläubigen Volk von Generation zu Generation weitererzählt wurden, ausreichend. In Anlehnung an die Legende des Bauernpatrons Isidor, dem Engel beim Pflügen des Feldes geholfen haben sollen, während er sein Gebet verrichtete, erzählt man sich Ähnliches auch von Katharina Lichtenstern. Nach den Aufzeichnungen von Herrn Lichtenstern, die er mir freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat, sind heute noch mindestens drei Versionen der Legende bekannt. Einmal sollen der Gottseligen Englein beim Küchlebacken geholfen haben. Ein anderes Mal arbeitete sie mit ihren Knechten und Mägden auf dem Feld. Um die Mittagszeit ging sie nach Haus und sagte: »Wenn ihr mich

⁵² Gerade bei Crescentia muß man jedoch sehr vorsichtig sein. Denn vieles, was von ihr berichtet wird, gehört ins Reich der frommen Legende. Sie selber hat uns keine Aufzeichnungen hinterlassen, anders als die Gottselige Maria Anna Lindmayer. Zu den Visionen s. Weitlauff, *Crescentia* 261; Pfeffer, Lindmayer 238–240.

⁵³ Sternlicht 42.

⁵⁴ Vgl. Sternlicht 43.

⁵⁵ Vgl. Sternlicht 32–33.

⁵⁶ Vgl. Sternlicht 32.

⁵⁷ Pörnbacher, Abb. 7.

⁵⁸ Vgl. Kendler 79.

⁵⁹ Vgl. Weitlauff, *Crescentia* 271–272.

⁶⁰ Vgl. Kendler 84–85.

⁶¹ Vgl. Sternlicht 67.

⁶² Vgl. Kendler 82–83.

nicht mehr sieht, kommt mir nach.« Im Haus war dann das Essen auf wunderbare Weise bereits fertig. Schließlich wissen die Leute auch zu berichten, daß der Ehemann mit dem Leben seiner Frau nicht einverstanden war, da sie offenbar zu viel Zeit in der Kirche zubrachte. Wenn sie jedoch vom Gottesdienst zurückkam, war das Essen ohne ihr Zutun schon fertig.⁶³

Mag man solchen Geschichten auch jegliche Historizität absprechen, so zeigen sie doch zwei Dinge: Erstens fanden die vom Biographen ganz bewußt widerlegten Vorwürfe, die Bäuerin vernachlässige ihr Haus und sei ihrem Mann nicht in allen Dingen gehorsam, im Volksmund Niederschlag. Freilich werden sie auch in der Legende durch das Wirken himmlischer Mächte entkräftet und der Mann gleichsam ins Unrecht gesetzt. Zweitens wird deutlich, daß Katharina Lichtenstern zumindest im einfachen Volk zeitweise den Rang einer Heiligen genoß. Bisweilen wird sie — vielleicht aufgrund einer frommen Verwechslung — mit der seligen Crescentia Höß auf eine Stufe gestellt. Denn die Legende vom Wassertragen im Sieb, die wir von der Kaufbeurerin kennen, erzählt man sich auch von der Landsbergerin.⁶⁴

Einen stichhaltigeren Beleg für die Verehrung als Heilige bietet uns ein bislang einzigartiges Bild aus Dachau (Abb. 5). Die Gottselige ist auf einer Wolke schwebend zu sehen. Der Künstler kannte offenbar die übliche Darstellung der Gottseligen, mit schwarzem Gewand und Haube angetan, Kreuz und Rosenkranz in den Händen. Rechts

oben ist ein flammendes Herz mit dem Jesuskind gemalt. Seine eigentliche Bedeutung erhält das Gemälde erst, wenn man die untere Bildhälfte ansieht: Der Betrachter blickt durch einen geöffneten Vorhang in eine Art perspektivisch gezeichneten Bühnenraum. Auf der Bühne knien in zwei wohl als parallel zu verstehenden Reihen Männer und Frauen, vielleicht handelt es sich auch um eine Familie mit dem Stifterehepaar im Vordergrund. Die Menschen haben die Hände zum Gebet gefaltet, ihre Blicke richten sich andächtig auf die gottselige Bäuerin in der Wolke. Anlaß der Darstellung ist eine Gebetserhörung, wie sich leicht aus dem Untertitel »ex voto 1802.« erkennen läßt. Solche Votivbilder spielen in der barocken Volksfrömmigkeit eine wichtige Rolle. Sie geben ein genaues Bild davon, welche Heiligen zu welcher Zeit besonders verehrt wurden, zeigen aber auch, daß sich der Gläubige nicht darum kümmert, ob es sich bei der verehrten Person um einen kanonisierten Heiligen oder Seligen handelt. Wichtig ist hier allein die Glaubenserfahrung notleidender Menschen. Welches Verdienst der Gottseligen in diesem Fall zukommt, läßt sich nicht feststellen. Interessant ist jedenfalls, daß die Bekanntheit Katharina Lichtensterns über die Grenzen der Stadt und sogar des Landkreises hinausreicht. Über die jährlich von der Bauernbruderschaft stattfindenden Wallfahrten nach Andechs kam beispielsweise auch ein Bildnis dorthin. In Landsberg selber und im näheren Umkreis existieren heute noch einige Öl- oder Hinterglasbilder, die das Porträt der Gottseligen zeigen.⁶⁵ Dabei lassen sich verschiedene Dar-

⁶³ Unveröffentlichtes Manuskript von Herrn Lichtenstern.

⁶⁴ Freundliche Mitteilung Anton Lichtenstern.

⁶⁵ S. Ausstellung, Neues Stadtmuseum anlässlich des 300. Geburtstages der gottseligen Bäuerin; Zusammenstellung bei Kendler 77.

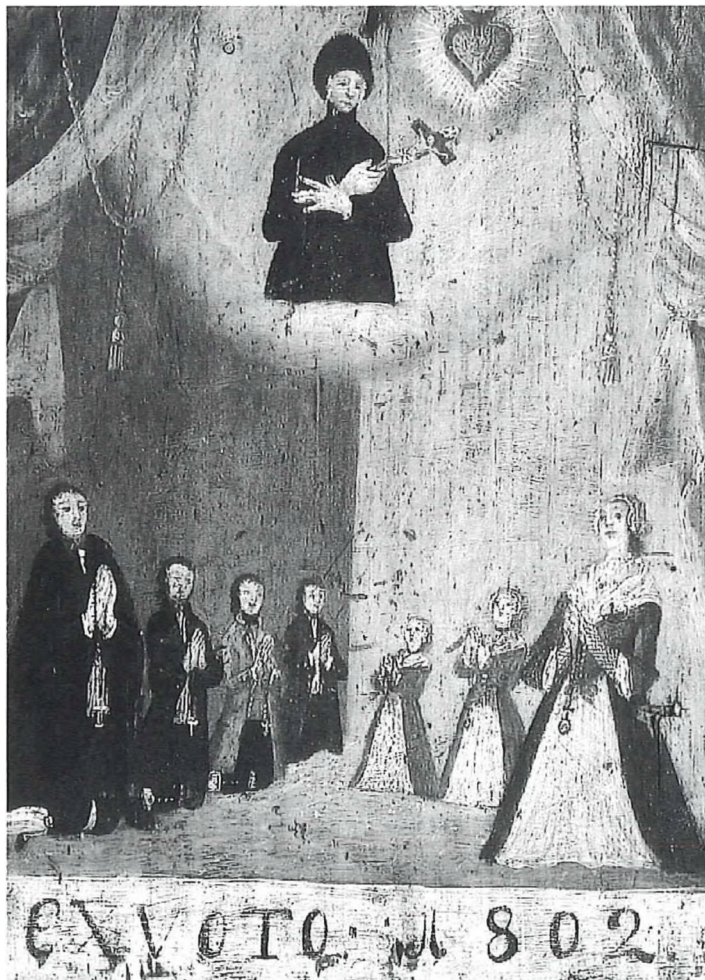


Abb. 5: Katharina Lichtenstern als Fürsprecherin auf einem Votivbild aus Dachau.



zu haben bey Johann Baptista Neß, Buchdrucker
in Kaufbeuren.
145. Joh. Martin Will excudit. Aug. Vind.

Abb. 6: Maria Crescentia, Kupferstich Ende 18. Jahrhundert.

stellungstypen unterscheiden. Typ I zeigt die Bäuerin im schwarzen Gewand und mit schwarzer Pelzhaube. Wer Abbildungen der seligen Crescentia Höb (Abb. 6) in ihrem schwarzen Habit, ebenfalls Kreuz und Rosenkranz in den Händen haltend kennt, wird eine gewisse Ähnlichkeit in der Darstellungsart feststellen. Haltung und Gewandung der Bäuerin erinnern fast an eine Ordensfrau.

Typ II unterscheidet sich in der Darstellung des Kleides. So trägt die Gottselige hier ein dunkles Mieder, einen roten Rock, darüber eine Schürze in der Farbe des Mieders und einen weißen Schulterkragen. In der Hand hält sie wiederum ein Kreuz, jedoch keinen Rosenkranz. Im oberen Bildrand ist das Christuskind im flammenden Herzen zu erkennen. Wir haben eine Bürgerin des 18. Jahrhunderts in ihrer Tracht vor uns, wie sie sie an den Festtagen getragen haben mag.

Schließlich bleibt noch zu erwähnen, daß die oben genannten kurzen Lebensbeschreibungen über Katherina Lichtenstern nicht nur lokale Verbreitung fanden. Der sogenannte Sulzbacher Kalender,⁶⁶ der sich Ende des 19. Jahrhunderts großer Beliebtheit erfreute, erwähnt die Gottselige ebenso wie die Bavaria Sancta, eine große Sammlung bayerischer Heiligenlegenden von Ludwig Rosenberger.

Bei aller Verehrung und Erwähnung der Gottseligen wird man allerdings erkennen müssen, daß sie nie eine so bedeutende Stellung wie ihre Zeitgenossin in Kaufbeuren einnahm. Jene wurde am 7. Oktober 1900 durch Papst Leo XIII. seliggesprochen.

Zum Schluß meiner Ausführungen noch ein Gedanke: Mancher Leser mag sich gefragt haben, ob derartige mystische Erfahrungen, zumal in Verbindung mit einer uns heute völlig fremden Leibfeindlichkeit, nicht doch eher Ausfluß »frommer Spinnereien« oder vielleicht sogar krankhafter Natur sind. Ich denke, diese Gefahr ist heute gegeben und sie war auch in allen Zeiten gegeben. Nicht wenige Frauen und auch Männer, die keinen Rückhalt in einflußreichen Geistlichen fanden, kamen in früheren Zeiten mit der Inquisition in Konflikt. Die Grenze zwischen tiefer Religiosität und Hysterie bleibt auch bei den großen Gestalten der Mystik fließend. Auch eine Crescentia Höb mußte sich den Prüfungen einer bischöflichen Kommission stellen, um sich vom Verdacht, eine Hexe zu sein, zu befreien. Letztlich läßt sich aber die Wahrheit und Authentizität solcher mystischer Erlebnisse von außen kaum nachprüfen. Problematisch wird es meines Erachtens immer dann, wenn solche Erfahrungen mit einem Absolutheitsanspruch nach außen getragen werden und den Charakter neuer verbindlicher Offenbarungen beanspruchen, wie es leider immer wieder geschieht.

Literaturverzeichnis

- Schriften P. Jacob Schmidts und andere Quellen:** Neues Sternlicht der Tugend hervorglänzend aus dem Leben der gottseligen Katharina Lichtenstern, einer verheuratheten Bäuerin zu Landsberg in Bayern, Landsberg o. J. — Kurzer Auszug aus der Lebensgeschichte der frommen Dienerin Gottes Katharina Lichtenstern, einer verheuratheten Bäuerin zu Landsberg, Landsberg o. J. — Kurzer Auszug aus der Lebensgeschichte der frommen Dienerin Gottes Katharina Lichtenstern, einer verheuratheten Bäuerin aus Steindorf in Landsberg, München o. J. — Die gottselige Bäuerin Katharina Lichtenstern von Landsberg a. Lech, Landsberg 1936. — Lichtenstern, Anton: 200-Jahrfeier des Todes der Bäuerin Katharina Lichtenstern. Vortrag, gehalten am 3. Februar 1936 am Bauernjahrtag, in: LGB 33/6 (1936) 41–44 und LGB 33/7 (1936) 49–51 — Stadtarchiv Landsberg: Grund vnnd Salbuech bey dem Spittal Anno 1605 — Pfarrei Mariä Himmelfahrt Landsberg, Taufmatrikel 1700–1752 — Gertrud die Große von Helfta: Gesandter der göttlichen Liebe, Auswahl in: Lanczkowski, Johanna (Hrsg.): Erhebe dich meine Seele. Mystische Texte des Mittelalters, Stuttgart 1988.
- Literatur:** Duhr, Bernhard, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, Regensburg 1907–1928. — Gatz, Johannes, Das Leben der seligen Crescentia von Kaufbeuren 1682–1744, Furth 1978. — Kandler, Marianne: Pater Jacob Schmid S. J. Ein bairischer Hagiograph des 18. Jahrhunderts, München 1974 [tuduv Studien Reihe Kulturwissenschaften Band 1]. — Pfeffer, Klaus: Maria Anna Josepha a Jesu Lindmayr (24. September 1657 – 6. Dezember 1726), in: Georg Schwaiger (Hrsg.): Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern II, Regensburg 1971, 226–241. — Ringler, Elisabeth: Das Noviziat der Gesellschaft Jesu in Landsberg am Lech 1574–1773, Zulassungsarbeit zum 1. Staatsexamen (unveröffentlicht), München 1991. — Rosenberger, Ludwig (Bearb.): Bavaria Sancta. Bayerische Heiligenlegende, München 1948, 277–278. — Thiele, Johannes (Hrsg.): Mein Herz schmilzt wie Eis und Feuer. Die religiöse Frauenbewegung des Mittelalters in Porträts, Stuttgart 1988. — Weitlauff, Manfred: Die selige Maria Crescentia Höb von Kaufbeuren (20. Oktober 1682 – 5. April 1744), in: Georg Schwaiger (Hrsg.): Bavaria Sancta. Zeugen christlichen Glaubens in Bayern II, Regensburg 1971, 242–282.

⁶⁶ Vgl. Kandler 72.

Lechrainsagen und Heimatgeschichte

Zur Deutung der Sagen Karl von Leoprechtings¹

Von Anton Lichtenstern

Als ich ungefähr 10 Jahre alt war, erzählte der damalige Wirt von Pitzling, Leonhard Leitenstorfer, folgendes Erlebnis:

In oaner von de Rauhnächt bin i auf dem obern Weg in der Nacht von Landsberg hoam. I war scho oberhalb vom Schloß, a Sturm is ganga. Do steha große Bäum, de Äst ham geschlag'n. Plötzlich hör i, wias Wilde Gjäg über mir daherkommt. D'Hund ham ganz laut bellt. I bin grad no unter an Busch nei komma und hob mi auf'n Bod'n glegt, sonst hätt's mi mit. Ganz gwiß. Des vergiß i nia.²

Uns Kindern einer unkritischen Generation lief es kalt den Buckel hinunter. Ich sehe noch heute den Wirt vor mir, der selber ganz bleich und ängstlich geworden war. Er war kein Schauspieler. Ich bin immer noch überzeugt, er glaubte sein Erlebnis, und wir Zuhörer — zumindest die Kinder — auch.

Damit haben wir eine typische Sagensituation vor uns. »Eine Sage«, so definiert die Wissenschaft, »verlangt ihrem Wesen nach, daß sie geglaubt werde, vom Erzähler wie vom Hörer.«³ Sie erzählt oft »vom Einbruch einer supernaturalen Welt in die Welt der realen Alltäglichkeit ...«⁴, hier von der Begegnung mit dem Geisterheer auf dem Heimweg nach Pitzling.

Leonhard Leitenstorfer war nicht der erste, der auf der Ebene zwischen Pitzling und Ummendorf dem Wilden Gjäg begegnete. Karl Freiherr von Leoprechting bringt in seinem Buch »Aus dem Lechrain« eine ganz ähnliche Erzählung.



Karl Freiherr von Leoprechting

Zwischen Lengenfeld und Stoffen liegt eine wilde weite Oedung auf einer hohen Ebnet, darüber zieht das wilde Gejäg am wüthendsten, verweilt am längsten. Darüber hing vor geraumer Zeit ein Mann aus Hofstetten, es dunkelte bereits, da vernahm er aus der Weite ein Heulen und Sausen, als wollte sich ein furchtbarer Sturm erheben. Wie er da stillstand und sich umsah, kam mittlerweile das wilde Gjäg ob seiner in den Lüften daher, und als er verstarret vor Schrecken vergaß sich auf den Boden zu werfen, hob es ihn leicht auf ab der Erden und riß ihn im Zuge mit dahin. Sechs lange Wochen war der Mann der Erden entrückt, kein Mensch wußte wohin er gekommen, und die Seinigen waren in Kümmerniß um ihn als einen Todten. Da auf einmal kam er zurück, er wußte selbst nit wie und wo, und war noch ganz tamisch in seinem Sinn. Es schwindelte ihm allweg, wenn er nur daran dachte und allen, die davon hörten, geschwindelte es mit. Der Mann lebt noch, verhält sich aber stets geruhig und still, hat zu nichts mehr weder Freud noch Leid, hat nur noch ein Kuchelleben.⁵

Aus dieser Parallelität zeigt sich ein weiteres Merkmal der Sage: Die Inhalte, die Motive sind oft nicht einmalig, sondern sie werden in verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten erzählt.⁶



Leonhard Leitenstorfer

¹ Der Aufsatz ist die etwas erweiterte Fassung eines Vortrages.

² Aus der Erinnerung nacherzählt.

³ Ranke, Friedrich, Grundfragen der Sagenforschung, 1925 zitiert in Petzoldt, Leander, Dämonenfurcht und Gottvertrauen, Zur Geschichte und Erforschung unserer Volkssagen, Darmstadt 1989, S. 24.

⁴ Burckhardt, Heinrich, Zur Psychologie der Erlebnissage, 1951 zitiert in Petzoldt, Dämonenfurcht wie Anm. 3, S. 28.

⁵ Leoprechting, Karl Freiherr v., Aus dem Lechrain, München 1855; zitiert nach dem Neudruck Hildesheim 1978, S. 36.

⁶ Petzoldt wie Anm. 3, S. 121.

Die Vorstellung vom Totenheer, das durch die Luft zieht, ist uralt: Sie begegnet uns schon in der Antike, z. B. bei Herodot und Pausanias.⁷ Letzterer berichtet, daß über dem Schlachtfeld von Marathon in der Nacht wiehernde Pferde und kämpfende Männer zu hören sind; wer sie wahrnimmt, dem droht allerdings ebenso Gefahr wie den Wanderern auf der »wilden weiten Oedung« zwischen Lengenfeld und Stoffen. Auch in der germanischen Heldensage kämpfen die Geister der gefallenen Krieger über der Erde weiter.⁸

Diese Sagen bis hin zur Erzählung des Wirts von Pitzling scheinen also uralte religiös bestimmte Vorstellungen zu enthalten, wie die Ergebnisse vieler Forschungsarbeiten zeigen.

Eine ganz andere Deutung der Sage bei Leoprechting versuchte der Germanist Friedrich Ranke 1914.⁹ Er interpretierte das Verschwinden des Mannes aus Hofstetten als »Reise eines Epileptikers in seinem Dämmerzustand« und entwickelte aus dieser Deutung eine später heftig diskutierte Sagentheorie. Ranke will nachweisen, daß Sagen aus subjektiven Erlebnissen entstehen. Als Grundlage für seine Theorie verwendete er einen Chronikbericht aus Luzern von 1572, in dem ein Mann, der einem Gläubiger Geld bringen wollte, für vier Wochen verschwand, dann in Mailand gesehen wurde und erst ein Jahr später zurückkam, vor Gericht angab, er habe bei Sempach mit einem Geisterheer gekämpft und sei dann durch die Luft in ein fremdes Land getragen worden.

Der Mann sei, so interpretiert Ranke den Bericht, ein Epileptiker gewesen, der die für die Krankheit typischen Halluzinationen und den Gedächtnisverlust als Begegnung mit dem Wilden Heer aufgefaßt habe, wovon er aus Erzählungen wußte.

Sagen, so Ranke, entstehen also aus einer Wechselwirkung von Erlebnis und überlieferten Vorstellungen.

Ein Kritiker Rankes¹⁰ weist aber darauf hin, daß Epileptiker sich nicht an ihre Erlebnisse erinnern könnten. Der Wanderer habe wohl die Geschichte erfunden, um eine Erklärung für die nicht bezahlten Schulden zu geben.

Wer weiß, was wirklich geschah auf den alten Schlachtfeldern von Marathon und Sempach und auf der Ebene bei Stoffen, wo ja vielleicht auch eine Schlacht — 743 zwischen dem bayerischen Herzog Odilo und den Franken — geschlagen wurde.

Die Sage vom Wilden Gjäg ist ein gutes Beispiel für die Vielfalt der Fragestellungen und die Kompliziertheit der Probleme, um die es bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit Sagen geht: Was sind Sagen? Wie sind sie entstanden? Wie wurden sie überliefert, welche Rolle spielten dabei Erzähler und Zuhörer? Welche typischen Inhalte gibt es? Und schließlich die vielleicht interessanteste und schwierigste Frage: Wie sind die übernatürlichen Gestalten und Vorgänge zu verstehen und zu deuten?

Bevor ich zu diesen Fragen an Beispielen Leoprechtings komme, möchte ich Leoprechting selbst und sein Werk vorstellen.

⁷ Petzoldt wie Anm. 3, S. 107.

Petzoldt, Leander, Hg., Deutsche Volkssagen, München 1978, Das Wilde Heer, S. 137 ff, S. 393 ff.

⁸ Petzoldt wie Anm. 3, S. 106.

⁹ Petzoldt wie Anm. 3, S. 52 ff.

¹⁰ Petzoldt wie Anm. 3, S. 54.



Schloß Pöring. Turm und Tor von Leoprechting neugotisch umgestaltet

Leoprechting — Leben und Werk

Über Karl Freiherr von Leoprechting gibt es — soweit ich sehe — bis heute keine Literatur, weder über sein Werk noch über sein Leben. Ich stütze mich im folgenden auf einen Nachruf, auf einen Artikel in der ADB, auf ein Adelslexikon, auf das Pitzlinger Pfarrarchiv, auf einen Aufsatz von J. Schober über Pöring und auf die Inventarisierung durch das Landesamt für Denkmalpflege.

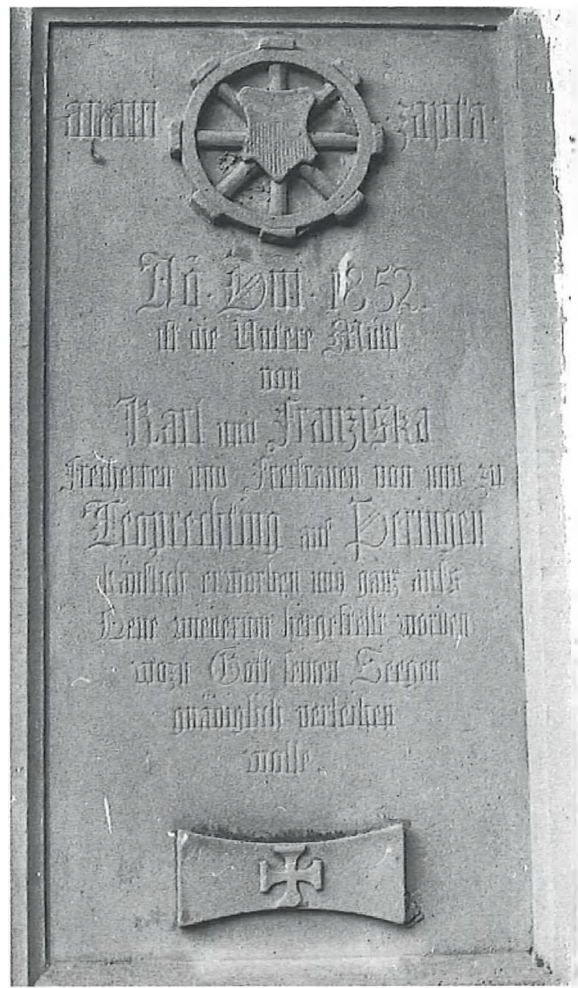
Die Familie Leoprechting ist ein auf das hohe Mittelalter zurückgehendes bayerisches Adelsgeschlecht.¹¹ Karl von Leoprechting wurde am 17. 12. 1818 im badischen Mannheim geboren.¹² Seine Eltern waren August von Leoprechting, Grundherr zu Altwiesloch und Bayertal in Baden, königlich bayerischer Major á la suite, und seine Gemahlin Anna, die Baronesse Petit des Landes et de Maubuisson, deren Familie das Schloß Eulenburg bei Worms besaß. Der Sohn besuchte in Mannheim das Lyceum, in Heidelberg das Kaiser'sche Institut und in Wiesbaden die Landwirtschaftliche Schule. Mit 20 Jahren, im Jahr 1839, begab er sich auf eine dreijährige Kavaliertour durch Italien, Sizilien, Spanien, Frankreich, Holland und Belgien, ein für junge Adelige üblicher Bestandteil der Ausbildung. Spätere Reisen führten ihn nach Österreich und Ungarn. Sein Interesse für historische und volkskundliche Themen wurde durch den Geheimrat von Lamezan, einen Bekannten seines Großvaters mütterlicherseits, geweckt. Sein Herzleiden verhinderte die angestrebte Aufnahme ins bayerische Militär. Als Leoprechting 1844 25jährig vom Freiherrn von Lichtenstein aus Speyer das Schloß Pöring um 13.100 Gulden kaufte, lebte er in München als königlicher Kammerjunker.¹³

Er ließ das Schloß umbauen und renovieren. Der neugotische Rittersaal im Bereich der ehemaligen Schloßkapelle, der zinnengekrönte Turm mit den Spitzbogenfenstern neben der Wallfahrtskirche und die neugotische Toranlage zeigen seine von der Romantik geprägte Einstellung. An Leoprechting erinnern auch die beiden Seitenaltäre der Kirche, die er 1847 erwarb und die bis 1843 in der Kirche von Ludenhausen gestanden hatten¹⁴, und die Gedenktafel am Wohngebäude der Sägmühle unterhalb des Schlosses von 1852.

Leoprechting bewirtschaftete — trotz seiner Ausbildung in Landwirtschaft — das zum Schloß gehörende Gut nicht selbst. Im Pitzlinger Häuserbuch¹⁵ sind der Schloßgutpächter Johann Ullrich und der Holz- und Schloßaufseher Ludwig Keller genannt. Leoprechting hatte wohl auch eine Wohnung in München. Das ergibt sich daraus, daß sein Sohn Ernst aus der am 9. 12. 1848 in Regenstauf geschlossenen Ehe mit der ungarischen Gräfin Franziska Erdödy am 17. 12. 1849 in München geboren und in St. Ludwig getauft wurde.¹⁶

Der Vater war inzwischen königlicher Kämmerer und Oberpostmeister geworden. Ob damit berufliche Verpflichtungen in München verbunden waren oder ob dies nur Ehrentitel waren, konnte ich nicht herausfinden.

1855 kaufte Leoprechting ein Herrenhaus bei Neuötting in der Nähe des Stammsitzes der Familie bei Neumarkt-St. Veit. Am 15. 9. 1857 verkaufte er Pöring an zwei Geschäftsleute aus Bremen. Am 20. 1. 1864 starb er 45jährig auf einer Reise zu Verwandten in Mannheim.



Gedenktafel von 1852 an der Unteren Mühle in Pitzling

Soweit die Bruchstücke der Biographie, die ich ermitteln konnte.

Zu seiner wissenschaftlichen Tätigkeit wird berichtet, daß er in Pöring »einen Schatz von alten Büchern zusammenbrachte und über Historien und Chroniken saß, dann abwechselnd wieder nach München ging und nach ganz autodidaktisch-planloser Methode auf der Staatsbibliothek und im Reichs- und Staatsarchive den Kapitalstock zu seinen handschriftlichen Studien sammelte.«¹⁷ Aus dieser Beschäftigung entstanden eine Reihe adelsgenealogischer und historischer Aufsätze, die zum Teil in der Zeitschrift »Oberbayerisches Archiv« abgedruckt wurden. Bekannt geworden ist er aber durch die Sammlung von Sagen, Erzählungen, Sprichwörtern und Liedern, die er 1855 in München unter dem Titel »Aus dem Lechrain. Zur deutschen Sitten- und Sagenkunde« veröffentlichte.

Das Buch besteht aus fünf Teilen: »Erzählungen aus dem Volke«, »Das Bauernjahr«, »Das Haim«, »Geburt, Hochzeit, Tod« und »Lied und Sang. Mit einem Anhang der üblichsten Sprichwörter und Redensarten«.

Das Werk wurde mehrmals neu gedruckt, zuletzt 1978 in der Reihe »Volkskundliche Quellen« im Verlag Georg Olms in Hildesheim als photomechanischer Nachdruck.

Leoprechtings Sammlung wurde von den Zeitgenossen positiv aufgenommen. Im Band 1 des vielbändigen, auf Initiative König Max II. entstandenen Sammelwerks »Bavaria — Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern«, erschienen 1860, wird das »treffliche Schriftchen«¹⁸ Leoprechtings ausführlich zitiert oder nacherzählt.

¹¹ Kneschke, Ernst, Deutsches Adelslexikon Bd. 5, 1864.

¹² ADB, Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 18, München 1875–1912.

Nachruf im Jahresbericht des Historischen Vereins Oberbayern, 1864, München 1865, S. 146 ff.

¹³ Schober, J. Johann, Schloß Pöring und seine Besitzer, Landsberger Geschichtsblätter, 1913, S. 60 ff.

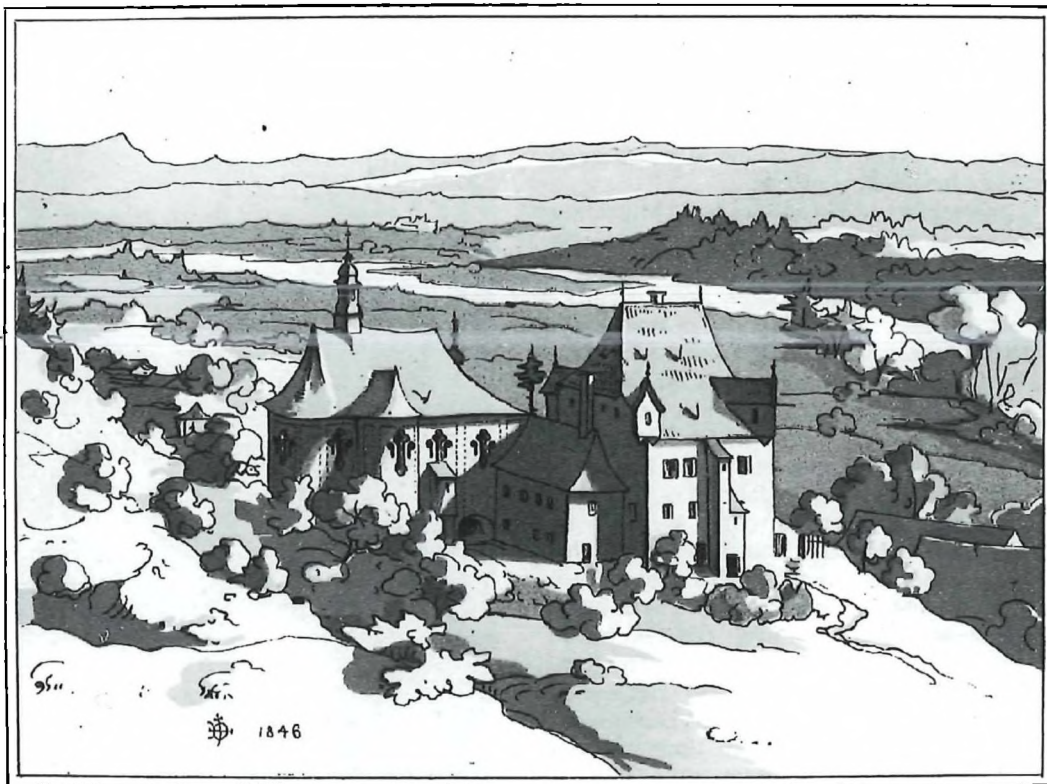
¹⁴ Schober, wie Anm. 13, S. 62.

¹⁵ Pfarrarchiv Pitzling.

¹⁶ Eintrag im Matrikelbuch der Pfarrei Pitzling, Pfarrarchiv.

¹⁷ ADB, wie Anm. 12.

¹⁸ Bavaria, Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern, Bd. 1, München 1860, S. 296, Anm. 1.



Schloss POERING am Lech.

Schloß Pöring 1846, getönte Lithographie, vielleicht von Leoprechting

Späteren Sammlern diente Leoprechting als Vorbild.¹⁹ In viele Sammlungen wurden Sagen aus seinem Buch aufgenommen.²⁰ Auch für das »Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens« ist Leoprechting eine wichtige Quelle.

In den wenigen Beurteilungen des Werkes finden sich übereinstimmende Wertungen: Das Buch ist »nach Form und Gehalt ein wahres Musterbuch der Forschung ... Leoprechting gab diese Erzählungen aus dem Volk treu wieder ...« (ADB) Die Erzählungen sind von »hohem Interesse«, weil dort Menschen aus den »unscheinbaren Kreisen des täglichen Lebens«²¹ vorkommen (Bavaria). Das Buch ist »eines der ältesten, der vorbildlichsten und der unbekanntesten Bücher« zur bayerischen Volkskunde, es ist »sprachlich urwüchsig.«²² (Hofmiller) »Leoprechting gestaltet seine Texte nach den Berichten der Gewährsleute erzählerisch locker, in einem unverwechselbaren eigenen Tonfall, aber weitgehend werktreu.«²³ (Kapfhammer)

Übereinstimmung besteht also in der Auffassung darüber, daß Leoprechtings Erzählungen wirklich aus dem Volk stammen und daß sie inhaltlich und vielleicht sogar sprachlich »treu« wiedergegeben sind.

Das wäre, wenn es denn zuträfe, keineswegs selbstverständlich. Die allermeisten Sagensammler und -forscher des 19. Jahrhunderts hatten, so eine neue Untersuchung, kaum Kontakt zum Volk.²⁴ Es waren — wie auch Leoprechting — meist keine Wissenschaftler, sondern Gelegenheits-

schriftsteller, die — wie auch schon das große Vorbild, die Brüder Grimm — vor allem alte Chroniken und Predigtbücher auswerteten. In den »Deutschen Sagen« der Brüder Grimm z. B. stammen nur ca. 9 % der Texte aus der mündlichen Überlieferung.²⁵

In der Zeit, als Leoprechting sein Material sammelte, waren Sagen in Deutschland eine große Mode. Zwischen 1850 und 1870 wurden fast 200 einschlägige Titel publiziert, im Jahr 1854 allein 18 — Leoprechting lag also voll im Trend, wie man heute sagen würde.

Dieses Interesse an den Sagen war eine Folge der deutschen Romantik²⁶, die — auf Herders Begriff der Naturpoesie fußend — im Volk den ursprünglichen Träger der Kultur sah. Die Sagen waren für die Romantiker ein Teil der Volkspoesie. Für die Brüder Grimm überliefert die Volkssage die wahre Geschichte, sie enthält Bruchstücke der germanisch-deutschen Urkultur und Religion.

Diese heute völlig überholte Auffassung der »mythologischen Schule« brachte die Sagensammler dazu, beim Sammeln und erst recht bei der Deutung immer das alte Heidentum zu suchen, was zu vielen Verfälschungen und Fehlinterpretationen führte.²⁷

Zurück zu Leoprechting: Ist er nun einer von den vielen mehr oder weniger namenlosen Dilettanten, die auf dieser Modewelle mitschwammen?

Er war, wie er selbst in seinem Vorwort schreibt, mit den wichtigsten Sagenforschern in Bayern — er nennt Friedrich Panzer, Johann Nepomuk Sepp und Ludwig Steub — in engem Kontakt. Für Unterstützung bedankt er sich auch bei Joh. Andreas Schmeller, dem Verfasser des Bayerischen Wörterbuches. Joseph Friedrich Lentners »Sagen und Geschichten aus dem Lechrain« von 1851²⁸ könnten ihm den

¹⁹ Hofmiller, Josef, Hg., Aus dem Lechrain von Karl von Leoprechting, Neudruck Altötting 1947, Bd. 1, Vorwort.

²⁰ z. B. von der Leyen, Friedrich, Hg., Lesebuch der deutschen Volkssage, Berlin 1933; Kapfhammer, Günther, Hg., Bayerische Sagen, Düsseldorf 1971; Petzold, Leander, Hg., Deutsche Volkssagen, München 1978.

²¹ Bavaria, Bd. 1, S. 311, Anm. 1.

²² Hofmiller, wie Anm. 19.

²³ Kapfhammer, wie Anm. 20, S. 13.

²⁴ Zum Folgenden: Schenda, Rudolf, Mären von deutschen Sagen, in: Geschichte und Gesellschaft 9 (1983), S. 26–48.

²⁵ Petzoldt, wie Anm. 3, S. 20.

²⁶ Zum Folgenden: Petzoldt, wie Anm. 3, S. 1 ff.

²⁷ Dies ist eine der Hauptthesen Schendas; s. Anm. 24.

²⁸ Lentner, Joseph, Friedrich, Sagen und Geschichten aus dem Lechrain, Magdeburg 1851.

Anstoß für sein Werk gegeben haben. Lentner bringt Erzählungen, die er in seiner Jugend in der Schongauer Gegend gehört hat, allerdings viel stärker literarisch ausgestaltet als bei Leoprechting.

In seiner Zielsetzung stützt sich Leoprechting ganz auf Jacob Grimms »Deutsche Mythologie« von 1835. Er möchte, so schreibt er im Vorwort, einen Beitrag dazu leisten, den Zusammenhang der Sagen mit der alten Götterlehre aufzuhellen. Die Sagen stammen, auch das ganz romantisch, nach seiner Auffassung »aus dem innersten Marke unseres Volkes«. Er bemüht sich um Authentizität: »Ich habe sie (die Sagen) deßhalb auch gegeben, wie ich sie vernommen: in gläubigen, volksmäßigem Sinn ...«²⁹ »... wie sie dem Volksmund entnommen sind, in treuer Wiedergabe, nichts davon und nichts dazu ...«³⁰ Des Sammlers Pflicht sei, »alles so treu und unverfälscht wiederzugeben, wie es nur immer aus des Volkes Mund zu erholen ist.«³¹ »Eine Deutung bezüglich des Gewinnes für die Mythologie wurde geflissentlich unterlassen.«³²

Leoprechting gehört mit seiner Auffassung also zweifellos zur mythologischen Schule Jacob Grimms. Wichtiger aber ist, daß er ausdrücklich auf eine Deutung in diesem Sinn verzichtet und daß er sich um eine unverfälschte Wiedergabe des im Volk Gehörten bemüht.

Leoprechting gibt — wie die meisten damaligen Sammler — nur ausnahmsweise seine Quellen, die Erzähler, an.³³

Den Ausführungen zur Geschichte von einzelnen Orten liegen deutlich literarische Quellen zugrunde. Gelegentlich bezieht er sich auf die Literatur über Sagen.³⁴ Auch bei den Absätzen über Tiere und Pflanzen könnten literarische Vorlagen verwendet worden sein. Die Frage nach den literarischen Quellen müßte für das ganze Werk genauer untersucht werden.

Der weitaus größte Teil der Erzählungen und des sonstigen Inhalts dürfte aber wirklich aus dem Volk stammen. Leoprechting ist wohl oft — wie es in der ADB heißt — »von seinem Schlößlein in die rauchigen Wirtshaus- und Spinnstuben hinabgestiegen, um die fliegenden Traditionen einzuheimsen.« Dafür sprechen — außer seiner schon zitierten eigenen Aussage — vor allem zwei Gesichtspunkte.

Die Schauplätze seiner Erzählungen konzentrieren sich deutlich um seinen Wohnsitz Pitzling: Über 40 % der 59 Erzählungen, in denen Orte genannt werden, spielen in Pitzling, Pössing, Stoffen oder Ummendorf; in Pitzling allein fast ein Viertel. Im Umkreis von etwa zwei Stunden Fußweg spielen 38 Erzählungen, also fast zwei Drittel. Von westlich des Lechs stammt nur eine Erzählung (Igling), außerhalb des heutigen Landkreises spielen nur fünf. Die Konzentration im Pitzlinger Bereich spricht dafür, daß Leoprechting vorwiegend oder sogar ausschließlich in Pitzling gesammelt hat.

Der zweite Gesichtspunkt, der die Sammlertätigkeit Leoprechtings bestätigt, ist die Zeit, in der die Erzählungen spielen. Er selbst schreibt dazu: Die »Erzählungen können nur zum allerkleinsten Theile in Wahrheit Sagen genannt werden. Die mehrsten davon sind allzu neu, und von den Erzählern theils selbst erlebt ... Es handelt sich ... weit aus um Erlebnisse der allerneuesten Zeit, und beinahe alle spielen in diesem Jahrhundert.«³⁵

Die Überprüfung erbrachte, daß bei zwei Dritteln der 65 Erzählungen die Zeit genau (mit Jahreszahl) oder ungefähr (»vor ungefähr 10 Jahren«) angegeben ist. 30 davon, also etwa 70 %, fallen in den Zeitraum von 1830 bis 1855, 13 davon allein in die fünf Jahre vor dem Erscheinen des Bu-

ches. Im 18. Jahrhundert spielen nur drei Erzählungen, zwischen 1800 und 1830 nur 10.

Leoprechting ist also im Hinblick auf die Herkunft seines Materials wirklich ein Sonderfall.

Eine weitere wichtige Frage ist die nach der Authentizität der Sprache. Daß Leoprechting die Erzählungen im Wortlaut wiedergibt, ist auszuschließen. Dafür sind sie sprachlich zu einheitlich, zu schriftdeutsch und zu bewußt gestaltet.

Leoprechting verwendet aber vielfach Dialektausdrücke. Nachfrage bei einigen Dialektsprechern haben ergeben, daß diese teilweise noch heute in der Lechrain-Mundart verwendet werden, z. B. »gneißen« — wissen, »keif« — fest, »zähnen« — weinen, »gottlose Peitschn« und »altes Laster« als Schimpfwörter. Viele der Dialektwörter des Buches sind aber heute unbekannt.³⁶

Eine genauere Analyse von Wortschatz und Stil Leoprechtings soll hier nicht versucht werden. Deutlich ist sein Bemühen um Poetisierung, vor allem bei Beschreibungen, und um eine historisierende, dialektgefärbte Sprache.

Die »treue Wiedergabe« der gehörten Erzählungen, von der er in der Einleitung schreibt, trifft also für die Inhalte wohl weitgehend zu, nicht jedoch für die Sprache.

Die besondere Bedeutung von Leoprechtings Buch ist, daß er sehr genau und wohl auch recht vollständig das Erzählgut der Pitzlinger aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts wiedergibt. Durch diese Erzählungen können wir also Zugang finden zu einer Welt, die uns sonst weitgehend verschlossen ist, zur Welt der Dörfer am Lech vor 150 Jahren.

Im folgenden gehe ich auf die im ersten Teil des Buches enthaltenen Erzählungen ein.

³⁶ z. B. Blutzer, Wid des Pfluges, Kunder, weizen, Enzionkrotte.

Aus dem Lechrain.

Zur deutschen

Sitten- und Sagentunde

von
Karl Freiherrn von Leoprechting.

M ü n c h e n .

literarisch-artistische Anstalt.

1855.

Titelblatt der Originalausgabe von »Aus dem Lechrain«

²⁹ Leoprechting, S. VII.

³⁰ S. 3.

³¹ S. 7.

³² S. 8.

³³ z. B. S. 56, S. 121, S. 137.

³⁴ z. B. S. 19 über den Begriff »Durchschnitt«.

³⁵ S. 3.

Menschen mit dämonischen Fähigkeiten

Der feurige Kohlenhaufen.³⁷

Es ist schon fast lang, da starb in Pitzling eine Frau, so bei Lebzeiten als eine arge Hexe von männiglich gemieden war; vor der wenn sie vorüberging mancher heimlich ausspuckte oder still in sich hinein sagte, ist heut ein heiliger Montag oder was für ein Wochentag immerhin war. Richtig wars freilich nicht mir ihr. Schon in die 30 Jahr Wittib und nur Insaßin einer Stuben im Feidlhäusl hatte sie eine Geißen bei sich und von der melkte sie Milch stundenlang; freilich gaben dann die Kühe in der Mittermühle keinen Tropfen Milch. Nachts beim Mondschein schloß sie unter allen Zäunen und Ghagen herum, suchte Kräuter und Wurzeln, und fand sie wo im Kehrriecht einen alten Besen, Eierschalen, Haare, Nägel und drgl., trug sie es gewiß in ihre Kammer; da floderte dann lustig das Feuer und im Kessel prozelte ein Nachtmahl, mit dem es wohl nur der Teufel gehalten. Als sie nun endlich starb, wollte niemand ihr Grab machen, kein Nachbar sie auf den Freithof tragen, aber in der Teufelskuchen vermeinten alle wäre ihr Ort. Das ward aber verhütet durch die Feidlhäuslerin, der sie noch kurz vor dem Abscheiden gesagt: die Pitzlinger werden mir wohl ein ehrliches Grab nit gönnen, werden mich wohl in die Kuchen einscharren, aber nur Geduld eine kleine Weil, es darf mir dann keiner mehr über den Steg. Da gruben sie sie halt ein in eine Ecke vom Freithof, und mancher sagte, jetzt bleibt sie uns auch im Tode noch das alte Luder, wenn sie sich aber zu viel umthut, werden wir doch ein Platzl finden für sie. Der Tag war fein und anhaltend in der Witterung, als wann es nit April gewesen wär, es war aber gerade der letzte. Auf die Nacht jedoch erhob sich ein Sturm mit Wetterleuchten und Donnerschallen, und um den Freithof herum sausten die Windgäspeln, daß niemand sich getraute in die Kirche zum Wetterläuten zu gehen. Des andern Morgens fand man nun das Grab der Hexe zerrissen und aufgethan, kein Sarg und kein Leichnam mehr inne: nichts als ein Haufen Kohlen. Da lief nun alles, holte Grabscheid und Schaufel und hinauf auf einen Kretzen und hin mit zur Teufelskuchen. Als sie nun in der Mitten des Stegs angelangt, schütteten sie den Kretzen hinaus in die Untiefen, da wurden alle Kohlen brennend und fuhren mit Geknister nach allen Seiten, einige aber so auf den Steg gefallen brannten

lichterloh. Da lief denn alles davon, und noch gar Mancher hat später die paar Kohlen wie ein Flammenhaufen auf dem Steg liegen gesehen, und vermeint im Feuerqualm schwebte die alte Gundel dräuend und schiech wie eh.

Die Erzählung ist ein Beispiel für mehrere Sagen über Hexen bei Leoprechting. Sie belegen, daß der Glaube an Hexen in der Mitte des 19. Jahrhunderts am Lechrain allgemein verbreitet war. In manchen Dörfern wird sogar noch heute an die Macht von Hexen geglaubt. Die Erzählungen bei Leoprechting sind, obwohl sie sich auf angebliche Vorfälle in — aus damaliger Sicht — jüngster Vergangenheit beziehen, echte Sagen: Sie berichten vom Einbruch übernatürlicher Kräfte in die Alltagswelt.

Hexen, so glaubte man, können durch Zauber den Mitmenschen schaden. Ihr Motiv ist Neid und Haß³⁸, aber auch der Befehl »ihres höllischen Meisters«³⁹, des Teufels. Sie haben ihr geheimes Wissen von anderen Hexen gelernt⁴⁰, ihre Macht haben sie vom Bündnis mit dem Teufel.⁴¹

Eine der Hauptkünste ist das Milchentziehen bei fremden Kühen⁴². Die Hexe im Feidlhäusl in Pitzling melkt stundenlang ihre Geißen, die Kühe der Mittermühle geben deshalb keine Milch. Hexen können auch Milch aus »Grasäcken, Milchtüchern und Zaunstecken« melken, ja sogar aus Ochsen.⁴³ Hexen verursachen Viehkrankheiten durch Vergraben von Zaubermitteln im Stall, z. B. Totenknochen oder Haarzöpfen⁴⁴, Mäuseplagen auf den Feldern, Hagelunwetter durch Peitschen des Wassers und auch Krankheiten bei Menschen.⁴⁵ Sie fahren in der Samstagnacht aus und treffen sich an »enterischen Orten«, z. B. in den Teufelsküchen, den Schluchten am Lechsteilhang, oder an sonstigen einsamen und unheimlichen Plätzen.⁴⁶ Die erste Maingnacht ist das Hauptfest der Hexen, dort kommt es zu den »fleischlichen Vermischungen« mit dem Teufel, wobei die »Wechselbälger« gezeugt werden.⁴⁷ Hexen, so glaubten die Leute, kann man erkennen am Gang, am Gesicht, an den roten Augen.⁴⁸ Ein Kennzeichen ist auch, daß sie »durchaus alles fett essen wollen«⁴⁹. Richtige Hexen sind älter als 66 Jahre.⁵⁰ Von einer Hexe wird erzählt, daß sie ein unsittliches Leben führt und vier uneheliche Kinder hat.⁵¹

³⁷ S. 119.

³⁸ S. 13.

³⁹ S. 14.

⁴⁰ S. 14, S. 42.

⁴¹ S. 9.

⁴² S. 14, vgl. Petzoldt, Leander, Deutsche Volkssagen, München 1978, Nr. 38–40, S. 21 ff.

⁴³ S. 14.

⁴⁴ S. 29, S. 87.

⁴⁵ S. 15.

⁴⁶ S. 17.

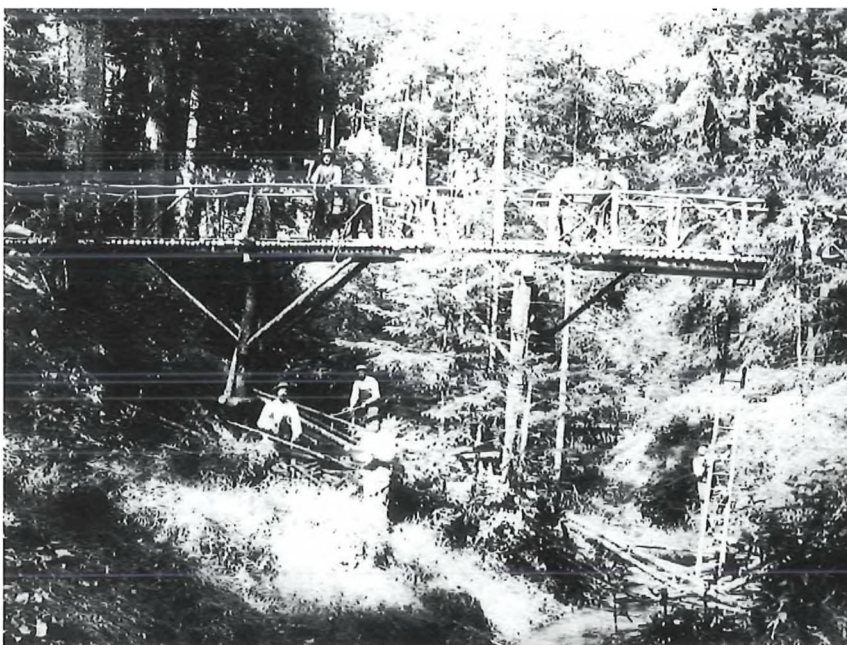
⁴⁷ S. 17.

⁴⁸ S. 9.

⁴⁹ S. 19.

⁵⁰ S. 19.

⁵¹ S. 41.



Der Steg über die Teufelsküche

Zur Identifizierung der Hexen dienen auch magische Praktiken, die von kundigen Männern ausgeübt werden. Ein Bauer aus der Münchner Gegend zum Beispiel sah die Hexen in einem magischen Spiegel, einem sogenannten Erdspiegel.⁵²

Der »Hexenherr«, ein Geistlicher aus Unterbergen, fand die vergrabenen Zaubermittel mit Hilfe von zwei Messern und geweihtem Brot.⁵³ Wer in der Heiligen Nacht auf einem Schemel von neuerlei Holz kniet, kann alle Hexen der Gemeinde sehen.⁵⁴ Manchmal werden die Hexen durch einen Gegenzauber offenbar: Ihr Gesicht ist dann »verhauen und verbrannt«⁵⁵, oder sie werden selber schwer krank.⁵⁶ Skeptiker, wie der Pfarrer von T.⁵⁷, der das Unglück im Stall auf natürliche Ursachen zurückführt, müssen sich von der Realität der Hexerei überzeugen lassen.

Der Glaube an Frauen, die zauberkundig sind, findet sich in vielen Kulturen. Der Hexenglaube im engeren Sinn ist geprägt von christlichen Vorstellungen, wie sie den Hexenverfolgungen des Mittelalters und der frühen Neuzeit zugrunde lagen.⁵⁸

In Landsberg fand der letzte Hexenprozeß 1750 statt.⁵⁹

Die wissenschaftlichen Deutungen des Hexenglaubens sind vielfältig. Interessant ist, daß neuerdings wieder die Auffassung vertreten wird, daß der Hexenglaube ein Relikt uralter, vielleicht sogar prähistorischer religiöser Vorstellungen und magischer Praktiken sein könnte.⁶⁰

Eine angehende Trud⁶¹

Nächst Schongau diente vor einem Jahrzehnt bei einem Floßer ein braves Mädcl, von noch nit 20 Jahren. Auf den Abend zu verschwand sie oft eine Zeit lang, und kehrte dann immer ganz bleich und geisterhaft zurück. Das ward dann endlich den Floßerleuten sehr auffällig, und eines Abends schlich ihr der Floßer einmal nach. Da sah er denn von der Fern wie die Dirn einen im Garten liegenden Schindelbaum mit beiden Armen umfing, sich auf ihn niederlegte und mit einer Weltsgewalt daran druckte. Der Floßer theilte das seinem Weib mit, und als die Magd wieder zurückkam, stellte die Frau sie darob hart zur Red. Da gestand sie denn unter Zanen, daß schon fast lange Zeit etwas in ihr sie dränge alles zu drucken und zu truden, sie aber, weil es eine Sünd sey, sich noch niemals über Menschen gemacht habe, auch hätte sie sich geschamt solches zu offenbaren.

Dämonische Fähigkeiten haben auch die Truden. Sie drücken nachts Tiere, besonders Pferde, und Menschen »teils aus Wollust, teils aus Haß«.⁶² Dagegen gibt es viele Mittel, z. B. den Trudenfuß⁶³ oder den Trudenstein⁶⁴, ein Kiesel mit einem Loch. Wenn ein Mann erwacht, wenn er getrudet wird und nach der Trud greift, hat er nur ein Bündel Stroh in der Hand.⁶⁵ Einer, der einen Strohalm bis zum Morgen festgehalten hatte, hatte allerdings dann einen ausgerissenen Finger in der Faust, wodurch die Trud, der der Finger fehlte, entdeckt und verprügelt werden konnte.⁶⁶

Die Lust zum Truden ist angeboren.⁶⁷ Sie entsteht, berichtet Leoprechting, wenn sich die Mutter, um die Geburt zu erleichtern, eines Zaubermittels bedient. Aus jungen Truden werden oft alte Hexen. Truden erkennt man an ihren Augenbrauen und daran, daß sie im Haus regieren.⁶⁸ Der Glaube an Frauen, die nachts ihren Körper verlassen können und dann als Alp, Trud oder Mahr Menschen, Pferde oder Bäume drücken, ist, wie der Hexenglaube, bei allen Kulturen und Völkern zu finden.⁶⁹ Schlafstörungen als Erklärungen für diese Alpträume sind naheliegend.⁷⁰ Die mythologische Erklärung dieser Träume durch dämonische Wesen wurde durch das persönliche Erlebnis von Alpträumen verstärkt, deren Inhalt wiederum vom im Volk überlieferten Mythos bestimmt war — ein für nicht wenige Mythisierungen von Erlebnissen typischer Prozeß.

Es gibt bei Leoprechting auch *Männer mit dämonischen Fähigkeiten*, z. B. die Bilwißschneider⁷¹, die rückwärts auf dem Teufel als schwarzem Bock sitzend, mit einem Messer am linken Fuß durch die Felder reiten und das Korn in schmalen Streifen abschneiden. Diese Männer, so glaubte man, sind Nachbarn, die sich wie die Hexen mit dem Teufel verbündet haben. Verschiedene Mittel ermöglichen, sie zu identifizieren. Zum Beispiel sieht man sie, wenn man sich einen verwachsenen Scherhaufen verkehrt herum auf den Kopf setzt. Vielerlei magische Mittel helfen gegen den Durchschnitt, der, wie Leoprechting überliefert, von den Aufgeklärteren den Hasen oder Rehen zugeschrieben wird.

Der Durchschnitt ist wieder ein Beispiel für die Mythisierung eines unerklärlichen Vorgangs⁷², wobei überlieferte — in diesem Fall sehr alte — Vorstellungen herangezogen werden.

Heute geschieht die Mythisierung von Mustern im Korn, ein ganz ähnliches Phänomen, mit Hilfe moderner Mythen⁷³, nämlich der Außerirdischen — ein Beispiel dafür, daß das »prärationale Bewußtsein«⁷⁴, das die Voraussetzung für die Entstehung von Sagen ist, auch heute noch existiert.

Eine Zauberkunst, die nur Männer beherrschten, war das »Anbannen« oder »Stellung machen«⁷⁵. Ein Gegenstand, ein Tier oder auch ein Mensch wurde durch Zauber an einem Platz festgemacht. Ein Beispiel:

Mehr eine Stellung⁷⁶

Der nun verstorbene Pösinger hat mir von einem seiner Anverwandten, so auch aus der Widertauffer Freundschaft gewesen, folgendes erzählt. Von dem Holz, so selber von seiner Herrschaft jährlich ausgewiesen erhielt, kam ihm immer ein guter Theil weg, und lange dauerte es bis er dem Dieb endlich gefällig ward. War ein ihm wohlbekannter Mann, auch ein Widertauffer. Wart Rasimus, dachte er, dich will ich schon kriegen, und wie er bald darauf wieder sein Jahrholz gefaßt, machte er darüber eine gar feste Stellung auf Mitternacht. Er vergaß aber, nach Hause gekommen, ganz darauf und legte sich ruhig zu Bett. Morgens um 3 Uhr da er aufgewacht, fiel ihm siedheiß ein, daß er des beim Holz Festgemachten gänzlich vergessen. Da schwante ihm nichts Gutes, und in wahrer Todesangst lief er in Schlegelwald zu seinem Holz; traf aber nichts mehr als des

⁵² S. 48, Bächtold-Stäubli, Hanns, Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Bd. 9, Nachdruck Berlin 1987, S. 556.

⁵³ S. 87.

⁵⁴ S. 13.

⁵⁵ S. 32.

⁵⁶ S. 49.

⁵⁷ S. 46.

⁵⁸ Petzold, wie Anm. 3, S. 165; Petzold, wie Anm. 42, S. 351 ff.

⁵⁹ Münzer, Klaus, Ein Hexenverhör in Landsberg, Landsberger Geschichtsblätter 1992, Nr. 1.

⁶⁰ Ginzburg, Carlo, Hexensabbat, Berlin 1989.

⁶¹ S. 24.

⁶² S. 10.

⁶³ S. 11, S. 25.

⁶⁴ S. 11, S. 92, Handwörterbuch wie Anm. 52, Bd. 8, S. 1174.

⁶⁵ S. 12.

⁶⁶ S. 41 ff.

⁶⁷ S. 9.

⁶⁸ S. 10.

⁶⁹ Petzold, wie Anm. 42, S. 52 ff, S. 365 ff; Handwörterbuch wie Anm. 52, Bd. 1, S. 282.

⁷⁰ Handwörterbuch, wie Anm. 69.

⁷¹ S. 19 ff, Handwörterbuch wie Anm. 52, Bd. 1, S. 1308 ff.

⁷² Petzold, wie Anm. 3, S. 111 ff.

⁷³ Petzold, wie Anm. 3, S. 122 ff.

⁷⁴ Petzold, wie Anm. 3, S. 39.

⁷⁵ Leoprechting, wie Anm. 5, S. 55 ff.

Handwörterbuch wie Anm. 52, Bd. 1, S. 874.

⁷⁶ S. 56.

armen Rasimus Juppen, die er vermuthlich zuvor abgelegt hatte. Die Zeit war versäumt, wo hinein die Stellung gemacht gewesen, und von dem Gebannten war kein Beinerl mehr übrig und kein Gewand: alles war dem Bösen verfallen, der die Kraft zur Stellung gegeben. Vom Rasimus aber hat keine Seel mehr etwas gehört noch gesehen, weder in seinem Haim noch anderwärts. Das Gericht hat ihn umsonst in den Blättern ausgeschrieben. Der aber, so die Stellung gemacht und so leichthin vergessen, hat siderher derlei nimmer treiben mögen, ward ihm arg verleidet worden mit der Geschicht.

Sogar ein Leichenzug wurde festgemacht, als sich 1828 in Pitzling die Pitzlinger und die Lengenfelder darübertritten, wo der von einem Mühlstein erdrückte 15jährige Müllerlehrling Xaver Weinberger beerdigt werden sollte, in seinem Geburtsort Lengenfeld oder in Pitzling.⁷⁷ Der Pitzlinger Pfarrer wollte die Beerdigung in seinem Friedhof, dem Lengenfelder Wirt ging es angeblich um das Leichenmahl. Nach einer großen Rauferei gab der Pitzlinger Pfarrer nach, aber die Pferde waren »wie eingemauert« und der Tote wurde doch in Pitzling beerdigt. Ein Pitzlinger gab später zu, die Stellung gemacht zu haben. Was wirklich an der steilen Bergstraße oberhalb der Kirche geschah, läßt sich natürlich nicht mehr klären.

Interessant ist, daß das Ereignis sogar im Sterbematrikel Pitzling vermerkt ist, wo beim Sterbeeintrag steht: »schaudervolles Begräbnis«⁷⁸. Hier läßt sich also — und das gibt es bei Leoprechting mehrfach — die Person, der Zeitpunkt und das Ereignis, das einer Sage zugrundeliegt, sogar archivalisch fassen. Diese Besonderheit der Sagen Leoprechtings ist schon dem Autor des Sagenkapitels der Bavaria aufgefallen.⁷⁹

Im Schlegelwald ist es ein Wiedertäufer aus Pössing, der den Holzdieb festmacht, im Stillerhof beherrscht ein Schweizer diese Kunst⁸⁰, in Lichtenberg ein Jagdgehilfe⁸¹, in Weil ein Mann, dessen Name sogar genannt wird.⁸² Bei diesem Wildanbanner wurde, als er nicht sterben konnte, ein Frevel offenbar: er hatte sich eine geweihte Hostie unter der Haut eingenäht. Dieser Aberglaube ist auch aus anderen Quellen bekannt.⁸³

Dämonen

Ein fester Bestandteil des Volksglaubens ist der Glaube an die Person des *Teufels*, der deshalb auch in vielen Sagen in unterschiedlichen Gestalten vorkommt.⁸⁴ Der Teufel spielt bei Leoprechting vor allem eine Rolle als Herr der Hexen und der Bilwißschneider. Viele Schluchten am Lech heißen Teufelsküchen, weil dort »der Böse die Herrschaft hat«⁸⁵. Eine davon ist die Teufelsküche zwischen Landsberg und Pitzling, in und bei der mehrere Sagen spielen⁸⁶, die andere die »Teufelskuchen« bei Lichtenberg⁸⁷, in der der feurige Reiter umgeht.

Der feurige Reiter⁸⁸

Diemalen kann man an dieser Schlucht einen feurigen Reiter herum und hinum reiten sehen. Der Leutsage nach ist das der Pandurenofficier, der zu des verfluchten Trenks

⁷⁷ S. 57.

⁷⁸ Eintrag vom 8.11.1828.

⁷⁹ Bavaria, Bd. 1, S. 311, Anm. 1.

⁸⁰ S. 55.

⁸¹ S. 60.

⁸² S. 62.

⁸³ Handwörterbuch wie Anm. 52, Bd. 4, S. 415.

⁸⁴ Petzoldt, wie Anm. 42, S. 278 ff, S. 451 ff.

⁸⁵ S. 113.

⁸⁶ S. 117 ff.

⁸⁷ S. 113.

⁸⁸ S. 114.

Zeiten mit seiner Schaar im Schloß in Lichtenberg gelegen. Ein solcher Wüstling und Gotteslästerer hat sich selbst unter diesen Räuberbanden nit ein Gleicher gefunden; und war der Herr, riesig groß und feist beleibt, ein Bösewicht, so war des Dieners Fuer, der klein, hager und veigelblau von Angesicht, wahrhaft grauenhaft. Daß weder Mädlel noch Frau vor ihnen sicher gewesen, versteht sich von selbst, und war der Kleine der Zuführer von nah und fern. Da wars in einer Nacht, wo der Hauptmann ein lästerliches Saufgelge gehalten, daß ein Bote kam von Landsberg, noch bleich und bebend, hatte er, er wußte nit wie lang', in der verteufelten Schlucht gelegen, ganz geblendet vom Teufelspuk. Deß lachte und fluchte der Hauptmann, daß die Wände dröhnten, schrie herausfordernd: laß blasen Janusch, laß satteln, heran ihr Teufel, heut habt ihr euren Meister gefunden. Hei! wie tummelte sich da der Kleine, sattelte sich und seinem Herrn zwei Pferd. Hellauf schmetterten die Trompeten durch die Nacht vom Schloßhof weit ins Schwäbische hinein, und auch die Panduren sattelten, stiegen auf zu Rosse ihrem Hauptmann nach. Doch wie sie die Schlucht erblickten schwamm alles schon in lichtblauem Feuerqualm, darin jagte der Bösewicht hinum und herum, gefolgt von seinem Diener, der furchtbar heulte, und als er seinen Herrn erreichte, ihm auf den Nacken sprang wie ein Vogel und unter gräßlichem Gejohle schien alles in einem Brand aufzugehen. Da machten die Panduren Kehrt um zurück ins Schloß, gezähmt wie kleine Kinder vor dem höllischen Feuer. Des andern Tags kam der Befehlshaber in Landsberg (Obrist von Menzel?) selbst nach Lichtenberg, hörte schauernd die Geschichte an, wollte nichts recht glauben, und ließ die Teufelskuchen ganz durchsuchen. Da fand man denn den Hauptmann und sein Roß in viele Fetzen zerrissen, zerstreut in der ganzen Schlucht, kein Beinerl mehr ganz, alles ein zermalmtter Brei. Da ließ mans dem liegen, wo es lag, den Wichteln zum höllischen Fraß. Vom Diener aber hat kein Mensch was gefunden, männiglich dafür gehalten, er sey der Gott sey bei uns selber gewesen. Das ist nun der feurige Reiter, dessen Seele da um muß gehen, die Ruhe wohl nimmer findend, bis zum jüngsten Tag.

In dieser Sage steckt das Motiv vom Teufelsbündner, das wir aus dem Faust kennen. Der Hauptmann hat einen Teufelsbund geschlossen, der Diener ist, so glaubte man, der Gottseibeius selbst. Interessant ist auch, wem so etwas zugehört wird: Die Greuelthaten der Panduren des österreichischen Erbfolgekrieges waren noch nicht vergessen. Eine Parallele zu dieser Verteufelung im wörtlichen Sinn ist die Darstellung der Soldaten des Königs Herodes beim Kindermord in Bethlehem in der Krippe der Landsberger Pfarrkirche als Panduren.⁸⁹

Weit harmlosere dämonische Wesen als der Teufel sind die *Hojemännlen*. Leoprechting schreibt:

Die Hojemännlen⁹⁰

So werden am Lechrain die Kobolde geheißten. Dieser Name rührt wohl allein von ihrem gewöhnlichen Schrei Hojo Hoje, wenn sie tanzen oder Räder schlagen. Sie zeigen sich noch oft und vielfältig, obwohl sie sich aus den Häusern und Städeln beinahe ganz zurückgezogen haben, und nur mehr noch eingegangene Höfe und einsame Waldungen bewohnen. Doch scheuen sie die Menschen nicht sehr und diemalen kann man welchen selbst am lichten Tage begegnen. Sie sind sehr klein, allzeit grün angethan und ihr Haar und Bart ist wie ein graulechtes Mies. Sonderlich im Advent, wo allen Geistern vom Allerheiligen

⁸⁹ Lichtenstern, Anton, Panduren in Landsberg, Landsberger Geschichtsblätter 1986/87, S. 46.

⁹⁰ S. 32.

Abend bis Dreikönig große Macht gegeben ist sich zu zeigen und vielen Spuk zu treiben, da kann man den Hojemännln oft begegnen. Sie thun den Menschen nichts zu leide, suchen sie aber zu necken und zu ängstigen. Sie springen dann auf Händen wie auf Füßen und schreien Räder schlagend ihr wehmüthig lautendes Hojo Hoje. Sehen sie Jemanden, der darob Furcht bezeigt, und das ist bei den Mehrsten der Fall, dann stürzen sie mit ihren Sprüngen demselben oft zwischen den Beinen durch und in so rascher toller Folge, daß Viele vor Angst vergehen mögten und Manche schon recht krank auf diesen Spuk geworden sind. Auch verbergen sie sich gerne in der Nähe menschlicher Wohnungen, sonderlich bei viel aufgerichtetem Holze und weinen nun stundenlang so herzdurchdringend, daß die, so es hören, es auf die Läng nit aushalten können, und darüber selbst recht traurig werden. Solcher Erfolg macht den Hojemännln großen Gspäß, und zeigen sie sich dann güttig, werfen wohl auch denen, die mit dem Weinen ein Mitleid gezeigt, irgend einen Fund in den Weg, der ihnen wohl nutzbar.

Die Hojemännln haben, wie das Beispiel zeigt, Eigenschaften von Kobolden, aber auch von Zwergen. Von Naturdämonen, die »hoho«, »hoje« oder ähnlich rufen, wird in verschiedenen Teilen Deutschlands erzählt.⁹¹ Nur am Lech allerdings sind sie im Aussehen und Verhalten kleine, koboldähnliche Wesen, sie sind also eine lechrainische Sonderform.

Als natürliche Erklärung dieser Phantasiegestalten werden unheimlich wirkende Vogelrufe, z. B. von Eulen oder Uhus, angenommen.

Ein unheimlicher, angsteinflößender Naturdämon, der nur am Lechrain vorkommt, ist der *Viehschelm*. »Der Viehschelm ist ein Stier, aber nur zur vordern Hälfte leibig, in der Mitte geht er aus und schlenzt die leere Haut hintnach«, schreibt Leoprechting.⁹² Wenn er sich zeigt oder wenn man ihn schreien hört, bricht eine Viehseuche aus. Leoprechting nennt als Beispiel den Lungenbrand der Rinder 1830. »Schelm« bedeutet Aas. Der z. B. in Pitzling vorkommende Flurname »Schelmanger« erinnert an einen Ort, wo verendete Haustiere vergraben wurden.

Das Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens sieht im Viehschelm ein Abbild wirklich vollzogener Tieropfer der heidnischen Religion⁹³, was eine mündliche Überlieferung über Jahrtausende voraussetzen würde. Dies wird von der modernen Sagenforschung für unmöglich gehalten.⁹⁴

Das Beispiel des Wilden Gjägs allerdings zeigt, daß solche im einzelnen kaum je rekonstruierbaren Verbindungen zu uralten Vorstellungen bis in die Gegenwart hinein bestanden.

Totengeister

Mehrere Sagen bei Leoprechting handeln von Gespenstern. Die Furcht vor den unerlösten Seelen der Toten war groß. Die Totensagen zeigen die enge Beziehung des Menschen zum Übernatürlichen.⁹⁵ Sie bilden die größte Sagen-Gruppe der deutschen Volkssagen.

Viele von ihnen drücken das Rechtsgefühl des Volkes aus: Jede Schuld, die nicht im Leben bestraft wurde, wird im Jenseits geahndet. Ein typisches Beispiel dafür ist der Grenzmarkverrucker in Mundraching, der als Geist so lange umgehen und im Fegfeuer brennen muß, bis die Schuld gesühnt und die Grenzpfähle wieder »richtig gesteckt« worden sind.

Der Grenzmark-Verrucker⁹⁶

Vor 18 Jahren starb in Mundraching der Bäck, verließ nun ein einziges Kind, eine Tochter, die hatte zum Liebhaben einen guten Bauseldner, zum Schaffler geheißten, gar ein braver Bursch, den der Bäck auch fast gern gehabt. Doch wie es so geht, die Tochter heirathete einen andern Mann, einen Schuhmacher, und der Schaffler kam nimmer zu ihr in ihr Haus. Da bald darauf erscheint Nachts auf einmal der Bäck dem Schaffler und flehte und beschwor ihn, er mögte ihn doch erlösen helfen aus seiner großen Pein. Er habe zu Lebzeiten die Marchpfähler weit verrückt und seine Nachbarn tief damit geschädigt; dafür müsse er nun schrecklich brennen, und so lang nit die Seinigen das unrechte Gut zurückgestellt, sey für ihn keine Linderung zu hoffen. Darum ging er halt den Schaffler recht an seine Tochter dahin zu vermögen, und als derselbe sich deß erbietig gezeigt, bat ihn der Bäck auch noch aufzustehen und mit ihm hinaus ins Feld zu gehen, damit er ihm die Stellen und Oerter zeigen könne, so er sich durch Grenzmark-Verrückung zu eigen gemacht. Da stund denn der Schaffler auf, nahm ihn der Bäck bei der Hand und so gingen sie selbender all um und um. Am Morgen, da der Schaffler auf

⁹¹ Handwörterbuch wie Anm. 52, Bd. 3, S. 1706 ff.

⁹² S. 75.

⁹³ Bd. 8, S. 799.

⁹⁴ Petzoldt, wie Anm. 3, S. 61.

⁹⁵ Petzoldt, wie Anm. 42, S. 65 ff, S. 369 ff.

⁹⁶ S. 66.

Szenenfoto aus dem Film
»Der Grenzmarkverrucker«
von Jochen Proske



wachte, war ihm sonderbar zu Muth, er fühlte sich ganz matt und wußte nicht, hätte er dies alles getraumet, oder wirklich erlebt, bis er seine Hand, die ihn brannte, ansah, und die war kohlrabenschwarz. Da erschrak er fast und wurde arg krank. Der Pfarrer von Stadl zu Hülfe gerufen, wußte keinen Rath, aber ein Franziskaner vom Lechfeld hat ihn wieder auf die Füß gebracht. Die Tochter und ihr Mann gaben jedoch das Sach nicht heraus, und so ging der Bäck bei ihnen allebot um, und weizte im ganzen Haus. Jetzt aber im Jahr 50 wo der Ablaß einging, stellte er sich auch wieder bei dem Schaffler ein, bat ihn jämmerlich, doch seine Tochter herumbzubringen und er solle ihr sagen, sie solle es nur gutwillig thun, sonst käme sie auch dahin, wo er wäre. Da lief denn der Schaffler ins Lechfeld, offenbarte alles einem Franziskaner, und der hat es wirklich so weit gebracht, daß die Märcher mit den Pfählen wieder richtig gesteckt worden sind. So hat denn der Bäck jetzt Ruh gefunden, aber die Hand des Schafflers ist noch schwarz und wirds auch bleiben, darum trägt er sie auch immer eingebunden.

Eine ähnliche Auffassung zeigt die Sage von der »weizenden«, das heißt umgehenden Pfarrköchin von Pürggen⁹⁷, die wegen der ihren Stiefkindern vorenthaltenen Erbschaft als Pudel spuken mußte und dabei Wanderer in die Irre führte oder auch als Poltergeist Geschirr durch die Stube warf. Erst als auf den Rat eines kundigen Geistlichen das unterschlagene Gut der Familie, der es zustand, übergeben worden war, hörte der Spuk auf.

Bei Erzählungen über Spuk und auch über Poltergeister sind wir in einem Bereich unheimlicher Erlebnisse, die seit einiger Zeit von der Parapsychologie erforscht werden.⁹⁸

Einen Pudel, der erlöst werden will und immer »Nacht ist nit Tag« sagt, trifft Gidi Heinzelmann aus Stoffen auf dem Heimweg vom Wirtshaus in Lengenfeld. Er versäumt es aber, dem armen Geist ein »Gelts Gott« als Dank für seine Warnung vor den nächtlichen Gefahren zuzurufen und ihn damit zu erlösen.⁹⁹

Zur Strafe umgehen müssen ein Metzger wegen seiner falschen Waage¹⁰⁰, die Schloßverwalterin von Igling, die die Gaben für die Bettler unterschlagen hat — um den Spuk loszuwerden, grub man sie aus und verscharrte ihre Gebeine in der Pitzlinger Teufelsküche¹⁰¹ — und ein Landsberger Ratsherr, der mit einem Mädchen aus Pitzling die Ehe gebrochen hat, auf dem Heimweg vom Steg über die Teufelsküche gestürzt ist und seither dort als Gespenst ohne Kopf umgehen muß, weil Ehebruch damals mit der Hinrichtung durch das Schwert bestraft wurde.¹⁰²

Bei diesem Ratsherrn könnte es sich um den Stadtrat Georg Fesenmayr handeln, dem 1634 eine Urschula eine illegitimen Sohn gebar.¹⁰³ Diesen Mann ohne Kopf trafen nach einer anderen Sage drei Pitzlinger auf dem Heimweg. Als sie ihn, mutig vom Bier, verspotteten, wurden sie vom Hagel gepeitscht.¹⁰⁴ Die auffällige Grube, bei der das geschehen sein soll, wurde leider 1983 durch das Wasserwirtschaftsamt verfüllt.

Mehrmals wird berichtet, daß Spuk an einem bestimmten Ort festgeschworen wurde, zum Beispiel die Seelen von vier Webern und die eines wie diese mit dem Teufel verbündeten Försters aus Pflugdorf in einer Schlucht bei Mundraching.¹⁰⁵

Die Toten wissen, so glaubte man, mehr als die Lebenden. Dieses Wissen suchte man 1847 in Pflugdorf zu verwenden, um einen Schatz zu heben.¹⁰⁶ Die Beschwörung wurde von einem Schweizer durchgeführt. Der Fall soll sogar vom Gericht untersucht worden sein. Schweizer und Schäfer, so Leoprechting, sind in der schwarzen Kunst besonders erfahren.

Einige Jahre zuvor versuchten fünf Männer in Utting die Glückszahlen einer Lotterie zu erfahren, indem sie um Mitternacht nackt die Leiche einer kurz zuvor mit ihrem neugeborenen Kind verstorbenen Frau ausgruben und den Geist beschworen. Angeblich erfuhren sie die Glückszahlen, wurden aber eingesperrt.¹⁰⁷

Diese makabre Geschichte, in der das moderne Motiv der Hoffnung auf einen Lotteriegewinn mit der weltweiten und uralten Totenbeschwörung verbunden ist, soll den Überblick über die dämonologischen Sagen Leoprechtings abschließen.

Frevelsagen

Eine besondere Gruppe von Sagen, die Frevelsagen, handeln von Verstößen gegen kirchliche Moralvorstellungen. Ein Beispiel dafür ist die Sage vom Wetterlästerer.

Ein Wetter-Lästerer¹⁰⁸

Um dieselbe Zeit gingen drei Bursche vom Landsberger Veitsmarkt heim nach Weil. Darunter war auch der Sohn des Karpfenbauern aus Weil, ein ausgelassener Rüpel der keinen Menschen in Fried ließ, und ein arger Religions-spötter war. Unterwegens erhob sich ein wildes Wetter und der Donner krachte schauerlich, und die Blitze flammten lichterloh über das Gefild. Deß bekamen die zwei Begleiter eine große Furcht, worüber der Lästerer nur um so mehr spottete und frevelte. Der Petrus und sein Anhang thun einmal wieder ein feines Kegelscheiben halten sagte er zu ihnen, in deren Mitte er ging, und als es gerade wieder einen furchtbaren Donnerschnall that, rief er flenschend hast du es gehört Hies! jetzt hat der Peter den mittleren Kegel geschossen! Aber kaum gesagt, kam aus dem schwarzen Gewölk ein blitzblauer Wetterstreich und schlug ihn aus der Mitte heraus in den Boden hinein, daß er Gesicht der Augen maustodt gewesen. Seinen beiden Kameraden aber, die fein säuberlich ein Wettergebet gesprochen, hat es nicht ein Härlein gekrümmt.

Der Bursche wird durch den Blitzschlag für seinen Frevel bestraft. Ein anderer lästert in Walleshausen im Wirtshaus, als man den Englischen Gruß betet. Seine Zunge wird schwarz, nach einigen Tagen stirbt er.¹⁰⁹ Ablaßfrevler fallen im Wirtshaus in Thaining tot um.¹¹⁰ Einer Wirtin, die als Priester verkleidet die Beichte ihrer Magd gehört hat, wird ein böses Ende vorausgesagt.¹¹¹ Ein Mädchen in Hofstetten, das während des Gottesdienstes eitel in den Spiegel schaut, sieht plötzlich den Teufel auf ihrer Schulter sitzen.¹¹² Diese Frevelsagen mit ihren drastischen Strafen erinnern deutlich an die barocke Predigtliteratur. Es spricht vieles dafür, daß sie auf diesem Weg — über die Predigten — unter das Volk gekommen sind.¹¹³ Auch die Teufels- und Hexensagen können — zumindest teilweise — hier ihren Ursprung

⁹⁷ S. 49.

⁹⁸ Petzoldt, wie Anm. 3, S. 163 ff.

⁹⁹ S. 68.

¹⁰⁰ S. 73.

¹⁰¹ S. 111.

¹⁰² S. 121.

¹⁰³ Pfarrarchiv Landsberg, Taufmatrikel, Eintrag v. 26.11.1634, S. 120/121 (frdl. Hinweis v.H. Klaus Münzer).

¹⁰⁴ S. 120.

¹⁰⁵ S. 124/125.

¹⁰⁶ S. S. 43.

¹⁰⁷ S. 45.

¹⁰⁸ S. 63

¹⁰⁹ S. 63.

¹¹⁰ S. 64.

¹¹¹ S. 72.

¹¹² S. 95.

¹¹³ Zum Folgenden: Moser-Rath, Elfriede, Predigtmärlein der Barockzeit, Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde, 1957, S. 129–143.

haben. Die als Abschreckung gedachten Beispielgeschichten wurden von den Predigern aus Büchern, deren Quellen teilweise ins Mittelalter zurückreichen, entnommen, als Wahrheit vorgetragen und vom Volk geglaubt, weitererzählt und auf aktuelle Vorfälle bezogen — eine wichtige Erklärung des Wunderglaubens und damit der Sageninhalte.

In diesen »Märlein« der Prediger findet man zum Beispiel den Teufel als Bock, wie er in der Sage von den Bilwißschneidern bei Leoprechting vorkommt, den Hund mit den glühenden Augen, die Milchhexen und die Schatzgräberei mit Hilfe von Magie, die Spukgeschichten von den Armen Seelen, die keine Ruhe finden, und natürlich die Erzählungen von der schrecklichen Bestrafung von Lästerern, Säufern, liederlichen oder eitlen Mädchen und Frauen. Ein großer Teil der Sagenmotive Leoprechtings steht also in engem Zusammenhang mit der barocken Predigtliteratur.

Die Mentalität der Dorfbevölkerung

Die Sagen Leoprechtings geben Einblick in das Denken und Fühlen der Menschen, die sie erzählten und anhörten, sie geben Auskunft über ihre Mentalität. Ein durchgängiger Eindruck bei der Beschäftigung mit den Sagen ist, daß diese Menschen von vielerlei Ängsten beherrscht wurden. Diese Ängste konkretisieren sich, sagen die Psychologen¹¹⁴, zum Beispiel im Erlebnis von Spuk, in Begegnungen mit dem Wilden Gjäg und im Hexenglauben, also im Rahmen überlieferter Vorstellungen.

Furcht hatte man vor Außenseitern der Gesellschaft: Hexen und Bilwißschneider erkannte man an ihrem abweichenden Aussehen oder Verhalten, den Zigeunern¹¹⁵ und den Wiedertäufern — eine Wiedertäuferfamilie namens Gingerich besaß zur Zeit Leoprechtings das Gut Pössing — traute man besondere Fähigkeiten zu, auch Wasenmeister¹¹⁶, Jäger¹¹⁷ und Schweizer üben Magie aus.

Angst hatte man besonders vor Krankheiten von Mensch und Vieh, vor Unwettern und vor Feuer, also vor existenziellen Bedrohungen. Alle Alltagsübel wurden vorwiegend durch Schadenzauber erklärt, ein magisches Weltbild, das uns heute fremd ist¹¹⁸ und das typisch ist für Agrargesellschaften.¹¹⁹

Gegen diesen Zauber gibt es vielerlei magische Mittel, die aber nur einzelnen Männern, meist Geistlichen bekannt sind, zum Beispiel den Franziskanern von Lechfeld.

Die Ängste spiegeln auch das Wertesystem einer solchen am Besitz orientierten und von der eigenen landwirtschaftlichen Produktion abhängigen Gesellschaft: Wenn der Viehschelm schrie, war die Existenz der Bauern bedroht.

Eine solche Gesellschaft hat ein striktes Normensystem, dessen Einhaltung durch soziale Kontrolle erzwungen wird. Auf das Rechtsbewußtsein, das sich in vielen Spuksagen zeigt, wurde schon eingegangen. Wenn die Frau im Haus herrscht, wird sie in der patriachalischen Dorfgesellschaft als Hexe oder Trud verdächtigt. Derselbe Verdacht kann schon durch auffällig hohen Schmalzverbrauch, also durch ein Abweichen von der üblichen ärmlichen Lebensweise, bewirkt werden. Daß Frauen mit ledigen Kindern verdächtig sind, überrascht nicht. Daß sogar Frauen, die Kinder oder das Vieh anderer Familien loben, nicht gern gesehen sind, weil man dies als Verstellung ansieht, in deren Schutz sie in Wirklichkeit durch den bösen Blick schaden wollen¹²⁰, das gibt einen Eindruck vom allgegenwärtigen ge-

genseitigen Mißtrauen, das vor allem Frauen traf.

Die Abhängigkeit von der Natur führte dazu, daß man vielen Tieren und Pflanzen magische Kräfte zuschrieb, wozu Leoprechting viele Beispiele bringt.

In der Landschaft gibt es magische — Leoprechting sagt »enterische« — Plätze, zum Beispiel die Teufelsküchen, die heute im Stausee untergegangene Burgwies gegenüber von Dornstetten, den Strudel im Lech bei Seiferstetten südlich von Pitzling, die Hochfläche zwischen Stoffen und Lengenfeld und die Moore im südlichen Landkreis — die Sagen lassen eine »numinose Geographie« erkennen.¹²¹

Die Sagen Leoprechtings — dies zeigt die Analyse — sind also Bruchstücke, Mosaiksteinchen des mythisch-magischen Weltbildes der noch weitgehend vorindustriell lebenden Agrargesellschaft am Lechrain in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Historische Erzählungen

Bei einer letzten Gruppe von Erzählungen handelt es sich nicht um echte Sagen, sondern um Erzählungen über besondere Ereignisse, bei denen übernatürliche Inhalte fehlen oder nicht im Mittelpunkt stehen. Einige dieser Ereignisse sind auch archivalisch faßbar. Ein Beispiel:

Der Pfarrer Rainer¹²²

Ausgangs des vorigen, Anfangs des jetzigen Jahrhunderts war in Pitzling ein Pfarrer, gar ein braver Herr, war in Landsberg zu Haus auf dem Zieglerhaus, schrieb sich Ignaz Rainer. Zwei Jahr vor seinem Tode ging er an einem Samstag Abend, es war schon finster, von Landsberg nach Haus, und beim Ueberschreiten des Stegs, fiel auch er denselben hinab und brach den Fuß. Da mußte er nun die ganze Nacht jämmerlich da unten liegen, kam keiner mehr des Wegs daher, doch schrie er laut und oft nach Hülfe. Das hörten wohl die Mahder über dem Lech auf der Wiesen wo sie ein Feuer aufgemacht, glaubten aber daß die Holzweibeln so weinten, wie man das oft schon gehört. Am frühen Morgen erst, da der vordere Laicher nach Landsberg ging, ward ihm die Hülfe und ward sein Fuß wieder ordentlich eingerichtet, daß er nach einem halben Jahr wieder recht gut gehen gekonnt. Aber der Hauptschaden zeigte sich erst jetzt; im Oberstübl wars nimmer richtig, da spukte es arg. Selten wurde der Gottesdienst mehr säuberlich gehalten, oft inmitten der Messe oder der Predigt überkam den Herrn ein Weinen und Drängen, daß er auf und davon lief, wo man ihn dann öfters in der Schloßkirche zu Füßen der Mutter Gottes gefunden. Hatte er jemanden zu begraben, warf er sich diemalen selbst ins Grab, oder er begrub in Gedanken einen noch Lebenden. Begegnete er dann diesem später, so rief er voll Erstaunen: O Allmacht Gottes, wieder Einer von den Todten auferstanden! Wie nun der Franzosenkrieg kam, war es gar aus, Tag und Nacht gejammert, geglaubt die Franzosen kämen wegen ihm, wollten ihn holen. All das Elend und Blut meinte er dem Land ersparen zu können, wenn er sich aufopferte, und das that er auch. Am Freitag nach Maria Namen im Jahr fünf in aller Früh stürzte er sich in den Lech gerad wo der Mühlbach hinaus rinnt und ertrank. Kein Mensch wußte etwas davon, harrte die Gemeinde lange vergebens seiner in der Kirche. Derselben Tags wurde er noch in Landsberg im englischen Garten ausgeworfen, und des andern Tags in Pitzling vom Dekan Hagenrainer beerdigt. War in der ganzen Gemeinde ein großer Jammer um ihn. Aber eines Fehls hat man ihn doch geziehen, und darin die Ursache seines Todes gefun-

¹²¹ Petzoldt, wie Anm. 3, S. 145.
¹²² S. 123.

¹¹⁴ Petzoldt, wie Anm. 3, S. 164 ff.

¹¹⁵ Leoprechting, S. 23, S. 28.

Petzoldt, wie Anm. 3, S. 119.

¹¹⁶ Leoprechting, S. 27.

¹¹⁷ Leoprechting, S. 125.

¹¹⁸ Petzoldt, wie Anm. 3, S. 111 ff.

¹¹⁹ Petzoldt, wie Anm. 3, S. 128.

¹²⁰ Leoprechting, S. 18.

den. An Samstagen blieb er über die Gebühr lange in Landsberg bei den Herrenleuten, versäumte darob den Rosenkranz, mußten ihn die Bauern meist alleinig beten, und das thut kein Gut. Darum ist er auch eines Samstages in den Teufelskuchen seines Verstandes erfallen, andern wohl zur Lehr.

Im Pitzlinger Sterbematrikel findet sich der Tod dieses verwirrten Geistlichen. »In lico suffocatus« — »im Lech ertrunken« steht beim Todesdatum vmn 18. 9. 1805. Ignaz Rainer war im Alter von 42 Jahren in den Lech gegangen, der Landsberger Stadtpfarrer Hagenrainer begrub ihn in Pitzling.

Die Erzählung zeigt wieder das Denken der Pitzlinger: Der unheimliche Ort spielt eine Rolle, ebenso die Erklärung des Unglücks durch ein schuldhaftes Verhalten.

Es gibt bei Leoprechting noch zwei Selbstmördergeschichten, die beide beweisen, daß man diese Toten nicht in den Friedhöfen dulden wollte, weil man den Schauer, den Hagelschlag, als Folge fürchtete. Die eine hat die dramatische Überschrift »Der Gehängte, dreimal Begrabene und endlich Ersäufte«. ¹²³ Dies war ein Thaininger, der im dortigen Matrikel als Joachim Hager, Selbstmord am 5. 7. 1832, zu finden ist. ¹²⁴ Leoprechting kennt den Namen nicht. Hager wurde vom Gerichtsarzt seziert, was ebenfalls im Matrikel vermerkt ist, und dann gegen den Willen der Dorfbevölkerung auf Anordnung des Gerichts in Thaining beerdigt. Die Thaininger gruben ihn aus und verscharrten ihn in einem Wald bei Lengenfeld. Das Gericht erfuhr dies und ließ den Leichnam wieder zurückbringen. Dies geschah angeblich dreimal, beim letzten Mal wurde er von acht Burschen zum Lech oberhalb von Pitzling getragen und dort in den großen Strudel geworfen. Georg Stechele erzählt in seiner handschriftlichen Ortschronik den Vorfall ähnlich ¹²⁵, weicht aber in Einzelheiten ab. Stechele weiß nur von einem einmaligen Vergraben in der Umgebung — bei ihm im Malteserfilz bei Unterhausen — und nur von zwei Beteiligten, wohl ein Beispiel dafür, daß Leoprechting die Erzählungen um der Wirkung willen frei veränderte. Dies dürfte auch für die phantastischen Vorgänge beim Ausgraben der Leiche gelten — »schwarze Geisböcke« und »seltsame Unthüme« tauchen auf, der Leichnam grollt vernehmlich —, von denen Stechele nichts weiß.

¹²³ S. 103.

¹²⁴ Frdl. Mitteilung von H. Wolfgang Bauer, Thaining; das Datum ist ein Hinweis darauf, daß man den Zeitangaben Leoprechtings nicht unbedingt trauen darf: Er datiert das Ereignis um 1845. Andererseits ist dies wiederum ein Beleg dafür, daß er die Erzählung nicht aus den Akten entnommen hat.

¹²⁵ S. 98; Archiv des Heimatvereins Thaining.

Über die Motive der Selbstmörder gibt Leoprechting keine Auskunft; ihn und wohl auch die Zeitgenossen interessierte mehr die abergläubische Furcht vor den Folgen für das Dorf.

Soziale Probleme kommen bei Leoprechting nur selten und am Rande vor. Hungersnöte interessieren nur im Zusammenhang mit Hungerbrunnen, die diese ankündigen. ¹²⁶ Nur aus Stoffen gibt es zwei Geschichten, die die wirtschaftliche Situation von Bauern zum Thema haben. Die eine berichtet davon, wie zwei ledige Erben eines großen Hofes, des Wäldlbauernhofes, und deren Verwandtschaft durch einen anderen Bauern um ihren Besitz gebracht werden. ¹²⁷ Derselbe Großbauer namens Pecher, so die zweite Erzählung ¹²⁸, bringt eine alte Frau um ihren größten Besitz, sieben alte Eichen, die er ohne ihr Wissen fällen läßt und zum Bau der Landsberger Karolinenbrücke verkauft. Der Landrichter konnte in beiden Fällen nicht helfen, weil dieser Pecher angeblich sehr einflußreich war.

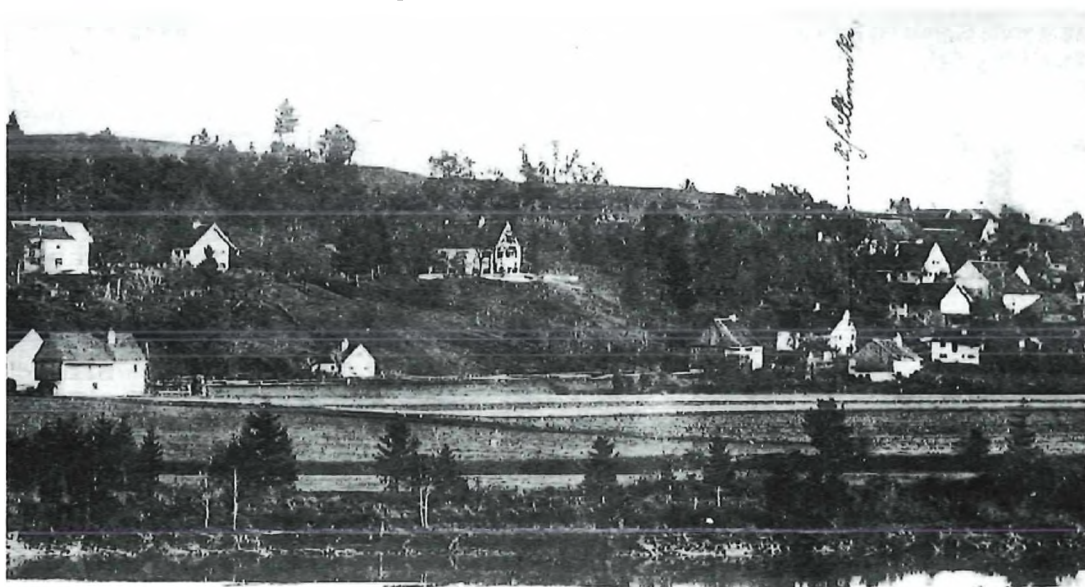
Ein Bauer aus Rott, der lesen und schreiben konnte und mehrere Sprachen im Selbststudium erlernt hatte, bei Pfarrern und Beamten angesehen war, aber schlecht wirtschaftete, sich durch Unterschlagung von Kirchengeld retten wollte und schließlich den Hof verlor, dieser Bauer ist für die Leute eine Bestätigung ihrer Ablehnung von Bildung. Sie spotten: »Jetzt wißt's, zum Bauern hat er nit taugt, aber zum Landrichter wär er gut genug gewesen.« ¹²⁹

Eine noch geringere Rolle als die sozialen Verhältnisse spielen politische Ereignisse und Fragen. Die Revolution von 1848 wird — wie aus der Sicht eines adeligen Romantikers zu erwarten — abfällig als »Rummel« ¹³⁰ bewertet; ein liberaler Gutsbesitzer, der sich »im Jahr 48 ... viel um Freiheit und Aufklärung bemüht« hat ¹³¹, wird gar als Brandstifter und Versicherungsbetrüger verdächtigt.

Leoprechtings Einstellung wird auch durch die Kritik deutlich, die er am Versäumnis der Pitzlinger übt, die 1853 bei der von der Regierung angeordneten Meldung aller denkwürdigen Orte Seiferstetten vergessen haben zu melden ¹³², und an seiner Klage über den auf Befehl des Landgerichts 1847 erfolgten Abbruch der Kapelle am Luckenberg bei Ummendorf. ¹³³

Zwei Erzählungen, die Leoprechting am Schluß des 1. Teils seines Buches bringt, haben regionalgeschichtlich bedeutsame Ereignisse zum Thema, die auch durch andere Quellen überliefert wurden.

Die eine Erzählung handelt von der Entstehung der Wallfahrt und der Schloßkirche in Pöring, was ihn als Schloßherrn natürlich besonders interessierte. ¹³⁴



¹²⁶ S. 37 ff.

¹²⁷ S. 69.

¹²⁸ S. 70.

¹²⁹ S. 71.

¹³⁰ S. 45.

¹³¹ S. 23.

¹³² S. 108.

¹³³ S. 109.

¹³⁴ S. 132, S. 135.

Pitzling —
Postkarte
von 1898

Die Entstehung der Pöringer Wallfahrt

Das Gnadenbild stammt, so schreibt er, aus Ostfriesland, was immerhin möglich ist.¹³⁵ Über die Entstehung der Wallfahrt weiß er, daß ein Franziskaner der Feidnannndl aus Pitzling in der alten Schloßkapelle unter Anrufung dieses Muttergottesbildes den Teufel austrieb. Diese »Begebenheit machte nun«, berichtet er, »eine große Wallfahrt aus Bayern wie aus Schwaben dahin«. Schober, der die Akten zu diesen Vorgängen im Diözesanarchiv auswertete, nennt sogar das Datum des Exorzismus, den 6. März 1731.¹³⁶ Der Priester war aber kein Franziskaner, sondern der Landsberger Spitalpfarrer Pruggberger. Schober hat auch herausgefunden, daß andere Geistliche, u. a. der Pitzlinger Pfarrer Widemann und der Landsberger Stadtpfarrer Hagenreiner, die Leichtgläubigkeit des Spitalpfarrers kritisierten. Schober vermutet sogar, daß der Tagelöhner und Schloßaufseher Dionys Huber und seine Gevatterin Magdalena Lindauerin — so hieß die angeblich besessene Frau wirklich —, beides arme Leute mit schlechtem Ruf, das aufsehenerregende Ereignis inszeniert hätten, um dann von den Almosen der Wallfahrer zu profitieren. Aus dem gleichen Grund hätte auch der Baron Marquard von Berndorf die Wallfahrt gefördert, obwohl der Pitzlinger Pfarrer, der Dekan Hagenreiner aus Landsberg und der Abt von Wessobrunn die Wallfahrt als Mißbrauch religiöser Gefühle bekämpften und sogar ein vorübergehendes Verbot durch den Bischof erreichten. Die Familie Berndorf setzte schließlich doch die Genehmigung durch. Der Baron war übrigens, das kann Schober entgegengehalten werden, wirklich wundergläubig, wie eine Votivtafel anlässlich seiner eigenen Heilung in Kinsau belegt.¹³⁷

Der Vergleich zwischen der Erzählung Leoprechtings und der Darstellung Schobers bestätigt, daß Leoprechting die Vorgänge nur aus der mündlichen Überlieferung kannte. Er weiß die Namen der Beteiligten nicht, die Daten und die Vorgänge sind unvollständig und ungenau wiedergegeben. Das Wunderbare interessiert die Erzähler und auch den Sagensammler, nicht die Fakten. Deshalb hat er zum Beispiel die Teufelsaustreibung besonders anschaulich ausgestaltet: Der Teufel erscheint in Gestalt einer Fledermaus. Er erzählt auch, daß die Feidnannndl später eine Mystikerin und Hellseherin gewesen sei. Die Sage könnte also als Beleg für den naiven Wunderglauben des Volkes aufgefaßt werden, der damals von dem aufgeklärteren Teil der Geistlichkeit schon bekämpft wurde. Wenn Schober recht hat, ist es aber doch komplizierter. Dann gab es in der Dorfbevölkerung Leute, die den Wunderglauben ihrer Mitmenschen nicht teilten, sondern zynisch für den eigenen Vorteil ausnutzten.

Ähnliches ist auch in Bezug auf die Hexen- und Geistergläubigkeit überliefert.¹³⁸ Es gab herumziehende Gauner, die durch Tricks, zum Beispiel indem sie einer Kuh die Zunge mit Seife einschmierten, Tierkrankheiten vortäuschten, als Hexerei erklärten und diese Krankheiten gegen Geld dann heilten. Andere Gauner ließen Geister erscheinen, zum Beispiel einen mit Phosphor bestrichenen Hund, und »beschworen« diese dann zu ihrem Vorteil. Es ist also nicht auszuschließen, daß ein Teil der unheimlichen und unerklärlichen Ereignisse, die Leoprechting berichtet, als bewußter Betrug erklärt werden kann.

¹³⁵ Weißhaar-Kiem, Heide, Unser lieben Frauen ... Kapelle ... im Schloß Pöring bei Pitzling, in Jahrbuch des Vereins für christliche Kunst 15 (1985), S. 142 ff.

¹³⁶ Schober, wie Anm. 13, Nr. 8.

¹³⁷ Epple, Alois (Hg.), Dominikus Zimmermann, München 1985, S. 57ff.

¹³⁸ Boehncke, Heiner und Sarkowicz, Hans, Hg., Die deutschen Räuberbanden, 3 Bde, Frankfurt 1991, Bd. 1, S. 25 ff.



Die Wallfahrtskirche in Pöring

Die Riedlbande

Ganz ohne Wunderbares kommt die Erzählung von der Rauberbande von Apfeldorf aus¹³⁹, die in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts Einbrüche und Raubüberfälle im mittleren Lechrain und im Schwäbischen ausführte. Anführer waren die Brüder Kaitan, Hans und Seppel Spicker, nach dem Hausnamen ihres kleinen Anwesens wurde die Bande Riedlbande genannt. Ein besonders gefährliches Mitglied war der Egwolf Dami von Thaining, der sogar Falschgeld machen konnte. Das Versteck der Räuber war eine künstliche Höhle in der Nähe von Rott. Hehler und Helfer hatte die Bande angeblich von Rosenheim bis Kempten, was Leoprechting, sicher zutreffend, mit der Angst der Leute auf den Einödhöfen vor der Bande erklärt. Leoprechting berichtet von Einbrüchen bei reichen Bauern, Müllern, Kramern und in Pfarrhöfen, von Straßenraub, z. B. am Pfarrer von Kinsau, und von zwei Mordtaten, der an der Kramerin von Obermühlhausen und der am Wirt von Thaining. Die Bande wurde festgenommen und nach München gebracht. Von der Beute wurde nur wenig und das zufällig, zum Beispiel in »Brunnen, Starenhöhlen, hohlen Bäumen und dergleichen« entdeckt.

Über diese Bande erzählt auch Georg Stechele von Thaining. Er bringt Daten und Einzelheiten, die teilweise nicht mit Leoprechting übereinstimmen.¹⁴⁰ So erschoss Egwolf den Thaininger Wirt in seiner Wirtsstube, nicht beim Wildern. Auch das Motiv für den Mord stimmt nicht überein. An diese Mordtat erinnert übrigens in Thaining noch eine Votivkapelle. Die umfangreichen Akten des Prozesses gegen die Riedlbande hat unlängst Wolfgang Bauer im Staatsarchiv München entdeckt.¹⁴¹

¹³⁹ S. 140.

¹⁴⁰ Stechele, Georg, Die Riedlbande, Landsberger Geschichtsblätter 1974/75, S. 111; s.a. Greisl Hans, Vom Räuber Riedl, Lechisarland 1932, S. 190.

¹⁴¹ Ap — Ger Nr. 5118/1–24, Spickart'sche Bande.

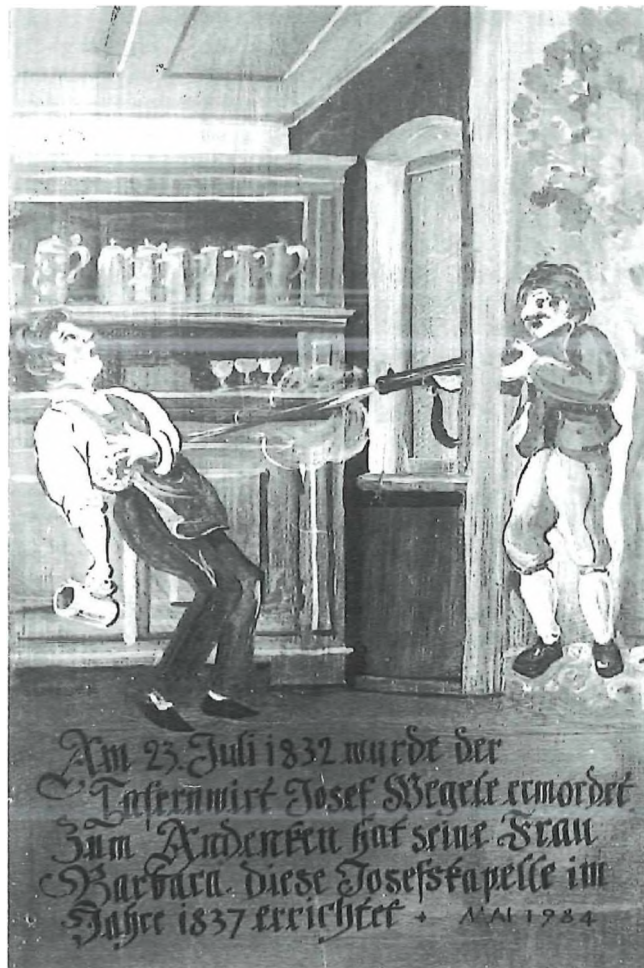


Bild an der Josefskapelle in Thaining

Die Erzählung von der Räuberbande zeigt durch ihre Ungenauigkeiten, daß die mündliche Überlieferung als Geschichtsquelle auch schon nach kurzer Zeit — hier knapp zwei Jahrzehnte — sehr unzuverlässig ist, was die Fakten betrifft. Andererseits gibt sie aber doch ein deutliches Bild von der Unsicherheit des Lebens der Landbevölkerung und von einer auch in der Dorfbevölkerung am Lechrain vorhandenen Gewaltkriminalität, die zum Bild einer die Einhaltung der Normen erzwingenden Gesellschaft nicht zu passen scheint. Leoprechting erklärt die Kriminalität mit »freier Lustbarkeit am ungebundenem Leben und am Herumstreunen«, was sicher zu einfach gedacht ist. Die wahren Ursachen liegen wohl in den Konflikten und sozialen Spannungen innerhalb der vorindustriellen Dorfgesellschaft. Die Riedlbande ist kein Sonderfall; Bandenkriminalität gab es in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert in großem Umfang.¹⁴²

Die kleine Welt am Lechrain mit ihrer Räuberbande, ihren Hexen, Gespenstern, Hojemännlein und enterischen Orten, mit ihren Ängsten und ihrem archaischen Rechtsdenken, mit ihrem Glauben an böse und gute Mächte, die uns die Erzählungen des Pörringer Schloßherrn so anschaulich vor Augen stellt, ist in den letzten Jahrzehnten endgültig vergangen und schnell vergessen worden. Es war, das hoffe ich gezeigt zu haben, nicht die »gute, alte Zeit«, die es nie gegeben hat, aber es war die Welt unserer Vorfahren, deren Verständnis uns manche Einsicht ermöglichen kann — zum Beispiel die der ungeheuren Geschwindigkeit der Veränderungen, denen wir ausgeliefert sind.

¹⁴² s.o. Anm. 138.



Die Josefskapelle in Thaining, die zum Andenken an den von Damian Egwolf ermordeten Wirt Josef Wegele 1837 errichtet wurde

Der Bahnhof von Landsberg a. Lech, ein Technikdenkmal

Von Walter Meier (Kurzfassung)

1. Einführung

Kaum eine andere technische Errungenschaft des 19. Jahrhunderts hat die Kulturlandschaft so beeinflusst wie die Eisenbahn. Sie prägte auch das Stadtbild von Landsberg a. Lech. Das 1871/72 erbaute Bahnhofsgebäude wie die anderen Hochbauten des Bahnhofs sind Bestandteile der historischen Bausubstanz der Lechstadt. Ihre Würdigung als Baudenkmäler erfolgte im Rahmen der Inventarisierung der Katharinenvorstadt durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege¹. Als Ergänzung dazu und im Hinblick auf das 125-jährige Jubiläum der Inbetriebnahme des Bahnhofs Landsberg bzw. der Stichbahn Kaufering – Landsberg 1997 erscheint es angebracht, Zustand und historische Entwicklung anderer wichtiger Bestandteile des Bahnhofs zu dokumentieren, nicht zuletzt auch vor dem Hintergrund, daß für die Denkmalpflege die historische Betriebsinfrastruktur der Eisenbahn wie mechanische Stellwerke, Signale o. ä. zunehmend an Bedeutung gewinnt, da sie generell bereits als verloren gilt. In dem Maß wie solche Bestandteile aus dem Erscheinungsbild der Bahnhöfe verschwinden, steigt der Wert des Erhaltenen². Der Bahnhof von Landsberg wird hier stellvertretend für viele andere Bahnhöfe der gleichen Größenordnung gewürdigt.

Die nachfolgenden Ausführungen sind die Kurzfassung einer Dokumentation, die im Jahrbuch der Bayerischen Denkmalpflege, voraussichtlich im Band 1993/94, veröffentlicht wird. Sie gehen auch auf die Entwicklungsgeschichte der Betriebsinfrastruktur ein, soweit dies an Hand historischer Quellen wie den Akten der Königlich Bayer. Staatseisenbahn (K.B.St.E.) und der Reichsbahndirektion Augsburg im Bayerischen Hauptstaatsarchiv (BayHStA), Verkehrsarchiv, möglich ist.

2. Gleisanlagen

Bei Inbetriebnahme des Landsberger Bahnhofs im November 1872 sind laut Baukataster des Bahnhofs von 1873³ bereits alle Hochbauten und Infrastruktureinrichtungen vorhanden, die für einen damaligen Bahnhof mittlerer Größe typisch sind: Betriebshaupt- (= Bahnhofs-)gebäude, Güterhalle, Wechsel- (= Weichen-)wärterhaus, Lokomotivremise (= Lokschuppen) mit Wasserhaus und Drehscheibe, Wagenremise, Laderampe, Ladeschablone und Brückenwaage mit Waagehäuschen. Von diesen Einrichtungen der »ersten Stunde« des Bahnhofs waren Ende 1995 nur noch drei erhalten: Betriebshauptgebäude, Güterhalle und Laderampe.

Im Gegensatz zu den Hochbauten entwickelten sich die Gleisanlagen in mehreren Phasen, wie durch verschiedene Lage- und Spurpläne aus der Zeit zwischen 1882 und 1900 zu belegen ist. Dabei nahm die Zahl der Gleise und Weichen stetig zu. In einem Lageplan von 1882⁴, der wohl noch die Situation von 1872/73 wiedergeben dürfte, sind zwei Fahrgleise und 10 Weichen eingezeichnet. Laut den Lage-

plänen der ersten Hälfte der 1890er Jahre⁵ ist wegen der Zunahme des Verkehrs nach Eröffnung der Strecke Landsberg – Schongau (1886) die Zahl der Gleise und Weichen weiter angewachsen. Nun sind bereits 15 Weichen vorhanden. Ab 1895 plant das kgl. bayer. Oberbahnamt Kempten die nächste Erweiterung des Bahnhofs, die damit begründet wird, daß die bestehende Gleisanlage »für den regen Verkehr sehr beschränkt und unzureichend« ist⁶. Die Zustimmung der Generaldirektion der K.B.St.E. zum Umbau der »Station Landsberg als Durchgangsstation und der Station Kaufering als Endstation der Localbahnzüge« datiert vom 5. Januar 1898⁷.

Auch nach 1900 wurden die Gleisanlagen des Landsberger Bahnhofs ausgebaut, jedoch nicht mehr so wesentlich wie vor der Jahrhundertwende. Kennzeichnend für die Entwicklung im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts sind die Gleisanschlüsse für Landsberger Fabriken. Gemäß einem Lageplan von 1921⁸ verfügte der Bahnhof Landsberg in den 20er Jahren über 11 Gleise, 20 Weichen und vier Privatgleisanschlüsse⁹. Der Ausbaustand von 1921 ist bezüglich Zahl der Gleise und Weichen im wesentlichen bis zur Mitte der 80er Jahre erhalten geblieben.

Die Situation Ende 1995 mit 9 Gleisen und nur mehr 11 Weichen ist das Ergebnis verschiedener Rückbaumaßnahmen, insbesondere nach der Einstellung des Personenverkehrs zwischen Landsberg und Schongau im Juni 1984 und für die Erweiterung des östlich an das Bahngelände angrenzenden Landratsamts.

Schienen und Schwellen des Landsberger Bahnhofs setzen sich z. T. aus sehr unterschiedlichem Material zusammen. Die ständig benutzten Fahrgleise 1 bis 3 bestehen aus neueren Holzschwellen und Schienen, die überwiegend aus der Bundesbahnzeit stammen. Hingegen vermitteln die weniger benutzten Gütergleise (Gleise 5, 6, 7, 8 und 9) ein recht heterogenes Bild: Bis auf Gleis 5 und 6 mit Beton- bzw. Holzschwellen sind die Schienen dieser Gleise auf alten Eisenschwellen verlegt. Die Schienen stammen aus drei Epochen Eisenbahngeschichte, also aus der Länderbahn-, Reichsbahn- und Bundesbahnzeit, und von den unterschiedlichsten Eisenwerken. Die Vielzahl der Werkszeichen auf Schienen und Eisenschwellen mit dem Jahr der Herstellung vermittelt einen Eindruck über die nicht geringe Zahl an Eisenwerken, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an der Produktion von Oberbaumaterial beteiligt waren. Die größte Vielfalt hinsichtlich Herstellungsort und Herstellungsjahr weisen die Gleise 5 und 9 auf. Gleis 5 am westlichen Ladehof besitzt auch das älteste Schienensegment des Bahnhofs Landsberg, hergestellt 1898 vom Eisenwerk Krämer. Das auf Schienen und Eisenschwellen der Gütergleise häufig zu findende MH (für Maxhütte in der Oberpfalz) aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg ist ein Hin-

⁵ dto, Akt-Nr. 52418.

⁶ dto, Akt-Nr. 49954.

⁷ Daten über Beginn und Abschluß des Umbaus fehlen in Akt-Nr. 49954, es ist aber anzunehmen, daß die Umbauarbeiten noch vor der Jahrhundertwende abgeschlossen wurden, da vom Oberbahnamt Kempten für »Widerrufliche Einrichtungen auf Station Landsberg« ab 1900 eine neue Generation von Lageplänen verwendet wurde; vgl. auch Anm. 8.

⁸ BayHStA, Verkehrsarchiv, Akt-Nr. 50446.

⁹ Der Gleisanschluß für die Pflugfabrik Landsberg ist erstmals in einem Lageplan von 1901 enthalten.

¹ vgl. KUNSTMANN, 1994.

² Bei LÜBBEKE, 1988, wird erstmals ausführlich die Eisenbahn als Objekt der Denkmalpflege und -forschung behandelt.

³ BayHStA, Verkehrsarchiv, Akt-Nr. 26438.

⁴ dto, Akt-Nr. 49206.

weis darauf, daß dieses Eisenwerk ein Hauptlieferant der K.B.St.E. gewesen sein muß. Dies geht auch aus einem Akt der Kgl. Bayer. Eisenbahnkommission aus dem Jahr 1885 hervor¹⁰.

Die für den Fahrbetrieb ständig benutzten Weichen (W 1, 2, 3, 6, 8, 9 und 19), überwiegend aus der Bundesbahnzeit, werden von den beiden mechanischen Stellwerken fernbedient, die übrigen, noch aus der Reichsbahn- bzw. Länderbahnzeit stammenden Weichen der Gütergleise (W 5, 10, 11 und 13) werden dagegen vom Zugbegleitpersonal beim Rangieren an Ort und Stelle von Hand gestellt.

3. Einrichtungen der Betriebssicherheit

3.1 Stellwerkanlage

Die »Wechsel« (Weichen) wurden zu Anfang der Entwicklung der Eisenbahntechnik an Ort und Stelle durch Umlegen einfacher Hebel vom »Jourbeamten« oder »Expeditor« (Fahrdienstleiter), dann aber vom »Wechselwärter« (Weichenwärter) bedient. Schon in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts wurde von der K.B.St.E. ein umfangreiches Bauprogramm zur »Centralisierung« der Hauptbahnen, also eine Zusammenfassung der Hebel für Weichen und Signale in Stellwerken eingeleitet¹¹. Auch Kaufering an der Hauptbahn München-Buchloe wurde schon damals zentralisiert¹²; in Landsberg erfolgte dieser Schritt erst über 50 Jahre später.

Am Bahnhof Landsberg fing die Entwicklung zur heutigen Stellwerkanlage ebenfalls mit dem »Wechselwärter« an. 1872 wurde der Wärterposten I an der Einfahrt von Kaufering und nach Inbetriebnahme der Strecke Landsberg – Schongau der Wärterposten II im südlichen Stationsbereich eingerichtet. Die Wärterposten waren einfache Wellblechbuden, die sich in etwa gegenüber den heutigen Stellwerksgebäuden befanden und nach Inbetriebnahme der beiden Stellwerke entfernt wurden¹³. Nur die beiden Einfahrsignale (vgl. Abschn. 3. 2) wurden von den Wärterposten über Drahtzüge fernbedient, die Weichen stellten die Wechselwärter dagegen ausnahmslos an Ort und Stelle von Hand. Dennoch wird diese Betriebsart im Lageplan von 1921 schon als »Stellwerkanlage« bezeichnet.

Im Gegensatz zur Hauptbahn München – Buchloe ist es in Landsberg, wohl wegen der einfachen Betriebsverhältnisse einer Nebenbahn, bis nach dem 2. Weltkrieg im Prinzip bei der Bedienung der Weichen und Signale durch die Wechselwärter geblieben. Die Zentralisierung in Form von zwei mechanischen Stellwerken erfolgte erst ab 1945. Stellwerk I an der Einfahrt von Kaufering, das vom Fahrdienstleiter im Stellwerk II abhängige Wärterstellwerk, wurde am 7. November 1945 in Betrieb genommen, Stellwerk II an der Katharinenstraße, das Fahrdienstleiter- bzw. Befehlsstellwerk, erst am 18. Mai 1951.

Beide Stellwerke sind im wesentlichen in ihrem Zustand zur Zeit der Inbetriebnahme erhaltengeblieben und bilden nach wie vor das Rückgrat der Betriebssicherung des Landsberger Bahnhofs. Sie entsprechen dem Typ des mechanischen Einheitsstellwerks, eingeführt 1928 von der damaligen Deutschen Reichsbahn als einzig zulässige Bauform für mechanische Signalanlagen¹⁴. Definitionsgemäß sind es Eisenbahnbetriebsstellen zur Regelung des Zug- und Rangierbetriebs, in denen die Stellhebel für Weichen

und Signale auf einer Hebelbank aufgereiht sind¹⁵. Jeder Hebel ist an einer Seilscheibe befestigt, die über einen Doppeldrahtzug mit dem Signal- oder Weichenantrieb verbunden ist. Für die gleichbleibende Spannung sorgt ein gewichtsbelastetes Spannwerk¹⁶ im Untergeschoß des Stellwerksgebäudes oder im Freien. Die Stellwerkanlage in Landsberg verfügt auch über einen elektro-mechanischen Bahnhofsblock zur Sicherung der Zugfahrten im Bahnhofsbereich. Ein Gußschild an der Hebelbank von Stellwerk II gibt Aufschluß über die Herstellerfirma: Kraus-Maffei, Lokomotivenfabrik München.

Jedes Stellwerk verfügt über ein »Arbeitsbuch für Signalanlagen«. In Teil A sind die Änderungen der Anlage mit Datumsangabe seit dem Tag der Inbetriebnahme eingetragen, so z. B. auch alle Rückbaumaßnahmen von Weichen und Signalen, bei denen man auch die entsprechenden Hebel von der Hebelbank entfernte. Aus dem Arbeitsbuch von Stellwerk I geht auch hervor, daß es im Juni 1979 an die elektronische Streckenblockung des Drucktastenstellwerks Kaufering für die Strecke Landsberg – Kaufering angebunden wurde.

In den Arbeitsbüchern ist schließlich für den 18. 12. 1987 der Einbau der »Betriebsruheschaltung« vermerkt. Aufgrund dieser Rationalisierungsmaßnahme bleiben beide Stellwerke seither bei Ruhen des Güterverkehrs (werktags ab 20 Uhr und am Wochenende ab Samstag mittag) unbesetzt. In dieser Betriebsphase ist sowohl das Einfahrsignal A als auch das Ausfahrsignal P 1 aus Gleis 1 ständig auf »freie Fahrt« gestellt. Zwischen Landsberg und Kaufering ist dann nur Pendelverkehr möglich.

3.2 Signale

Die Vorgänger der heutigen Einfahrsignale waren einflügelige bayerische Formsignale. Außerdem war ein Bahnsteigsignal, auch Perronsignal genannt¹⁷, am Gleis 1 direkt vor dem Bahnhofsgebäude vorhanden. Die beiden Einfahrsignale wurden offenbar im Zuge des Umbaus der Gleisanlagen kurz vor 1900 aufgestellt. Erstmals sind sie im Lageplan von 1901 eingezeichnet und werden dort als »Einfahrsperre« bezeichnet¹⁸. Auch das Bahnsteigsignal ist für die Jahrhundertwende belegt¹⁹. Die zwei bayerischen Einfahrsignale wurden erst nach Inbetriebnahme der Stellwerke gegen Einheitssignale ausgetauscht. Alle übrigen vorhandenen Formsignale installierte die Bundesbahn zusammen mit dem jeweiligen Stellwerk²⁰.

Diese Formsignale, die zum Hauptbestandteil des vorhandenen technischen Inventars des Bahnhofs zählen, entsprechen den Ende der 20er Jahre eingeführten Einheitsbauformen der Deutschen Reichsbahn (vgl. 3. 1). Von diesen sind in Landsberg drei Typen im Einsatz:

- * das Hauptsignal mit einem oder zwei Flügeln;
- * das Vorsignal mit Zusatzflügel;
- * das Hauptsperrsignal (Gleissperrsignal);

Bei den oben beschriebenen Rückbaumaßnahmen wurde auch die Zahl der Formsignale reduziert. Ausgebaut wurden ein Ausfahrsignal Richtung Schongau, ein Hauptsperrsignal sowie das Vorsignal des Einfahrsignals aus Richtung Schongau.

¹⁰ BayHStA, Verkehrsarchiv, Akt-Nr. 27678.

¹¹ vgl. ZINTL, S. 81–84.

¹² Die »Centralanlage« Kaufering wurde am 5.5.1893 in Betrieb genommen (siehe BayHStA, Verkehrsarchiv, Akt-Nr. 46213).

¹³ mündl. Mitteilung von Fahrdienstleiter Kiener.

¹⁴ vgl. WARNIGHOFF, 1977, S. 15.

¹⁵ BROCKHAUS, Stichwort »Stellwerk«.

¹⁶ MEYERS, Stichwort »Eisenbahn«.

¹⁷ Die Perronsignale und ihre Funktion sind bei ZINTL ausführlich beschrieben (vgl. dort S. 16/18).

¹⁸ BayHStA, Verkehrsarchiv, Akt-Nr. 52629.

¹⁹ vgl. BREUBECK, S. 196.

²⁰ BayHStA, Verkehrsarchiv, Akt-Nr. 50446.

Situation (Projekt Antrags der Expedition 2022)

Den

Station Landsberg.



Ost-Abfahr.

Zufahrt.

Postk. (Postkutsch)

Postk. (Postkutsch)

Postk. (Postkutsch)

Postk. (Postkutsch)

Postk. (Postkutsch)

Postk. (Postkutsch)

Postk. (Postkutsch)

Postk. (Postkutsch)

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

Schuld.

216:1:1000

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Postkutschmann Langensfeldt

Abteilungsleiter 1881
H. Langensfeldt
1881

Bayr. HSTA
49206

4. Wertung und Ausblick

Die Infrastruktur der Betriebssicherung am Landsberger Bahnhof mit den beiden mechanischen Stellwerken und den Formsignalen wurde erst in den frühen Nachkriegsjahren in Betrieb genommen. Dennoch ist diese Anlage als historisch wertvoll einzustufen. Zum einen verkörpert sie eine wichtige Phase der Entwicklung des Eisenbahnbetriebssicherungswesens, die im ausgehenden 19. Jahrhundert mit der »Centralisierung« ihren Anfang nahm und gegen Ende der 20er Jahre unseres Jahrhunderts mit dem mechanischen Einheitsstellwerk der Deutschen Reichsbahn ihren Höhepunkt erreichte. Zum anderen werden mechanische Stellwerke bei der Deutschen Bahn immer seltener. Unter den Bahnhöfen im Landkreis Landsberg, die noch über mechanische Stellwerke verfügen, nehmen Landsberg und Dießen insofern eine Sonderstellung ein, als die Stellwerkanlage, ähnlich der früheren Stellwerksklasse 3 für mittlere und größere Bahnhöfe²¹, in Befehls- und Wärterstellwerk aufgeteilt ist. In Landsberg kommt als weitere Besonderheit hinzu, daß sich das Befehlsstellwerk nicht im Bahnhofsgebäude, sondern wie bei größeren Bahnhöfen in einem eigenen Stellwerksgebäude befindet.

²¹ vgl. ZINTL, S. 86.

Auch die Schienen und Eisenschwellen der Gütergleise mit ihrer Vielfalt an Werkszeichen sind als eindrucksvolles Zeugnis der Industriegeschichte von Interesse. Die Landsberger Bahnhofsanlage kann insgesamt als »lebendiges Freilichtmuseum« angesprochen werden. Der Kern der Anlage, also die beiden mechanischen Stellwerke mit den Formsignalen, ist nach wie vor funktionstüchtig und zeichnet sich durch eine große Zuverlässigkeit aus, wie die Landsberger Fahrdienstleiter und Stellwerker bestätigen. Es wäre daher sehr bedauerlich, wenn diese Einrichtungen der Rationalisierung der Bahn zum Opfer fallen würden. Dafür gibt es, abgesehen von einem Rückbau weiterer Gütergleise, momentan noch keine Anzeichen. Wie sich die Übernahme des Regionalverkehrs durch die Gebietskörperschaften ab 1996 auf die technische Infrastruktur des Landsberger Bahnhofs auswirken wird, muß abgewartet werden. Es kann aber davon ausgegangen werden, daß die Stellwerke und Signale in ihrem heutigen Zustand noch erhalten sind, wenn für die Strecke Landsberg – Kaufering am 11. November 1997 das 125-jährige Jubiläum ihrer Inbetriebnahme begangen wird.

5. Bibliographie

a) Allgemeines Schrifttum

- BREUBECK, R.: Netzbahnhof Buchloe (Ostallgäu), Buchloe 1994
BROCKHAUS-Enzyklopädie, 19. Auflage, Mannheim 1988 u. 1993
KUNSTMANN, J. W.: Stadt Landsberg, Band IV, in: Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge; erscheint 1997
LÜBBEKE, W.: Die Eisenbahn, Denkmale eines Betriebssystems, in: Jahrbuch der Bayer. Denkmalpflege, Bd. 39 (1985), München 1988
MEYERS enzyklopädisches Lexikon, Wien/Zürich 1973
REICHsverkehrSministerIUM: Hundert Jahre Deutsche Eisenbahn, Leipzig 1938
WARNIGHOFF, H.: Das mechanische Stellwerk, Heidelberg-Mainz 1977
ZINTL, R.: Fahrt frei, Bayerische Signale und Stellwerke, Stuttgart (ohne Erscheinungsjahr)

b) Akten des BayStHA, Verkehrsarchiv, München

- Nr. 26440 Herstellung der Bahn- und Wechselwärterhäuser im Sektionsbezirk Landsberg, 1871/73

- Nr. 27678 Strecke Landsberg – Schongau, Bauinspektion Landsberg, Lieferung von Oberbaumaterialien von der Eisenwerkges. Maxhütte, 1885
Nr. 46213 Umbau und Zentralisierung Kaufering, 1878–1907
Nr. 49205 Akten der Generaldirektion der K.B.St.E., Betriebsabteilung, 1872–1902
Nr. 49206 dto., 1873–1896
Nr. 49954 Akten des k.b. Oberbahnamts in Kempten, Betreff: Landsberg, Stationseinrichtungen, Stationsbauten, 1891–1905
Nr. 50446 Technischer Stationsakt Landsberg, 1908–1925
Nr. 52418 Akten der Generaldirektion der K.B.St.E., Abt. V, Betreff: Widerrufliche Einrichtungen, Station Landsberg, 1883–1906
Nr. 52629 Akten der k. Eisenbahnbetriebsdirektion Kempten, Betreff: Widerrufliche Einrichtungen in Station Landsberg, 1877–1906

Werden Sie Mitglied beim Historischen Verein

Was will er?

- Er fördert das Verständnis für Geschichte und heimische Kultur Landsbergs und des Landkreises
- Er setzt sich für die denkmalpflegerische Erhaltung und Gestaltung des Stadtbildes und der Baudenkmäler Landsbergs ein
- Er unterstützt alle Bestrebungen, die Natur- und Kulturlandschaft des Umlandes zu erhalten

Was bietet er?

- Kostenlosen Eintritt zu allen Vortragsveranstaltungen des Vereins (ca. 5 bis 6 jährlich)
- Kunst- und Kulturfahrten zum Selbstkostenpreis (ca. 5 jährlich)
- Alle 2 Jahre kostenlos den Sammelband der Landsberger Geschichtsblätter, Großformat, reich illustriert, ca. 80 bis 90 Seiten, Wert ca. 20,- DM

Was kostet er?

Jährlich 20,- DM Mitgliedsbeitrag

Auskunft und Anmeldung

bei Josef Escher, Herkomerstraße 84, Tel. 27 44 oder Klaus Münzer, Galgenweg 17, Tel. 0 81 91 - 26 08

Erinnerungen an Alt-Landsberg

Der Hinteranger in den 20er und 30er Jahren

Von Walter Drexel

Ob die »alten Zeiten« besser waren? Wohl kaum! Besser nicht, aber anders. Die Zeit schreitet unaufhaltsam fort und die Menschen gehen mit. Stunden, Tage, Jahre lassen sich nicht aufhalten. Festhalten läßt sich nur die Erinnerung an das Damals. Wie war denn das gleich wieder — damals? Als die Stadt noch kaum über ihr mittelalterliches Weichbild hinausgeschwappt war; ihre Bewohner noch nicht so mobil waren und daher mehr Zeit und Muße hatten, in Stadtvierteln und Straßen ein individuelles »Miliöö« reifen zu lassen? Am Beispiel Hinteranger sollen ein paar Antworten auf diese Frage gegeben werden.

Im Vergleich zum Kern der Altstadt zählt der Hinteranger noch zu den jüngeren Straßen. Das 14. Jahrhundert neigte sich schon seinem Ende zu, als sich zugewanderte Bleicher und Weber draußen vor der Stadtmauer an den Ängern niederließen, die dem Hinteren und dann auch dem Vorderen Anger ihren Namen gaben. »Ländliches« hatten sich beide bis hinein in die Jahre zwischen den beiden Weltkriegen bewahrt. Zwei riesige Scheunentore »beim Riemerschmid« (Hs.-Nr. 300) und »beim Lichtenstern« (Hs.-Nr. 299) ließen schon auf Anhieb erkennen, daß die Landwirtschaft auch im Hinteranger daheim war, und selbst in seinem »Wurmfortsatz«, der Blattern- und Ledergasse, standen noch die Kühe im Stall. In einem der ökonomischen Anwesen in der Ledergasse (Hs.-Nr. 359) »logierten« sie sogar über den Schweinen im ersten Stock, zu dem eine rampenartige »Kuhstiege« hinaufführte. Die erste Etage teilte sich — Wand an Wand mit dem lieben Vieh — der »Quetschn-Toni«, ein einschichtiges Mannsbild, das keine Ansprüche ans Leben stellte und im Stadtbild kein Unbekannter war. Drüberhalb, im zweiten Stock, wohnte eine Familie, für die die alte Bauernregel »Kunigund macht warm von unt'« nicht nur am 3. März ihre Gültigkeit hatte.

Zum Fluidum der Häuserzeilen unterhalb der Stadtpfarrkirche trugen u. a. zwei Wirtshäuser, ein Metzger und drei Bäcker bei, bei denen man für eine kupferne Vier-Pfennig-Münze eine Semmel oder eine Breze bekam. Dieses seltene Geldstück, das bald wieder aus dem Zahlungsverkehr verschwand, war gut doppelt so groß wie ein »Zwoaring«, ein Zweipfennigstück. »Beim Hoiß« konnte man dem Meister über die Schulter schauen, wenn er die Schuhe besohlte (Hs.-Nr. 301), in der Schlosserei Blätz stoben noch die Funken in der Esse (Hs.-Nr. 313/14). Schulhefte und sonstiges Schreibzeug bekam man »beim Ebersberger«, einem Schreib- und Papierwarenlädelchen, dessen uriger Ausstattung der Zug der Zeit — gottlob — bis heute ebenso nichts anhaben konnte wie der alten, damals noch betriebenen Buchdruckerei in den dahinter liegenden Räumen (Hs.-Nr. 340). Unvergesslich auch die kleinen »Kolonialwarenläden«. Allen voran der geradezu wie aus einem alten Bilderbuch geschnittene Tante-Emma-Laden der Anna Schorer, verwitwete Baur, in dem es immer so würzig nach einer Mischung aus frisch gemahlenem Bohnenkaffee, Vanillestangen und Schmierseife roch, die im offenen Holzfaß feilgeboten wurde (Hs.-Nr. 304). Ganz oben, im heutigen Pelzhaus Abt (Hs.-Nr. 347), gab es vor Beginn des Dritten Reiches auch noch den »Konsumverein«, eine Filiale der im Zentralverband deutscher Konsumvereine zusammengeschlossenen Wareneinkaufsgenossenschaften, deren Wur-

zeln auf den englischen Sozialreformer Robert Owen (1771–1858) zurückreichen. Sie hatten sich zum Ziel gesetzt, wirtschaftlich schwachen Verbrauchern Einkauf zu niedrigen Preisen zu ermöglichen. Der politisch der Sozialdemokratie nahestehende Zentralverband wurde 1933 aufgelöst.

Eier am Elektro-Becher

Der Hinteranger von damals, das war auch der Milchladen (Hs.-Nr. 339), der erst in unseren Tagen das Feld räumen mußte und dessen dienstbare Geister ihre Impressionen hinterlassen haben: Anton Völk, der Inhaber, weißbesurzt für eine kurze Zigarettenpause unter der offenen Ladentüre, der meinen artigen Gruß immer mit einem langgezogen-sonoren »sooo Walter« bedachte. Drinnen seine Gattin Therese, stattlich, adrett und immer fröhlich wie die werbewirksame »Frische Resi« auf der gleichnamigen Margarine. Die nicht entrahmte Vollmilch wurde maßgerecht zu einem viertel, halben oder ganzen Liter noch aus dem Vollen geschöpft, und im Hintergrund standen immer in Reih und Glied die kleinen weißen Pyramiden der frischen Topfenkäserl aus eigener Herstellung. Doch am meisten zog uns Kinder der »Röntgenapparat« für die Frischeier in seinen Bann, eine Art elektrisch geladener Eierbecher: Setzte man ein Ei darauf, leuchtete es auf wie eine Glühbirne und ließ erkennen, ob im Innern etwas faul ist.

Ganz unten am Sandauer Tor, unmittelbar neben dem »Maler Huber«, betrieb Max Weimann (Hs.-Nr. 324), ein ruhiger, distinguiert Herr, zusammen mit seiner Gattin einen kleinen Textilladen. Als Zehnjähriger habe ich bei ihm mit zusammengesparten zwölf Mark meine erste »kurze Wachs«, eine echte »Hirschlederne«, erstanden. Ähnlich wie die anderen jüdischen Familien der Stadt konnten sich auch die Weimanns kurz vor Kriegsausbruch in die USA in Sicherheit bringen. Als Witwer kehrte Max Weimann in den ersten Nachkriegsjahren noch einmal kurz nach Landsberg zurück, um sich seine zweite Frau, die Käthe Eisen-schmid aus dem Tabakladen vom Vorderanger (Hs.-Nr. 287), aus der alten Heimat zu holen.

Absoluter Mittelpunkt im Hinteranger war der Schafbräu — nach seinem Wiederaufbau aus den Brandruinen des Jahres 1902 ein neuzeitlicher Monolith in der alten Häuserreihe. Ebenso wie der Nonnenbräu weiter oben im Riemerschmidanwesen war er ein Hort der Gastlichkeit und mit seinem geräumigen Hof ein beliebter Treffpunkt für die Kinder der ganzen Straße. Nach Osten zum »Loaterberg« hin, gesäumt von den Wirtschaftsgebäuden mit einem Hafermagazin im Obergeschoß, zwei Wagenremisen, Wurstküche, Kuhstall und darüberliegendem Heuschober. Von einer über zwei Geschoßhöhen reichenden Mauer im Norden von der benachbarten Metzgerei Emmert (später Wagner, dann Prummer), abgetrennt, im Süden abgeschlossen von der Stallung für vier prächtige »Belgier«, stämmige Bräurösser, wie man sie heute fast nur noch auf dem Oktoberfest antrifft. Darüber lag eine Knechtkammer, die man nur über eine an der Außenmauer eingelassene eiserne Leiter erreichen konnte. Vor dem Stall tat sich eine betonierte Mistgrube beträchtlichen Ausmaßes auf.

Tummelplatz für Kinder

Im Schafbräuhaus waren meist zwei oder drei Fuhrwerke für den Transport von Bier und Eis abgestellt. Die schweren Bierwagen hatten eine flache Ladefläche aus massiven Holzbohlen, die durch querlaufende Eisenbänder verstärkt waren. An den Wagenlängsseiten verliefen in etwa einem halben Meter Höhe stabile Holzstangen, in der Wagenmitte etwa eineinhalb Meter über der Ladefläche eine weitere. Darüber breitete sich zeltförmig eine schwere Juteplane, die je nach Bedarf über die ganze Wagenlänge gezogen werden konnte, um die Bierladung vor unerwünschter Sonneneinstrahlung zu schützen. Für die Kinder vom Hinteranger waren die Bierwagen der ideale Tummelplatz. Für die Mütter eher ein Alptraum, weil sie am Waschtage mit der Wagenschmiere, dieser zähen schwarzen und nicht gerade wohlriechenden Masse in Hosen, Strümpfen, Schürzen und Röcken zu kämpfen hatten.

Viel mehr gefürchtet als Wagenschmiere und mütterliche Schelte aber war der Alarmruf »Der Janker!« Der Sebastian Janker war der Platzwart der Waitzingerbrauerei, und als solcher, wenn er hin und wieder im Schafbräuhaus auftauchte, identisch mit der Vertreibung aus dem Wagenparadies. »Der Janker« war beileibe kein Unmensch, aber für uns Kinder eine natürliche Respektsperson — geachtet, aber nicht geliebt. Zu den beiden Bierführern Wörl und Michl bestand dagegen fast schon so etwas wie ein Vertrauensverhältnis, weil sie uns auf ihren Fuhrwerken duldeten und ab und zu sogar einen Blick in den Stall zu den Gäulen gewährten.

Zum Fuhrpark im Schafbräuhaus zählte auch ein Spezialfuhrwerk für den Transport des Natureises, das im Winter durch Berieselung hoher Holzgerüste gewonnen, mit Vorschlaghämmern gebrochen und dann in den Gewölben der Eiskeller eingelagert wurde, wo es sich bis weit in den

Sommer hinein hielt und bei Bedarf in den Wirtshäusern angeliefert wurde. Über dem ehemaligen Eiskeller der Waitzingerbrauerei erhebt sich heute die Allgemeine Ortskrankenkasse. Der Eiswagen war kleiner und niedriger als die Bierfuhrwerke. Seine Ladefläche bestand aus einer flachen, an den Rändern etwa 30 cm hochgezogenen Stahlblechwanne. Am Schafbräu angekommen, mußte das Eis von den Bierführern in einer hohen, einer Weinbütte sehr ähnlichen Rückentrage aus Stahlblech in den ebenerdigen Kühlraum befördert werden. Denselben Weg nahmen die Bierfässer, die von der Tordurchfahrt aus mit Gepolter über den Betonboden des breiten Flures, an der Gassenschänke vorbei nach hinten gerollt wurden. Lange lagerten sie zuvor noch in den geräumigen Kellergewölben, in die sie mit einem handbetriebenen Aufzug kettenrasselnd hinabgelassen wurden.

Im Winter, bei starkem Schneefall, wurden die schweren Bierfuhrwerke auf Kufen gestellt. Die Rösser bekamen ein Lederband mit Glöckchen um den Nacken, und abging die Landsberger Schlittenfahrt auf der festgefahrenen Platte aus Eis und Schnee, die sich manchmal wochenlang über die Straßen breitete, weil das Streusalz noch nicht entdeckt war und das rote Viehsalz nur zum Auftauen der Kanaldeckel verwendet wurde. Die damals ebenfalls noch pferdebespannten hölzernen Schneepflüge häuften den Schnee zu ansehnlichen Wällen an den Fahrbahnrandern und lieferten genug Material für Schneemänner und Schneeburgen, die die Buben zwei bis drei Meter hoch am Straßenrand auftürmten, zinnenbewehrt und mit einem nur kleinen Schlupfloch, durch das man ins Innere gelangte. In einem dieser schneereichen Winter standen im Hinteranger gleich drei zur gleichen Zeit. Je eine beim »Völk« und beim »Riemerschmid«, die dritte im Schafbräuhaus. Das Klima und die seinerzeit vergleichsweise noch recht spärliche Motorisierung machten es möglich.



Eines jener typischen Gespanne, auf denen Bier oder, wie auf dieser Aufnahme, Motorräder transportiert wurden.

Pioniere der Motorisierung

Man kann sagen, daß das Landsberger Kraftfahrwesen seinen Ausgang im wesentlichen vom Hinteranger aus genommen hat. Drei Namen sind mit seinen Anfängen eng verbunden: Hans Mayr, der schon zu Beginn der zwanziger Jahre in der Ludwigstraße (Hs.-Nr. 163) eine Autoreparaturwerkstätte betrieb, sowie Johann Nepomuk bzw. dessen Neffe Max Strobl und Fritz Kohler, die sich etwa zur gleichen Zeit im Hinteranger niedergelassen hatten und zusammen mit Mayr die Avantgardisten der Motorisierung in der Stadt waren. Beim »Kohler« dominierten damals noch die Motorräder, wo später der »Bücherrevisor Erhardt« über Konten und Steuern saß (Hs.-Nr. 331). Mein Vater hatte sich in jenen Jahren eine solche »Maschine« angeschafft, eine NSU mit einem 200-ccm-Motor, den er später zwecks Leistungssteigerung bei Max Strobl auf 250 ccm »ausschleifen« ließ. Eine Ausfahrt mit diesem Motorrad, das auf die Nummer II B - 0611 zugelassen war — II B hieß Oberbayern, II A München, II Z stand für Augsburg und Schwaben — war immer ein bißchen abenteuerlich. Die Motorkraft wurde nämlich mit einem Gummikeilriemen auf eine Riemenfelge am Hinterrad übertragen, was recht gut funktionierte — solange es nicht regnete. Bei Nässe rutschte nämlich der Keilriemen durch, die Maschine zog nicht mehr richtig. Am meisten wirkte sich dies natürlich beim Anfahren und an Steigungen aus. Schon ein heftiger Gewitterschauer konnte die Fahrt jäh beenden. Da half dann meist nur Geduld, d. h. Schieben oder Warten. Als Notbehelf konnte man bestenfalls am Straßenrand einigen Sand zusammenkratzen und den Keilriemen damit einreiben, damit er wieder griffiger wurde. Sand gab es ja in der Regel genug, weil die »Chausseen« größtenteils noch nicht geteert waren. Aber auch das half immer nur einige Meter weiter.

Als »Schweinwerfer« diente zunächst eine Karbidlampe, die wenig Licht, beim Nachfüllen aber einen penetranten Gestank verbreitete. Die Beleuchtung wurde dann gelegentlich elektrisch umgerüstet. Der Scheinwerfer bezog den Strom nun aus einem Dynamo beträchtlichen Ausmaßes,

der am Hinterrad montiert war. Das Motorrad tat seinen Dienst samt Keilriemen immerhin noch bis ins Jahr 1939.

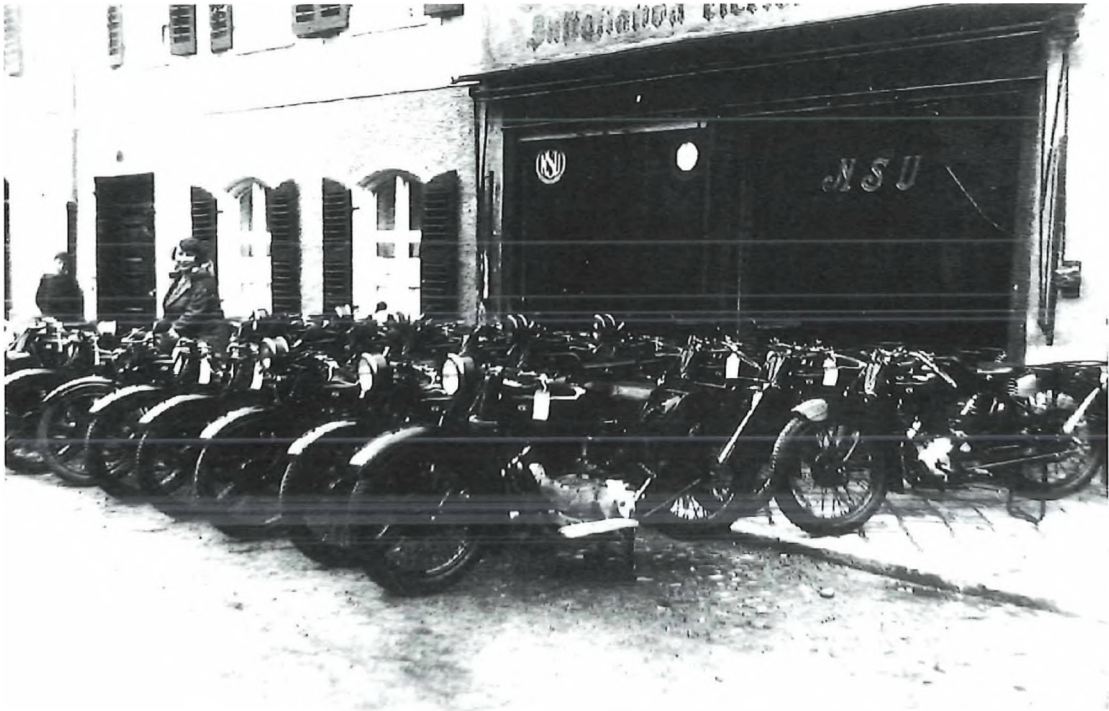
Zum Bild des Hinterangers gehörten auch die gut zwei Meter hohe Benzinzapfsäule und die reparaturbedürftigen Autos vor der »Mech. Werkstätte« Strobl (Heute Preiß). Gezapft wurde Benzin der Marke »Motalin«, später »Leuna«, das per Hand in zwei gläserne Sichtbehälter à fünf Liter hochgepumpt und wechselweise abgelassen werden konnte. Repariert wurde in der Werkstätte ebenso wie auf der Straße am Fahrbahnrand, dessen Katzenkopfpflasterung die Fahrstraße vom »Trottoir« abgrenzte. So mancher damaligen Kraftwagen hatte neben dem Anlasser auch noch eine Handkurbel, mit der der Motor notfalls angeworfen werden konnte. Eine kleine Sensation war der Einbau des ersten Autoradios um die Mitte der dreißiger Jahre. Die netzartige Antenne zog sich auf der Bodenunterseite des »Chassis« fast auf dessen gesamter Länge hin.

Eine Kuriosität war die Zufahrt zur ursprünglichen, noch kleineren Werkstätte im Anwesen Nr. 310. Sie lag am Ende des Hausflurs, der breit genug war, um ein kleineres Motorwägelchen durchzulassen. Den Weg versperrte lediglich die hölzerne Stiege ins erste Stockwerk. Sie war deshalb mit Scharnieren versehen, so daß man sie wie eine Zugbrücke nach oben hieven konnte, wenn ein Wagen durchgelotst werden mußte. Damals kam das freilich nicht so oft vor. Die Stiege existiert heute noch, nur die Scharniere sind verschwunden. Erst als Max Strobl am Ende der zwanziger Jahre das Nebenhaus (Hs.-Nr. 309) hinzuerworben hatte, konnte er dort eine geräumigere Werkstätte einrichten, die sich L-förmig über das gesamte Erdgeschoß erstreckte. Sie lag, um die erforderliche Arbeitshöhe zu erhalten, etwa einen Meter unter dem Straßenniveau und war über eine Abfahrtsrampe zu erreichen.

Es hat sich vieles geändert seither. Technische Welten liegen dazwischen. Gleich geblieben wie eh und je sind aber die Ängste der Führerscheinaspiranten, die damals schon vor der Fahrschule Strobl, der ersten in der Stadt, wie »legale Henna« auf den Antritt ihrer schicksalsschweren Prüfungsfahrt gewartet haben.



Motorradparade am Hinteranger in den Zwanzigern: Vor der »Mech. Werkstätte« Strobl. Dritter von rechts Firmeninhaber Max Strobl. In der Mitte die Benzinzapfsäule.



Und bei Fritz Kohler Motorräder von anno dazumal in Reih und Glied.

Stadtbekannte Originale

Der Hinteranger hatte auch seine stadtbekanntesten Originale. Da war der Hans Rader, der in seinem Haus Nr. 328 eine Schreinerei betrieb; ein ehrlicher und rechtschaffener, aber oft recht laut polternder Handwerksmeister, der gerne jeden wissen ließ, daß er es im Ersten Weltkrieg zum Tapferkeitsfeldwebel gebracht hatte, und fuchsteufelswild werden konnte, wenn man dies nicht gebührend zu würdigen wußte. Direkt gegenüber (Hs.-Nr. 321) ließ »der Happach« seinem berechtigten Mißmut und Grant meist freien Lauf; ihn hatte der Krieg »nur« zum Invaliden gemacht und das Vaterland mit einem hölzernen Stelzbein bedacht.

Unter einem Dach mit Haus-Nr. 344 lebten der »Herr von Schmuckh« und der »Apotheker Krammer«, konträr in ihrer äußeren Erscheinung, aber gleichermaßen mit einem gefürchteten Mundwerk ausgestattet. Fritz von Schmuck groß und stattlich mit silbergrau-wallendem Haar, sich seiner legitimen Abstammung von einer Hofdame in der kgl. Residenz zu München stets bewußt und dem Laisser-faire des Adels eng verbunden. Hermann Krammer, klein von Wuchs, ein quirliger Kobold mit Spitzbart und randlosen Brillengläsern. Beide unüberhörbar auch über den Hinteranger hinaus. Der eine, wenn er sich — lange bevor es einen örtlichen Tierschutzverein gab — zum Anwalt der Kreatur machte und sich mit jedem lautstark anlegte, von

dem ihr ein Leids drohte. Der andere, wenn er die Advokaten beschäftigte und damit die Spalten der Lokalpresse füllte, weil er sich wieder einmal mit Bürgermeister, Stadtrat und Verwaltung in die Haare geraten war.

Der geprüfte Apothekengehilfe Hermann Krammer, den es nach einem abgebrochenen Pharmaziestudium von München über einige Umwege nach Landsberg verschlagen hatte, betrieb im Hinteranger zeitweilig die »Sonnen-Drogerie«, mit der er sich zumindest vorübergehend leidlich über Wasser hielt. Was er von seiner Umwelt hielt, kündete das Nasenschild über dem Drogerie-Eingang: Eine lachende Sonne mit herausgestreckter Zunge. Seine überdurchschnittliche Intelligenz hatte der »Apotheker Krammer« stets mehr in seine eigene lose Zunge und in seine anspruchsvollen Liebhabereien als in Pillen und Salben investiert. Auf der Leinwand wußte er mit Pinsel und Ölfarbe so gut umzugehen wie beim Geigenbau mit dem Holz. Der »Apotheker Krammer« war ein Tüftler, der an manchem kuriosen Einfall, wie etwa mechanischen Schwimfflossen, herumbastelte. Mit der Erfindung des Wasserstoffmotors, die er sich in den Kopf gesetzt hatte und für die ihm der Spenglermeister Fritz Hieber vom Hinteranger (Hs. Nr. 307) so manches Blech zusammenlöten mußte, hatte er allerdings zu hoch gegriffen. Schade — der Hinteranger wäre sonst nicht nur in die Stadt-, sondern auch in die Weltgeschichte eingegangen!

Streifzug rund um Landsbergs Hauptplatz

»Regionalfernsehen« ohne kostspielige Technik

Von Wolfgang Pfaff

Weil ich einer der letzten Nachkommen der Familien Weber/Lauter bin, will ich aufzeichnen, was mir meine Mutter Gertrud, in Landsberg geborene Lauter, Jahrgang 1893, an netten Geschichten erzählt hat.

Sie war die Tochter des Dr. Hans Lauter, Arzt in Landsberg und Ehemann der Katharina, geborene Weber. Sie wohnten am Hauptplatz in dem Hause Nr. 176, das nach dem Kriege 14/18 ein Lokal mit dem Namen »Herzogstü-

berk« war und das Fanny Weber nach dem letzten Krieg verkauft hat. Jetzt ist eine Apotheke in dem Gebäude.

Die Webers waren die Zederbräuwirte bzw. Brauer. Max Weber, der Vater der Fanny, war der letzte Bräu und von enormer Gestalt. Er wog gut 350 Pfund, konnte nur zweiseitig in der Kutsche zum Bayertor gezogen werden, wohnte in den letzten Lebensjahren im Erdgeschoß vom Bräu, weil er die Treppe nicht mehr hochkam. Wenn er durch die Stadt ging und dem ordentlichen Zug der Waisenkinder begegnete, verließen die aus Platzgründen den Gehsteig und machten einen Bogen auf der Straße. Als er mit seiner Frau Walburga zu einer Tochter kam, mußten die frömmsten Einwohner sich den Akt der Zeugung vorstellen, denn Fremdarbeit war bei Tante Burgi ausgeschlossen. Tochter Fanny starb, nach langer Tätigkeit in der Gefängnisdirektion, einsam von eigener Hand im Wasser. Sie war so brav, daß sie sich beim Lesen des Beichtspiegels unter dem 6. Gebot gar nichts vorstellen konnte. So fragte sie ihre Cousine Ermelinde einmal, ob es sich bei Unkeuschheit »um etwas mit Brust und so« handele.

Sittenstreng war auch meiner Mutter Großmutter, die Johanna Weber, Gattin des Brauers Franz Weber, geboren 1835 und gestorben 1904. Er soll kurze Zeit Reichstagsabgeordneter gewesen sein und ist im Landsberger Rathaus auf einem Gemälde mit dem übrigen Stadtrat verewigt. Die Johanna lebte die Jahre bis 1908 als Witwe auch in dem Haus am Hauptplatz und vertrieb sich die Zeit mit »Regionalfernsehen«. Das bedeutete damals, mit einem Kissen auf der Fensterbank zu liegen und die Welt zu betrachten. Eines Tages rief sie entsetzt aus: »Schaut Euch den Lehrer an, den Liberalen! Jetzt fährt der schon mit dem Fahrrad!« So entartet war der Freigeist.

Die schönste Geschichte handelte aber nicht von Webers und Lauters, sondern von der Schindler Marie. Sie war die Tochter der Gemüsehändlerin Schindler und nach allgemeiner Ansicht das schönste Mädchen in der Stadt. Darum hatte der Standortälteste der Garnison, Major Kolb, ein Bruder der bekannten Schriftstellerin Anette Kolb, auch ein Auge auf sie geworfen. Und zwar ein sehr seriöses. Er wollte sie ehelichen. Weil die Marie aber im Laden der Mutter ehrlich berufstätig war, galt sie nicht gesellschafts- und heiratsfähig für einen Offizier der alten Armee. Um »sauber« zu werden, wurde sie aus dem Verkauf genommen und mußte ein ganzes Jahr untätig sein wie eine feine Bürgerstochter.

Die Schindler Marie war also auch zum »Regionalfernsehen« verdammt und lag die meiste Zeit am Fenster und wartete auf den Vorbeiritt der Schwadron unter dem Herrn Major. Der ritt oft und gerne mit seinen Mannen unterm Fenster Maries vorbei und salutierte nach oben. Marie, durch den Umgang mit dem Offizier ein wenig in Sachen »Pferde« bewandert, grüßte dann huldvoll zurück und rief kenntnisreich: »Edle Schweifhaltung, Herr Major!« Wobei sie das Pferd gemeint hatte. Die beiden heirateten schließlich und waren ein glückliches und schönes Paar, bis der grausame Krieg von 1914 schon bald ihren Mann verschlang. Wie viele der Männer aus der Stadt Landsberg, deren Name fast jedem Menschen in Deutschland aus unerfreulichen Gründen geläufig wurde, ohne daß ein eingeborener Bürger etwas dafür konnte.

Unsere letzten Kriegstage in Landsberg

Von Josef Klöck und Karl Joos*

Zu Beginn des Monats Dezember 1944 wurde ich zur schweren Artillerie nach Landsberg eingezogen, nachdem ich zuvor acht Monate rund um Augsburg als Luftwaffenhelfer und zwei Monate in Laa a. d. Thaya (Österreich) beim RAD Kriegsdienst geleistet hatte. Nach fünfmonatiger Ausbildung, die sehr mäßig war — der Krieg war nach Ansicht der meisten Deutschen verloren — war die Front der militärischen Gegner bereits nach Bayern gerückt. Ende April erfuhren wir, daß die Amerikaner im Norden vorrücken und nur mehr Tage von Landsberg entfernt sind. Eines Nachmittags wurde uns Rekruten und den vorübergehend (nach Lazarettaufenthalt) in den Kasernen weilenden Soldaten befohlen, daß wir uns mit voller Ausrüstung und allen Habseligkeiten bei der Altkaserne einzufinden hätten. Hier wurde vor der Kaserne ein Zug Soldaten zur Verteidigung Landsbergs zusammengestellt. Nachdem ein Offizier eine temperamentvolle vaterländische Ansprache gehalten hatte, rückten wir in mehreren Trupps in die Stadt ein. Meinem Trupp wurde aufgetragen, die Lechinsel mit dem Café zu besetzen. Voller Ungewißheit und bangend, standen wir die ganze Nacht wachend mit geschultertem Gewehr fast immer im Freien. Uns war klar, daß wir auf dieser Insel dem Feind nicht standhalten konnten. Also zogen wir in Richtung Bergstraße ab und kamen auf das Gebiet der Land-

wirtschaftsschule. Nach einiger Zeit gaben wir auch diese Stellung auf. Damit wir bessere Sicht in die Stadt hatten, wechselten wir hinüber zur Schloßbrauerei. Bei Tagesanbruch, erteilte uns ein Feldwebel den Befehl, mit unserem MG nördlich des Brauereigebäudes in Stellung zu gehen. Von hier sollten wir die Häuserfront jenseits des Lechflusses beobachten und auf einen gesichteten Feind schießen. Etwa mitten am Vormittag war es. Eine schreckliche Detonation! Im Westen über der Lechbrücke stand eine riesige Rauchwolke und Riesentrümmer flogen durch die Luft. Wir sahen es jetzt. Die Brücke ist gesprengt worden. Westlich und östlich waren nur mehr Brückentorsos geblieben.

Kaum eine Stunde später vernahmen wir im Westen Kriegslärm. Viele Landsberger diesseits und jenseits des Flusses hatten weiße Fahnen aus ihren Häusern gesteckt. Noch im Laufe des Vormittags rückten am anderen Ende der zerstörten Brücke schwere amerikanische Panzer auf. Auf einmal trat von hinten ein Offizier, kenntlich als Offizier der Wlassow-Armee, an unser MG und befahl meinem Kameraden, der die Waffe bediente, auf den ersten Panzer jenseits der Brücke zu schießen. Mein Kamerad weigerte sich, in Anbetracht der Gefährlichkeit für die Stadt, dieses zu tun. Der russische Offizier drohte ihn, wegen Befehlsverweigerung zu erschießen. Mein Kamerad ließ sich jedoch nicht einschüchtern, deutete auf seine eigene Pistole und zeigte damit unmißverständlich, daß er sich zu wehren gedachte. Der Offizier riß nun mit Gewalt das MG an sich

* Josef Klöck, geb. in Burggen bei Schongau und Karl Joos, geb. in Taufers in Südtirol, Kreis Vintschgau.

und schoß damit auf den ersten Panzer. Ein amerikanischer Soldat, vermutlich ein Offizier, der mit seinem Feldstecher die westliche Häuserfront absuchte und sich dabei offen im Panzer aufgerichtet hatte, brach, vermutlich tödlich getroffen, zusammen. Nur ein paar Minuten später wurde unser Haus mit Panzergranaten bedacht. Es war sehr schlimm und hielt eine geraume Zeit an. Als ich vor diesem Beschuß ins Haus floh, entging ich gerade noch einer tödlichen Granate, die durch ein Fenster flog. Wir fühlten uns im Parterre des Hauses nicht mehr sicher, so daß wir uns in einen Keller der Schloßwirtschaft begaben. Hier standen und hockten wir viele Stunden in Ungewißheit und dachten schwer. Ein paarmal wurde uns eine Nachricht vom Kriegsgeschehen in den Keller gebracht. Ein unkluger Feldwebel hatte gegen Morgen das Ansinnen, mit uns Soldaten einen Gegenangriff zu starten. Es gelang uns aber, ihn vorderhand von seinem Vorhaben abzubringen. Ich dachte mir, da ist Gefahr, noch kurz vor Kriegsende das Leben zu verlieren. Meinem Kriegskameraden gegenüber äußerte ich meine Absicht, aus dem Keller abzuhausen und mich nach Hause durchzuschlagen, denn meine Heimat Burggen lag nur etwa 40 km entfernt. Nachdem mir Karl, so hieß mein Südtiroler Freund, bereits nach zwei Tagen Krieg zum echten Kameraden geworden war, bat ich ihn, mit mir zu gehen.

Er war sofort bereit. Er nahm das MG und eilends schlichen wir aus dem Keller. Karl machte das MG gebrauchsunfähig, indem er das Schloß herausnahm und es den Berg hang hinabwarf. Wir beabsichtigten vorerst bei meinen Verwandten in Pürgen (4 km östlich von Landsberg) Unterschlupf zu suchen. Aber bereits am Stadtrand wurden wir von einem SS-ler, der aus einem Straßengraben kam, brüsk aufgehalten. Wir bekamen ganz schöne Angst, denn er hatte eine größere Gruppe Soldaten bei sich auf der angrenzenden Wiese. Mein Kriegskamerad fand die richtige Rede: »Wir sind Melder von einer Truppe in der Nähe Landsbergs.« Der SS-ler ließ uns passieren. Mit geschultertem Karabiner marschierten wir nun auf der Straße in Richtung Pürgen. Als wir das Dorf erreichten, war es schon fast Tag. Meine Verwandten erkannten mich trotz der Soldatenklamotten. Nach meiner kurzen Kriegsgeschichte nahmen sie uns gerne in Obhut. Wir hatten natürlich schwer Hunger. Dem wurde sofort durch ein kräftiges bäuerliches Frühstück abgeholfen. Nun aber zogen wir schnell unseren Soldatenrock (für immer) aus. Mein Bäslein hatte schon Hosen und Jacken ihres (einzigen) Sohnes Anton bereit, der als Leutnant in diesem Krieg gefallen war. Unsere beiden Karabiner steckten wir in einen zisternenartigen Brunnen vor dem Hause. Wir hielten uns jetzt in der Küche auf, die amerikanischen Soldaten erwartend. Sie ließen auch nicht lange auf sich warten. Ein Gepolter im Hausgang und schon standen sie in der Küche. Gleich hatten sie den Blick auf uns zwei junge Männer und schöpften Verdacht, daß wir Soldaten wären. Ich sagte ihnen, ich wäre Student und wechselte mit ihnen einige Worte in Englisch (der erste konkrete Nutzen meines Englischunterrichtes). Mein Kamerad redete mit ihnen einige Worte auf Italienisch. Er gab sich als südtiroler Schararbeiter aus und wies dabei ein kleines schriftliches Dokument vor, was seine Angaben offensichtlich plausibel machte, denn bald darauf verließen die Amerikaner unser Haus. Aber noch manche Schauernachricht gelangte in die Küche. Schneller als sonst kam die Nacht. Mein Bäslein wies uns die Schlafkammer ihres Sohnes zu. Bleischwer fielen wir in die Betten und schliefen bald ein. Mitten in der Nacht wurden wir jäh geweckt.

Mein Vetter stand mit einer brennenden Laterne vor uns. »Ihr müßt jetzt sofort weg, steht auf, alle Soldaten müssen beim Bürgermeister gemeldet werden!« Wir waren aber so müde und leisteten ihm keine Folge. Bald war er wieder da und wiederholte noch energischer seinen Appell. Schließlich begriffen wir, daß wir aus diesem Dorf fort müssen. Schwer kamen wir aus den Betten. Nachdem wir uns mit

Mühen angezogen hatten, frühstückten wir doch noch mit Ruhe. Inzwischen war es Morgen geworden. Jeder mit einem kleinen Koffer, in dem wir die wenigen Habseligkeiten hatten, liefen wir auf offener Straße wieder in Richtung Landsberg, um vielleicht dort noch irgendwo Übergang über den Lech zu finden, denn meine Heimat Burggen (bei Schongau) lag drüben, 40 km südlich. Ein langer Zug amerikanischer Panzer rollte uns mit großem Getöse entgegen. Am Stadtrand wurden wir von einer Zweimannstreife der Amerikaner angehalten. Mein Kamerad hatte wieder die gleiche Rede wie tags zuvor. Man ließ uns durch. Wir liefen nun die alte Bergstraße hinab. Der Marktplatz war menschenleer. Als wir am Hotel Goggl vorbeikamen, hörten wir über uns eine Frau laut rufen: »Was tut ihr hier? Es ist strenge Ausgangssperre, haut sofort ab!« An der zerstörten Lechbrücke stießen wir zur rechten Seite auf einen amerikanischen Soldaten, der durch unser Kommen aufgeweckt wurde und halb im Schlaf noch, uns nicht anhielt. Es gab aber keine Möglichkeit mehr, über den Fluß zu kommen. Wir kehrten wieder um. Zum dritten Male passierten wir die alte Bergstraße. Nun wollten wir versuchen, aufwärts des Lechs, im Süden, einen Übergang zu bekommen. Im kleinen Dorf Ummendorf (südl. von Landsberg) ließ uns eine Bäuerin ins Haus und verköstigte uns. Wir hofften in Mundraching eine unzerstörte Brücke über den Lech vorzufinden. Aber bereits von der Ferne sahen wir, daß auch sie zerstört war. Nur ein einzelner dicker Balken führte noch hinüber. Wir beschlossen, darüber zu klettern. Nur waren wir sehr behindert durch unsere Koffer, die wir nicht zurücklassen wollten. Fast wären wir beide in den reißenden Fluß gestürzt. Es kam wieder die Nacht, zum dritten Male, seitdem wir die Landsberger Kaserne verlassen hatten.

Einen Einödbauern westlich des Bahnhofs Kinsau (10 km nördl. von Schongau) baten wir um ein Nachtquartier im Heustock. Er lehnte ab. Wir überlegten wieder. Unweit von unserem Standort lag das Bahnhofsgebäude. Vielleicht können wir im Warteraum übernachten, wenn die Türe offen ist. Wir hatten Glück. Die Türe war offen. Ein großer Tisch mit einer breiten Platte wurde für diese Nacht unser »Bett«. Unerwartet schliefen wir recht gut, nachdem wir zuvor eingeheizt hatten, wobei uns als Brennmaterial die Stühle des Warteraums dienten. Schließlich weckte uns die Kälte. Früh schon machten wir uns auf den Weg, das Reststück nach Hause zurückzulegen. Wir liefen in Richtung Hohenfurch (bei Schongau). Hier lenkten wir unsere Schritte in Richtung Schwabniederhofen und Schwabbruck. In der Mitte des letzten Dorfes, vor dem Hause Schäferwirt, warf ein entgegenkommender amerikanischer Soldat aus seinem Panzer meinem Kameraden eine feste Decke zu. (Später ließ er daraus eine Jacke schneiden, die er noch heute trägt und stolz jedem zeigt.) Auf der »Kreuzstraße« bei Huttenried (6 km westl. Schongaus) sagte mein Kamerad: »Warum läufst du auf einmal so schnell?« Ich entgegnete ihm: »Nun sind wir bald daheim!« In einer Viertelstunde durfte ich Karl mein Heimatdorf Burggen zeigen. Wir freuten uns beide unbändig und fühlten uns »aus dem Kriege«. Über einen Schleichweg, damit uns niemand sehen sollte, erreichten wir mein Heimathaus. Die Haustüre unseres Bauernhauses war offen. Da ich meine Mutter sicher in der Küche wußte, klopfte ich hier an der Türe. Wie erwartet, stand meine Mutter am Herd. In der Ecke am Tisch saß ein Freund unseres Hauses mit meinem Vater. Sie waren schwer am Diskutieren. Die Freude über die Heimkehr des Sohnes Josef als erster von fünf Söhnen aus dem Krieg — der dritte war noch am 23. Februar in Vitanova (in der Hohen Tatra) gefallen — ließ die sorgenerfüllten Gesichter von Vater und Mutter etwas in Freude verwandeln. Und ich war daheim! Ich empfand ein großes Glück. Meine Eltern nahmen meinen Kriegskameraden gerne auf. Ihm gefiel es in meiner Heimat recht gut. Er ging nicht mehr nach Hause und heiratete in einen Hof ein.

In Erdbunkern und Baracken wartete das kalte Grauen

Ordensschwwestern pflegten todkranke Juden in KZ-Außenlagern

Von Schwester M. Betha Blöchl (†)

Im März verlassen die letzten Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul die Stadt Landsberg, in der sie seit 1849 im Heilig-Geist-Spital wirkten. Außerdem betreuten sie von 1850 bis 1983 das Städtische Krankenhaus und leisteten von 1900 bis 1970 ambulante Krankenpflege, zuletzt in der Brudergasse 215. Der folgende Bericht von Schwester M. Betha Blöchl, die am 29. April 1945 von den Amerikanern zu den Kranken und Sterbenden in die KZ-Außenlager bei Landsberg gerufen wurde, hat zeithistorische Bedeutung. Wir veröffentlichen hier den Originaltext der Niederschrift (D. Red.).

Am Freitag, dem 27. April 1945, bei Einbruch der Dunkelheit, wurde nach den vorausgegangenen schreckensvollen Tagen auch unsere Stadt trotz Sprengung der beiden Lechbrücken eingenommen. Am Sonntag, dem 29. April, wurde uns der Auftrag der amerikanischen Militärbehörde überbracht, die Pflege der schwerkranken Juden im Lager zu übernehmen. Bürgermeister Dr. Linn erhielt den Befehl, nur Ordensschwwestern für die Pflege der Juden zu schicken.

Unter Führung von Frau Noe, einer Schwester des Herrn Bürgermeisters, eines Arztes und zwei Sanitätern traten Schw. M. Reinlinde und ich — Schw. M. Betha — sofort den Weg zum Lager an. Infolge der gesprengten Brücken konnten wir nur nach einständigem Umweg über die Staustufen das andere Lechufer erreichen, von wo aus wir durch die Amerikaner ins Lager transportiert wurden. Dieses Lager, eine große, weite Fläche an einem großen Wald entlang gelegen, war durch eine hohe Bretterwand von der Außenwelt abgesperrt. In demselben befanden sich 885 Menschen, darunter ungefähr 300 Schwerkranke. Schw. M. Reinlinde und ich beteten im Stillen ohne Unterlaß auf dem Weg dorthin. Wir fühlten, daß wir vor eine ganz große Aufgabe gestellt wurden. Aber, wie konnten wir auch nur ahnen, was Schreckliches auf uns wartete. Zuerst wurden wir in die Schreibstube geführt und den Herren der Amerikanischen Militärbehörde sowie den jüdischen Ärzten, die sich als Häftlinge hier befanden, vorgestellt. Alle Herren waren sehr freundlich zu uns. Sie stellten nun verschiedene Fragen an uns u. a. auch, ob wir von den Greueln in den Lagern etwas gewußt hätten. Wir antworteten mit »Nein«. Wir bedauerten wohl sehr oft die zur Arbeitsstätte getriebenen Juden; aber von den traurigen Ereignissen in den Lagern hatte die Bevölkerung wie wir keine Ahnung. Es war ja strengstens verboten, ein solches Lager selbst im weiten Umkreis nur zu betreten.

Nun baten wir einen Arzt, er möge uns zu den Kranken führen, daß wir ihnen helfen könnten. Wir wurden zur Vorsicht ermahnt wegen des herrschenden Fleckfiebers. Wir konnten uns eines inneren Bangens nicht erwehren. Aber ein Gedanke tröstete uns: Der liebe Gott, der uns hierher gerufen hat, wird uns aus allen Gefahren erretten. Als erstes betraten wir nun das eigentliche Krankenrevier, das immer zur Aufnahme der Kranken diente. Unvergeßlich bleibt uns der grauenvolle Anblick, unbeschreiblich der Jammer und das Elend, das uns hier empfing, das Heulen und Schreien der Kranken. Wir fanden hier etwa 50 Kranke, total verkommen und verwahrlost, starr von Schmutz und Läusen, zum Skelett abgemagert, nur in Lumpen und alte Decken gehüllt, dicht zusammengepfercht, ein Bild tiefsten Elendes. Als uns die Kranken bemerkten, erhöhte sich ihr Wei-

nen und Heulen. Von allen Seiten hörten wir nur immer und immer wieder: »Schwester, liebe Schwester, bitte zu mir«. Jeder streckte uns seine abgezehrten Arme entgegen. Viele wollten unsere Hände küssen. Jeder wollte uns sein Leid klagen. Der Arzt bedeutete uns, daß wir uns vorerst noch nicht mit jedem einzelnen befassen könnten. Er führte uns nun in die Baracken, in welchen sonst die gesunden Häftlinge hausten, von denen aber auch jetzt alle schwerkrank darnieder lagen. Großes Entsetzen befiel uns, als wir die Kranken in solch menschenunwürdigen Unterkünften antrafen. Wer diese Unterkünfte und dieses Elend nicht selbst gesehen hat, kann sich schwerlich einen Begriff machen. Es waren lange, tief in die Erde gebaute Holzhütten; in der Mitte kaum mannshoch, mit einem schmalen Gang durch. Rechts und links befand sich eine ungefähr 60 cm hohe Bretterbrücke, die ganz unter das Dach ging und welche als Lager dienen mußte. Die Kranken konnten nur liegen oder gebückt sitzen. Seit einigen Monaten hatten sie ein wenig Stroh als Unterlage. Da die meisten von ihnen an schrecklichem Durchfall litten, für ihre Bedürfnisse aber in keiner Weise gesorgt war, die meisten von ihrem Lager sich nicht mehr erheben konnten, kann man sich vorstellen, in welchem Zustand sich die Kranken befunden haben.

Viele von den hier liegenden Kranken hatten schrecklich eiternde Wunden, andere Finger und Zehen abgefroren, andere lagen schon bewußtlos da. Wir fanden Sterbende im Freien liegen. Tief beschämte uns die wiederholte Anklage, daß es Deutsche waren, die diese Verhältnisse zugelassen und geduldet haben. Nun hatten wir Gelegenheit, ein wenig gut zu machen, was andere verbochen hatten.

Beim Anblick all dieses Elendes hatten wir all die Gefahren der Ansteckung, die uns hier drohen könnten, vergessen. Wir wünschten uns viele Hände, um allen schnellstens helfen zu können. Aber was waren hier auf diesem ausgedehnten Arbeitsfeld zwei armselige Schwestern? Mit Gottes Hilfe gingen wir nun an die Arbeit. Unsere erste Hilfe bestand darin, die Kranken mit Suppe und Getränken zu versorgen, da alle unter schrecklichem Durst litten. Erst dann legten wir Notverbände an. Es war ja alles mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden. Im ganzen Lager kein Tropfen Wasser, kein Licht — Verbandsmaterial hatten wir selbst mitgebracht.

Die Amerikaner sahen nun selber ein, daß unter diesen Verhältnissen keine ordentliche Krankenpflege möglich ist. Es wurde beschlossen, die Kranken auf schnellstem Weg zu entfernen. Nachmittags um 3 Uhr begann der erste Abtransport der Schwerstkranken. Die Amerikaner fuhren mit einigen Lastwägen vor. Zuerst mußten aber die Kranken entlastet werden. Wegen Wassermangel mußte die amerikanische Methode — bestreuen mit Puder — angewandt werden. Das war eine ganz schwierige Arbeit, denn man konnte nur ganz gebückt den Kranken beikommen. Ebenso schwierig war das Verbringen der Schwerkranken auf die Autos. Wir mußten die Kranken wegen der Höhe des Autos zuerst auf einen Brückenwagen schaffen und von dort auf das Auto, welches nur mit wenig Stroh bedeckt war. Man kann sich die Qual der Todkranken vorstellen, die sie dabei erleiden mußten. Gegen Abend kam ein Gewitter. Bei strömendem Regen mußten wir im Freien arbeiten. Die in den Wägen befindlichen Kranken konnten wir nur in Decken

hüllen. Nun mußte der Transport unterbrochen werden, da es dunkel wurde. Es wurde uns von der Militärbehörde die Heimfahrt angeboten. Wir teilten ihnen unseren Entschluß mit, im Lager die Nacht über zu bleiben, da wir die vielen Schwerstkranken jetzt noch nicht allein lassen wollten.

Nun blieben wir allein zurück. Inzwischen fing es an zu schneien. Wir gingen von Baracke zu Baracke, verbanden Wunden und schauten nach den Schwerstkranken. Nun war es ganz Nacht geworden — wir zwei Schwestern waren ganz allein. Alles hatte sich in die Baracken verkrochen. Man hörte nur das Jammern und Stöhnen der Kranken. Mit einem Kerzenstumpfen wanderten wir bis tief in die Nacht hinein in Schnee und Regen herum. Niemand war zu sehen, nur zwei amerikanische Posten wärmten sich an einem kleinen Feuer. Ganz naß und ausgefroren gingen wir nun auch in eine Baracke, setzten uns auf ein Bündel Stroh zu den Kranken und warteten auf den grauenden Morgen. Bei Tagesanbruch eilten wir wieder in die anderen Baracken. Gegen 9 Uhr konnten wir erst etwas schwarzen Kaffee für unsere Kranken bekommen, da die Bauern aus der nächsten Ortschaft erst Wasser herbeischaffen mußten. Mit großen Kübeln schleppten wir den Kaffee in die Baracken. Hernach ging es wieder erneut an das Entlausen und Transportieren der Kranken.

Im Laufe des Vormittags trafen die lieben Schwestern M. Jolenta und M. Ursinella ein; sie mußten zu Fuß den weiten Weg zurücklegen. Wie froh waren wir, als wir die beiden sahen! Mit vereinten Kräften arbeiteten wir bis 1 Uhr Mittag. Nun wurden wir von einem amerikanischen Offizier freundlich aufgefordert, doch endlich etwas zu essen und auszuspannen. Da wir seit Sonntagabend nichts zu essen hatten, baten wir um die Heimfahrt. Sofort wurde ein Auto bereitgestellt, das uns zur Brücke der Staustufen bringen mußte. Ein Offizier mußte uns begleiten und zur Wache bringen. In einem jämmerlichen Zustand, ganz verschmutzt und verlaust kamen wir in unserem lieben Heim an. Nach einer gründlichen Reinigung machte sich ein großer Hunger geltend. Dann gingen wir zur Ruhe, um Kraft für den folgenden Tag zu schöpfen. Am nächsten Morgen ging es wieder fort an die Stätte des Elendes. Nach einem einstündigen Marsch zum anderen Lechufer und nach langer Wartezeit auf ein Lastauto kamen wir wieder im Lager an. Wir hatten zu allem Elend auch noch sehr schlechtes Wetter. Die lb. Schwestern M. Jolenta und M. Ursinella erwarteten uns mit Sehnsucht. Sie wurden nun auch von den Amerikanern heimgefahren. Nun ging unser Samariterdienst wieder an. Wir glaubten, nach zweitägigem Transport nicht mehr soviel Kranke vorzufinden. Aber wie erstaunt waren wir, immer wieder neue Kranke im undenkbar größtem Elend zu finden. Nun arbeiteten wir wieder rastlos bis tief in die Nacht hinein, bis wir gezwungen waren, wegen schlechtem Wetter und dichter Finsternis in einer Baracke den Morgen abzuwarten. Die Nacht war sehr kalt, wir froren und zitterten. Um Mitternacht hörten wir Schüsse, wir ahnten, daß ein Unglück geschehen ist. Wir durften aber wegen der Posten die Baracken nicht verlassen. Erst am Morgen erfuhren wir, daß ein geflüchteter Soldat angeschossen und schwer verletzt wurde. Er wurde auch mit den Kranken fortgeschafft.

Nun kam der letzte Tag, den wir im Lager verbringen mußten. Bis 4 Uhr wurde immer noch abtransportiert, bis endlich alle Schwerkranken weggeschafft waren. Nun blieb nur noch übrig, was sich noch auf den Füßen halten konnte. Wir durchsuchten noch alle Baracken im ganzen Lager. Wir mußten sehr weit laufen, bis alle Hütten im weiten Umkreis durchsucht waren. Nun wurden wir mit dem letzten Transport bis zur Kaserne gebracht und von dort gingen wir heim. In einem jämmerlichen Zustand gingen wir durch die Stadt. Ein Landsberger Arzt begegnete uns und sagte: »Ja, Schwestern, wie seht denn ihr aus!« — Wir sagten, daß wir vom Lager kommen; er meinte: »Das sieht man euch wirklich an!«

Als wir vom Lager weggingen, forderte uns ein amerikanischer Offizier auf, zur weiteren Pflege der Juden in die Kaserne zu kommen. Er sagte u. a., die Schwestern gehören zu den amerikanischen Truppen. Er fragte, wie uns die Amerikaner gefallen, wir sagten gut. Dann sagte er: »Bei den Schwestern sind alle Menschen gut.« Am nächsten Morgen ging es schon in die Kaserne. Wir hofften hier bessere Verhältnisse anzutreffen; aber wir erlebten eine große Enttäuschung. Infolge des ganzen Umsturzes war die Kaserne in einem sehr unordentlichen Zustand. Durch Sprengung der Brücken kein Licht und kein Wasser. Da nun Landsberg zum Sammellager wurde und außer den Kranken, die hier waren, alle Juden von den umliegenden Lagern hieher kamen, war die Kaserne in einigen Tagen von 5–6 000 Juden überflutet. Gesunde und Kranke — alles durcheinander. Die Verpflegung reichte nicht mehr aus. Es war nichts organisiert — ein furchtbares Durcheinander. Es kam vor, daß wir beim Austeilen der Speisen mitten unter einem Knäuel raufender und tobender Menschen standen. Ein Kriegsgefangener und vier Schwestern sollten diesen Tausenden von ausgehungerten Menschen gerecht werden. Wir waren nahe daran, den Mut zu verlieren. Nun wandten wir uns an die Militärbehörde und verlangten, die Kranken von den Gesunden abzusondern. Endlich wurde ein großes Lazarett eingerichtet. Nun bekamen wir noch einige Kriegsgefangene und Helferinnen. Nun mußten die Kranken gebadet und gereinigt werden. Die Schwierigkeiten wurden immer größer. Das Wasser, das herbeigeschafft wurde, reichte kaum zum Kochen. Es wurde die Bevölkerung eingesetzt zum Helfen. Aber niemand wollte arbeiten, alles drückte sich — und keine Aufsicht, jeder machte, was er wollte, es war ganz schlimm. Wir arbeiteten, was nur ging; endlich waren die Kranken im Lazarett untergebracht. Ungefähr 300 konnten aufgenommen werden. Jetzt fehlte es wieder überall am Notwendigsten. Der Wassermangel war das bitterste. Ganz langsam besserten sich die Verhältnisse. Das Rote Kreuz übernahm nun die Kaserne, und wir mußten wieder wandern.

Nach einigen Tagen wurde uns das Hilfskrankenhaus Kindergarten übergeben. Hier fanden wir wieder die gleichen Schwierigkeiten und dieselbe Not. Nach einigen Tagen war das Haus mit nahezu 90 Fleckfieberkranken belegt. Arbeit gab es — fast nicht zu bewältigen. Aber hier durften wir ganz besonderen Schutz Gottes erfahren. Niemand vom ganzen Personal erkrankte am Fieber. Nachdem das Fleckfieber abgeflaut war, wurden die schweren Fälle verlegt nach Holzhausen. Unser Haus wurde nun mit schwer lungenkranken Juden belegt. Wir arbeiteten dort nahezu 8 Wochen. Die göttliche Vorsehung schickte uns nun zwei Ordensschwestern vom hl. Karl Borromäus. Sie wußten nicht wohin, und es wurde beschlossen, daß sie den Kindergarten übernehmen sollten und wir wieder in die ambulante Pflege zurückgehen könnten. Wir glaubten, alles sei in Ordnung; aber wir täuschten uns. Wir rechneten nicht mit dem Widerstand der Kranken. Aber das gab eine große Aufregung unter den Kranken. Sofort wurden zwei Listen aufgestellt. Alle Kranken setzten ihre Namen darunter. Wir hatten große Mühe, die Gemüter wieder zu beruhigen. Wir blieben noch 8 Tage, und der lb. Gott fügte es, daß diese Kranken an demselben Tag, wo wir gehen sollten, alle nach Gauting verlegt wurden. Da nun das Haus mit neuen deutschen Kranken belegt wurde, gab es keine Schwierigkeiten mehr. Schw. M. Reinlinde und ich gingen wieder in unser liebes Heim, um dort wieder unseren Beruf auszuüben. Schw. M. Jolenta und M. Ursinella wurden nach zwei Wochen wieder in die Kaserne gerufen und mußten unter den größten Schwierigkeiten und Opfern bis August dort verbleiben.

Dieser Bericht für die Ambulante Krankenpflegestation Landsberg umfaßte den Zeitraum vom 29. April bis 1. August 1945.

Buchbesprechungen

Wolf VI. im Spiegel der Wissenschaft

Wissenschaftliches Kolloquium zum 800. Todesjahr Welfs VI. im Schwäbischen Bildungszentrum Irsee. Herausgegeben von Rainer Jehl, Sigmaringen 1995 (= Irseer Schriften, Band 3), 146 S., 10 Abb., DM 38,- ISBN 3-79954173-X.

Endlich, nach vier Jahren, sind die Beiträge des vom 5. bis 8. Oktober 1991 in Irsee veranstalteten Symposions im Druck erschienen.

Welf VI., um 1115 geboren und 1191 in Memmingen gestorben, ist eine der interessantesten Persönlichkeiten aus dem Welfengeschlecht. Als Bruder Heinrichs des Stolzen und Onkel des Welfen Heinrichs des Löwen und des Staufers Friedrich Barbarossa spielte er eine nicht unwesentliche Rolle in den Auseinandersetzungen dieser beiden verwandten und verfeindeten Geschlechter. Kernraum seines weitgestreckten Herrschaftsgebietes war Süd- und Mittelschwaben, vor allem aber der Lechrain mit den Welfenburgen Peiting und Kaufering und den Hausklöstern Rotenbuch und Steingaden, letzteres eine Gründung Welfs VI., wo er und sein früh verstorbener Sohn Welf VII. ihre letzte Ruhestätte fanden.

Territoriale, biographische und dynastische Aspekte, aber auch ein bedeutendes künstlerisches Mäzenatentum sind Gegenstände dieses Sammelbandes, des Ergebnisses eines Symposions, das von der Schwabenakademie Irsee gemeinsam mit der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft Augsburg und dem Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte der Universität Augsburg veranstaltet wurde, unter Leitung von Pankraz Fried, Rainer Jehl, Hans Pörnbacher und Bernhard Schimmelpfennig.

Der einführende Beitrag von Katrin Baaken über Herzog Welf VI. und seine Zeit breitet die acht Jahrzehnte seines Lebens vor dem Leser aus, eines Herzogs, der Zeitgenosse von fünf Herrschern des Reiches und siebzehn Päpsten war. Kreuzzug, Italien- und Reichspolitik, die angestrebte Konsolidierung einer »terra Welfonis« bis zum tragischen Verlust des einzigen Sohnes, Welf VII., — das wird untersucht und dargestellt mit Einbeziehung der einschlägigen Literatur und Abwägung ihrer Ergebnisse.

Die Beiträge von Hansmartin Schwarzmaier und Armin Wolf befassen sich mit diffizilen genealogischen Spezialthemen, nämlich der Herkunft der Gattin Welfs VI., Uta von Schauenburg, und der möglichen Abkunft König Rudolfs von Habsburg von einer im Welfenstammbaum verschwiegenen Tochter Welfs VI. namens Elisabeth. Die mit Akribie vorgetragene, wenn auch nicht unwidersprochen gebliebene These Wolfs würde bedeuten, daß Welf VI. ein Ahnherr der Könige und Kaiser aus dem Hause Habsburg und nicht der letzte der schwäbischen Welfen gewesen ist.

* * *

Zum Beispiel: Der Hexenhenker von Schongau

Jutta Nowosadtko: Scharfrichter und Abdecker. Der Alltag zweier »unehrlicher Berufe« in der frühen Neuzeit. Verlag Ferdinand Schönigh, Paderborn. 412 Seiten, DM 68,- ISBN 3-50676115-3.

In Odilo Engels' Beitrag »Friedrich Barbarossa und die Welfen« wird der prosopographische Forschungsansatz auf das dynastisch-territorialstaatliche Streben Heinrichs des Löwen im Konflikt zu Barbarossa angewandt. Nach einem Überblick über die traditionellen Deutungen des Konfliktes seit Ficker und Sybel und ihre jeweils in der Gegenwart gegründeten Motivationen — ein äußerst interessanter Längsschnitt durch die Geschichtswissenschaft! — wird das Selbstverständnis der Welfen und der Wandel ihres Adelshausbewußtseins zunächst innerhalb zweier Generationen von Heinrich dem Schwarzen zu Heinrich dem Stolzen veranschaulicht, dann aber die Neuorientierung dieses Selbstverständnisses bei Heinrich dem Löwen untersucht. Beeindruckend ist hierbei, wie das Krönungsbild Heinrichs des Löwen aus dem Welfen-Evangeliar im Sinne dieses Forschungsansatzes interpretiert wird.

Die Konflikte zwischen Welfen und Staufern im 12. Jahrhundert untersucht Gerd Althoff in seinem Beitrag. Während die bisherige Geschichtsschreibung diese vor allem rechtshistorisch analysierte, wobei man dem Rechts- und Staatsverständnis des 19. und 20. Jahrhunderts verpflichtet war, geht Althoff von den Aussagen und der Sicht der historischen Quellen, v. a. der *Historia Welforum*, aus und legt dar, daß Gerichtsurteile — wie die Absetzung Heinrichs des Löwen durch ein solches — in den Streitigkeiten zwischen Kaisern und Herzögen nur ein Mittel der Konfliktlösung darstellten, keineswegs aber die dominante Wirkung haben, wie sie die rechtshistorische Forschung sehen wollte.

Hans Pörnbacher untersucht Welf VI. als Mäzen und Anreger der Literatur. Der Welfe, dessen Hochherzigkeit von Walther von der Vogelweide und Tannhäuser gerühmt wird, dürfte vor allem mit seiner Hofhaltung zu Peiting ein Zentrum der Literaturpflege geschaffen haben. An Hand der Spielmannsepen vom König Rother und vom Herzog Ernst weist Pörnbacher nach, daß aus ihnen Welfs VI. Vorstellungen von Politik im Reich, Königs- und Herrscheridee abzulesen sind, ebenso wie die Einbindung allen Handelns und Geschehens in das christliche Weltbild. — Pörnbacher verdanken wir auch den Schlußbeitrag mit der Erklärung der Welfengenealogie in der Vorhalle des Münsters in Steingaden.

Vom schwäbischen Kernraum weg führt der Beitrag von Josef Riedmann über die welfischen Besitzungen im Tiroler Raum und die Beziehungen Welfs VI. zu diesem Gebiet. — Pankraz Fried muß in seinem kurzen Beitrag über die Vorstufen des frühen Staatsaufbaues der Welfen in Ostschwaben auf die zum großen Teil noch ausstehenden Ergebnisse der Atlasforschung hinweisen, kann aber doch wichtige Erkenntnisse thesenförmig formulieren. Klaus Münzer

Die Autorin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fach Geschichte an der Universität Essen, ist manchem Landsberger noch in bester Erinnerung durch ihren interessanten Vortrag über den Scharfrichter Johann Georg Abriel und die Schongauer Hexenprozesse, den sie anlässlich der Erstaufführung der »Hexe von Schongau« vor zwei Jahren hielt. Diesem Abriel ist auch ein längerer Exkurs des Buches gewidmet, dem die Dissertation zugrunde liegt, mit

der Jutta Nowosadtko 1993 »summa cum laude« promovierte.

Die Frage nach der Erstursache der »Unehrllichkeit« diskutiert die Autorin in kritischer Auseinandersetzung mit der rechtsgeschichtlichen, psychologischen, sakral-magischen und rationalistischen Theorie und entscheidet sich schließlich für die sozialgeschichtliche Fragestellung zur Problematik dieser gesellschaftlichen Randgruppe, wie wirtschaftliche Grundlagen, Ausbildung, Herkunft, Heiratsverhalten und überregionale familiäre Verflechtung der Scharfrichter- und Abdeckersippen. Die »Unehrllichkeit« wird dabei als soziale Abgrenzung durch die Handwerkerzünfte, nicht als Selbstwahrnehmung der Betroffenen oder Definition der Verwaltungsbeamten und Juristen begriffen. Als Paradigma dient der Verfasserin hierzu die biographische Fallstudie des Hexenscharfrichters Abriel, das Musterstück einer farbigen historischen Miniatur.

Aufgezeigt werden die anfänglichen Zusatzfunktionen der Scharfrichter und Abdecker als Überwacher (mitunter

auch Betreiber) von Bordellen und Spielhöhlen, als Müllbe-seitiger, Hunde-, Katzen- und Rattenfänger, sowie die all-mähliche Entwicklung zum anspruchsvollen Ausbildungs-beruf mit festem Jahresgehalt und veterinär- und human-medizinischen Kenntnissen.

Obwohl gefürchtet, sozial verachtet und gemieden, spielten Scharfrichter und Abdecker in der magischen Volkskultur der frühen Neuzeit doch eine wichtige Rolle, zumal die Grenzen von Medizin und Magie sich damals verwischten. So dienten Menschenhaut und -fett und Kno-chenteile der Hingerichteten als »medizinische« Mittel wie auch als Amulette für die Bevölkerung. So zog man auch den Scharfrichter zu Rate, um die Haustiere vor Schadens-zauber zu schützen oder kaufte von ihm figurenbedruckte Papierstückchen (»Passauer Zettel«), um hieb-, stich- und kugelfest zu werden.

Fazit: Ein ungemein interessantes Buch für jeden kultur-geschichtlich aufgeschlossenen Leser! Klaus Münzer

* * *

Der Dom zu Augsburg als Kunstdenkmal

Denis A. Chevalley, Der Dom zu Augsburg. Die Kunst-denkmäler von Bayern, Neue Folge, Band I., 563 S., 801 Abb. Verlag R. Oldenbourg München 1995. ISBN 3-486-55960-5, DM 148,-.

Endlich ist die lang erwartete Monographie über die denkmalkundliche Inventarisierung der Kathedrale unseres Bistums erschienen! 1955 und 1963 als 1. Band eines Gesamtinventars der Stadt Augsburg bereits geplant, wurde das Werk nach der Inneninstandsetzung des Domes von 1983/84 ab 1986 als Großinventar in Angriff genommen. Nun führt er als Band I die »Neue Folge« der »Kunstdenk-mäler von Bayern« an, welche die vor über 100 Jahren be-gonnenen »Kunstdenkmalerei des Königreiches Bayern« all-mählich ablösen und ersetzen soll.

Nach altbewährtem, traditionellem Aufbau wird zunächst die Baugeschichte der Bischofskirche seit karolin-

gischer Zeit dargestellt. Der ottonische Bau einer dop-pelchörigen Pfeilerbasilika mit durchgehendem Westquer-haus, die urtümliche innere und die spätere vierschiffige vordere Krypta werden vorgestellt. Der bildhauerische Schmuck der Gotisierungsphase ist mit Detailaufnahmen aller Konsol- und Schlußsteine sowie der Portalplastiken eindrucksvoll vor Augen geführt, ebenso die Reste der Wandmalereien. Ebenso sorgfältig wird die Ausstattung der Domkirche, beginnend mit den berühmten Glasfenstern, die zahlreichen Altäre, Portale, die Chorgestühle und Epita-phien dokumentiert. Es folgen die Sakristeien mit den Zi-melien und Paramenten des Domschatzes und der Dom-kreuzgang mit reich bebildeter Darstellung aller Grabplat-ten und Steindenkmäler.

Neben den zahlreichen Plänen und zeichnerischen Dar-stellungen beeindruckt vor allem die hervorragenden photographischen Aufnahmen von Eberhard Lantz, die den Band auch für den kunsthistorischen Laien zu einer Au-genweide machen. Klaus Münzer

* * *

Stadt Landsberg am Lech I Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge II,1

Von Dagmar Dietrich, im Auftrag des Bayerischen Staats-ministeriums für Unterricht und Kultus, Wissenschaft und Kunst herausgegeben vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege. Deutscher Kunstverlag München 1995 ISBN 3-422-00571-4, DM 98,-.

»Wer will haben, der muß graben«, sagt Abraham a Santa Clara. Das Team des Landesamtes für Denkmal-pflege hat bei der Inventarisierung der Landsberger Altstadt jahrelang gründlich gegraben und — zieht man dabei die Rolle der Dendrochronologie mit in Betracht — tief ge-bohrt in der Vergangenheit. Das Ergebnis dieser umfang-reichen Erkundung ist so vielgestaltig und reichhaltig, daß es im Endeffekt vier voluminöse Bände füllt, deren erster nun vorliegt.

Nun wissen wir noch genauer als bisher, warum in unse-rer Stadt was steht, was wir an ihr haben und welches historische Erbe in seinem ganzen Umfang sie birgt. Mehr noch. In diesem ersten Band (Einführung — Bauten in öf-

fentlicher Hand) wird darüber hinaus auch die Bedeutung einer Stadtgeschichte für die gesamte kulturelle Entwick-lung Europas angedeutet. Ermöglicht wurde dieses ent-wicklungsgeschichtliche Zeugnis zum einen durch eine vorbildliche Zusammenarbeit zwischen Stadt-sanierung und Denkmalamt, der eine Pilotfunktion über Bayern hinaus für die gesamte Bundesrepublik zukommt; zum anderen durch das präzise Zusammenspiel versierter Kräfte in einem en-gagierten Team unter der Leitung von Oberkonservatorin Dr. Dagmar Dietrich. Der Deutsche Kunstverlag will das auf wissenschaftlicher Grundlage erarbeitete Gesamtwerk in der Reihe »Die Kunstdenkmäler von Bayern« bis spä-testens 1997 komplett auf den Markt bringen.

Im ersten Band blättert sich auf 510 Seiten zunächst einmal die Vita unserer Stadt auf, einem Familienalbum gleich begleitend veranschaulicht an 445 schwarzweißen und 24farbigen Abbildungen. Kenner der Stadtgeschichte werden bei der Lektüre überrascht und befriedigt feststel-len, daß vieles tiefer ergründet werden konnte, auch im wörtlichen Sinne, daß manches neu gedeutet oder gar um-geschrieben werden mußte und über historische Zusam-menhänge Neues sichtbar wurde, auch wenn viele Fragen offen geblieben sind. Als besonders verdienstvoll darf dabei

angemerkt werden, daß auch Verlorengegangenes registriert, dessen Spuren gesammelt und aufgezeigt werden.

Eine Topographie der Stadt, ein Rückblick auf die Besiedlungen in ihrem Raum, auf ihr Werden aus den ersten Herrschaftsstrukturen heraus führen in einer Art Rekapitulation zum besseren Verständnis des eigentlichen Themas zunächst auf die Anfänge der baulichen Entwicklungen und von dort weiter auf die Stadtgründung bis zur gebauten Umwelt einer wachsenden Urbanität hin.

Die folgenden Abhandlungen dehnen sich zu einer Wanderung durch die Geschichte der spätmittelalterlichen bürgerlichen Selbstverwaltung, der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung, durch die Geschichte von Kunst und Kunsthandwerk mit den großartigen Leistungen der Bürgerschaft und ihrer Zünfte in den vergangenen Jahrhunderten. Drei wesentliche Stationen sind dabei die Bauten der öffentlichen Hand mit den Befestigungsanlagen, die Bauten der sozialen Fürsorge, die großen Wirtschaftseinrichtungen und die Lechbrücken.

Gebührend breiter Raum ist dem gewidmet, was die Altstadt bei ihrer ersten Begegnung so sehenswert, wie im Traditionsbewußtsein ihrer Bürger so liebenswert macht — ihre einstige Wehrhaftigkeit, die sich in der Stadtmauer, in Türmen und Toren bis in unsere Tage manifestiert. Noch nie auch ist ein so deutliches Bild der leider nicht mehr existenten Burg auf dem Schloßberg gezeichnet worden. Es bewahrt nicht nur Baugeschichtliches vor dem Vergessen, sondern es läßt — als Nebenprodukt gewissermaßen — auch Visionen des früheren höfischen Lebens in der Stadt, dem »lieb Schwabennest« ihres großen Gönners Herzog Ernst, aufscheinen. Das gilt auch für das »abgegangene« alte Rathaus inmitten des Hauptplatzes, das ehemalige, 1874 bei einer Brandkatastrophe zerstörte Hl. Geistspital mit seiner Kirche an der Schlossergasse. Ähnliches gelingt wirklichkeitsnäher beim Blick in das neue Rathaus und vornehmlich in die alten Bürgerhäuser, den auch die Fotografen hier und dort mit exzellenten Aufnahmen gewähren. Sie machen als Fremdenführer im eigenen Haus die Stadt »durchschaubar«, vermitteln ergänzend auf ihre Art Sehens-Würdiges.

Etwa 600 Gebäude haben die Denkmalpfleger und -forscher in der Altstadt begangen, 150 weitere in den Vorstädten und eingemeindeten Dörfern, die sakralen Bauten noch gar nicht mit eingerechnet. Herausgekommen sind dabei lückenlose Dokumente des »unterirdischen« Landsberg und seiner Dachlandschaft, deren Gründlichkeit auch ihnen zur Einmaligkeit verholfen hat. Unter den heimischen Dächern konnten mit Hilfe der Dendrochronologie hundert Gebäude, deren älteste erhaltene Dachgerüste um 1430/40 zu datieren sind, zeitlich sehr genau eingeordnet werden. Dazu trugen nicht zuletzt aber auch typische Konstruktionsmerkmale, Abbund- oder Bundzeichnungen der Zimmerer, Rauchschwärzungen und Schmuckformen bei. Mit dieser u. a. in einer ganzseitigen farbigen Kartierung festgehaltenen Aufnahme sämtlicher Dachgerüste der Altstadt entstand eine Dokumentation von Dachstühlen, wie sie bisher in keiner anderen bayerischen Stadt gibt.

Analog dazu findet man eine systematische Erfassung der Kellerlandschaft. Auch sie ein Dokument für das Wachsen der Stadt und ihren Wandel, ein Dokument, das sich — wie die anderen auch — nicht in der Text- und Bild Darstellung erschöpft, sondern auch schematische Darstellungen, Grundrisse, Planzeichnungen etc. mitliefert. Zwei Hauptformen von Hauskellern lassen sich in der ge-

samten Altstadt unterscheiden: das ziegelgemauerte Tonnengewölbe als die weitaus größere Gruppe und die Keller mit flacher, parallel zur Straße gespannter Balkendecke. Schwieriger als bei den Dachwerken gestaltete sich ihre zeitliche Einordnung. Nur einzelne ließen sich genauer bestimmen.

Blättert man weiter, stößt man in einem Kapitel über die sozialtopographische und wirtschaftliche Strukturierung des Altstadtgebietes u. a. auf zwei aufschlußreiche und übersichtliche farbige Kartierungen. Die eine stellt im Zusammenhang mit der Verteilung des Stadtbodens die Taxierung der einzelnen Anwesen um 1810 dar, die andere gibt Auskunft über die Berufe und ihre Verteilung in der Altstadt zum gleichen Zeitpunkt.

Unter den Bauten der sozialen Fürsorge findet man baugeschichtlich Interessantes etwa über das ehemalige städtische Blatternhaus und das ehemalige Bruderhaus in den beiden gleichnamigen Gassen und — auch das schon Geschichte — über das erst in unseren Tagen verschwundene Krankenhaus an der Lechstraße. Es folgen Schul- und Bildungseinrichtungen, angeführt von dem erstmals 1497 urkundlich erwähnten Schulhaus an der Schulgasse, dann Handwerks- und Wirtschaftsbauten mit den Mühlen und u. a. der ehemaligen Unteren Färb am Vorderen Anger, die von der Heimatgeschichtsschreibung auch schon zum mittelalterlichen Turnierhof umfunktioniert worden ist. Ihr wird in Wort und Bild besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Sie ist eines der Beispiele dafür, wo sich der Volksmund von liebgewonnenen Vorstellungen trennen muß. Nicht zu vergessen die Salzstadel, die im historischen Wirtschaftsleben der Stadt keine geringe Rolle gespielt haben.

Den Abschluß bilden die Brunnen, verlorene und erhalten gebliebene, an ihrer Spitze natürlich der Marienbrunnen, in dessen Umkreis das Herz der Stadt schlägt, und weitere Wasserbauten, die seit altersher der Versorgung mit diesem Lebenselixier gedient haben: Pumpwerke, wie etwa das hinauf zum einstigen Jesuitenkolleg, das Lechwehr mit Floßgasse und Mühlkanal und letztendlich die beiden Lechbrücken im Blick einer wechselvollen Bau- und Stadtgeschichte.

Diese Anatomie einer langjährigen integralen Stadtentwicklung wendet sich weniger an Historiker und Wissenschaftler. Sie spricht vornehmlich den geschichtlich interessierten Bürger an. Sie läßt die Bürger dieser Stadt, die immer einen Wandel erlebt und eine ungeheure Vielfalt an Möglichkeiten geboten hat, in einen Spiegel schauen und gibt ihnen Gelegenheit, sich in ihrer Geschichte als Träger und Bewahrer der Tradition wiederzuerkennen. So vermittelt dieser Band neben seiner immensen Fülle an wissenschaftlichen Informationen auch eine »Selbst(er)kenntnis« par excellence, weil aus ihm zudem das Bemühen einer mittelalterlichen Stadt spricht, ihre Urbanität zu bewahren. Er läßt erkennen, welche Schwierigkeiten im Denken und Handeln sich dabei mitunter auftun, wenn Fortschritt und Beharren gegeneinander aufgewogen werden müssen. Das Buch kann hierbei aber allenfalls Verständnis wecken und indirekt einen Weg weisen; beschreiten müssen ihn die Bürger selbst — in welcher Richtung auch immer.

Das Inventarisations-Team hat bereits mit diesem ersten Werk Maßstäbe gesetzt, die den folgenden Bänden erwartungsvoll entgegensehen lassen. Sie werden sich den Sakralbauten der Altstadt (Band 2), den Bürgerbauten der Altstadt (Band 3) sowie den Vorstädten und eingemeindeten Dörfern (Band 4) widmen.

Walter Drexler

* * *

Landsberger Gold- und Silberschmiede. Verflochten mit den Metropolen

Landsberger Gold- und Silberschmiede. Katalog mit Beiträgen von Wiltrud Meinz-Arnold, Hartfrid Neunzert und Alexandra Schuler: 48 S., zahlreiche meist farbige Abb., Verzeichnisse der Goldschmiede und Gürtler in Landsberg am Lech, Künstlerbiographien, Markentafeln, Literaturverzeichnis, 24,- DM. Neues Stadtmuseum, VonHelfenstein-Gasse 426, D-86899 Landsberg am Lech.

Auch das Versorgungsnetz mit Luxusgütern war in Deutschland einst eng geknüpft. Knotenpunkte waren nicht nur die großen Städte, sondern auch kleine Provinzstädte, z. B. Landsberg am Lech, in denen seit Jahrhunderten Gold- und Silberschmiede die profanen und sakralen Häuser zu bedienen wußten.

Landsberger Silberschmiede konnten sich weit, soweit das jetzt im historischen Rückblick sichtbar wird, seit dem 14. bzw. 15. Jahrhundert gegen die Konkurrenten in Städten und Klöstern erstaunlich qualitativ behaupten. Dieser Rückblick bezieht sich einmal auf schriftliche Dokumente mit Nachrichten über Landsberger Gold- und Silberschmiede, zum anderen auf die größtenteils im Katalog abgebildeten Goldschmiedewerke.

Über den Produktionsumfang der Landsberger Künstler gibt es einstweilen noch keine Anhaltspunkte. Die Landsberger Gold- und Silberarbeiter hatten, da es zu wenige waren, keine eigene Zunft. Gleichzeitig durften in der Stadt nur ein oder zwei Goldschmiede ihr Handwerk ausüben. Der kurfürstliche, seit dem 19. Jahrhundert königliche Rat zu München hatte die Vergabe der Gerechtigkeit oder Gerechtsame, wie die Genehmigung, eine Werkstatt zu gründen oder zu übernehmen, genannt wurde, zu erteilen; dem Rentmeister in der bayerischen Residenzstadt wiederum oblag die (fiskalische) Überwachung des Ausstoßes der Produktion der Werkstätten.

Die Landsberger »Stattprob« wurde im 17. Jahrhundert von Mitgliedern des Inneren Rates und angesehenen Bür-

gern, im 18. Jahrhundert vom Bürgermeisteramt ausgeführt, und die Ware zur Bestätigung mit dem Landsberger Beschauzeichen gestempelt. Das sich im Lauf der Zeit wandelnde Landsberger Beschauzeichen zeigt das Stadtwappen, das Kreuz auf Dreieck, so nachweisbar seit dem frühen 17. Jahrhundert. Bislang sind elf Landsberger Beschauzeichen feststellbar. Die wenigen bekannten früheren Stücke blieben ohne Marken.

Als älteste Landsberger Goldschmiedearbeit gilt das 1380 erstmals erwähnte Reliquiar des hl. Veit im Neuen Stadtmuseum Landsberg, ein anonymes gotisches, vergoldetes Baldachinreliquiar aus Silber und Kupfer, entstanden in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. In dem um 1900 etwa 6000 Einwohner zählenden Landsberg gab es laut Diebeners Adreß- und Handbuch für das deutsche Goldschmiedegewerbe (Leipzig 1903, S. 213) drei jetzt auch im Katalog nachgewiesene Goldschmiedefirmen mit Verkaufsgeschäften, neben J. B. Wittmann noch die Juweliergeschäfte von Andreas Ländle (1861–1939) und Andreas Huber, dessen Daten bislang noch nicht bekannt sind. Sakrale Arbeiten von Adolf Molitor datieren zwischen 1900 und 1937.

Bis auf überraschende Ausnahmen dürften wohl alle Landsberger Goldschmiede jetzt in der »Meisterliste der Landsberger Goldschmiede« (bis zur Gegenwart 47 Goldschmiede) und der »Liste der Landsberger Gürtler« (zwischen 1600 und 1900 insgesamt 27 Gürtler, Buntmetallhandwerker, Geschmeidemacher) von Wiltrud Meinz-Arnold im Katalog erfaßt sein.

Der Katalog weist eindringlich auf ein zu entdeckendes Kapitel der Metallkunst, die überaus qualitätsvolle Goldschmiedekunst in den kleinen Provinz- und Landstädten in Deutschland, die sich in diesen Luxusbereichen wiederum als eng verflochten mit den Metropolen zeigen, stilistisch und personell.

Reto Niggel

(Der gekürzte Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Antiquitätenzeitung, Nr. 17/1994, S. 554 f.)

* * *

Kostbare Werke aus Landsberger Goldschmieden

Klein Matthias: Die Goldschmiedewerkstätten von Landsberg am Lech — Ihre Meister und Werke von den Anfängen bis 1868, München 1994, Bd. 71/72 von ARS BAVARICA, herausgegeben von Volker Liedke, DM 89,90.

Allgemein bekannt ist, daß der Baumeister und Stukktor Dominikus Zimmermann Bürgermeister in Landsberg a. L. war. Auch die Bildhauerwerkstatt des Lorenz und Johann Luidl ist allgemein geläufig. Wenig bekannt sind hingegen die Goldschmiedewerkstätten in Landsberg. Diese Lücke konnte nun in den letzten Jahren geschlossen werden.

1994 fand im Neuen Stadtmuseum in Landsberg eine bedeutende Ausstellung mit Arbeiten der Landsberger Goldschmiede statt. Der dazu erschienene Katalog gibt den aktuellen Wissensstand wieder und ist mit hervorragenden Farbfotos bebildert.

Nun erschien auch die Arbeit von Matthias Klein über die Landsberger Goldschmiedewerkstätten. Als Klein vor über 10 Jahren den Kunstbesitz der Katholischen Kirchengemeinschaft Mariae Himmelfahrt in Landsberg inventarisierte, konnte er einige Arbeiten von Landsberger Goldschmieden entdecken. So entstand die Idee, die Landsberger Gold-

schmiedewerkstätten systematisch zu erforschen und einen Werkkatalog zu erstellen. Besondere Unterstützung erfuhr er durch Klaus Münzer, der das Landsberger Stadtarchiv durchforstete, umfangreiches Material zu diesem Thema fand, las, transkribierte und selbstlos, wie es seine Art ist, dem Autor zur Auswertung zur Verfügung stellte.

Schon vor dem 30jährigen Krieg erreichten Landsberger Goldschmiede Ansehen. Der bekannteste, Hans Kistler, schuf 1447/48 zwei hervorragende Arbeiten für das Kloster Tegernsee. Aber auch in der Barockzeit schufen Landsberger Goldschmiede beachtliche Werke wie den Nepomuk-Kelch von Johann Baptist Weiß. Das 19. Jahrhundert läßt mit den Familien Feichtlinger, Leser und Wittmann eine richtige Goldschmiedetradition entstehen.

Die Landsberger Goldschmiede waren nicht in Zünften organisiert. Für die Beschau (= Kontrolle des Feingehalts an Silber), die Lossprechung der Lehrlinge oder die Vergaben der Gerechtigkeit war deshalb meistens der Magistrat oder ein kurfürstlicher bzw. königlicher Rat in München zuständig. In Landsberg gab es zwei, im 18. Jahrhundert auch drei Goldschmiedegerechtigkeiten. Die zeitweise schlechte Auftragslage führte zu jahrelangen Streitigkeiten mit Gürtlern, die nur Messing verarbeiten und keine wichtigen liturgischen Geräte herstellen durften, sich jedoch nicht immer an diese Vorschriften hielten.

Mit 49 Abbildungen sind die Arbeiten der Landsberger Goldschmiede auch fotografisch umfangreich dokumentiert, wengleich manche Fotos Tiefe und Schärfe vermissen lassen. Dies wird jedoch in manchen Fällen durch Detailaufnahmen ausgeglichen. Vielleicht hätte man die Fotos im Werkkatalog bei ihrer Beschreibung plazieren und nicht über die ganze Arbeit verteilen sollen. Da im Werkkatalog nicht vermerkt ist, ob und auf welcher Seite das Werk abgebildet ist, wird das Auffinden erschwert.

Unbestreitbar ist jedoch der Wert dieser Arbeit in mehrfacher Hinsicht: Kunstgeschichtlich ist das Meister- und Werkverzeichnis der Landsberger Goldschmiede von großer Bedeutung. Von geschichtlichem Interesse sind besonders die Kapitel über Organisationsformen und Gerechtigkeiten. Das Verzeichnis der Marken- und Meisterzeichen der Landsberger Goldschmiede dürfte noch etliche Zuordnungen von liturgischen Geräten an Landsberger Goldschmiede erlauben.

Dr. Alois Epple

* * *

Die Römer in Bayern

Von W. Czysz, Kh. Dietz, Th. Fischer, H.-J. Kellner; 621 S. mit 243 Abb., 24 Farbtafeln; Konrad Theiss Verlag Stuttgart, DM 98,-.

Ein altbekannter Titel — ein neues Konzept! 1924 konnte Friedrich Wagner und 1971 Hans-Jörg Kellner dieses Standardwerk der Geschichte Bayerns zur Römerzeit noch im Alleingang verfassen. Inzwischen hat die Forschung über diese Zeitepoche innerhalb der letzten anderthalb Jahrzehnte so viele neue Erkenntnisse erbracht, daß ein Autor allein nicht mehr in der Lage ist, alle Ergebnisse zusammenzufassen. Der Theiss Verlag, dessen Erfahrung mit einer Reihe von Darstellungen der Römerzeit in mehreren Bundesländern eingebracht werden konnte, wandte nun sein Konzept der Zusammenarbeit mehrerer Autoren auch auf Bayern an, so daß jeder Autor sein Spezialgebiet darstellen konnte, sei es die Siedlungsarchäologie, Verkehr, Wirtschaft und soziales Leben (W. Czysz), die historische Darstellung der vorausgehenden keltischen Periode und der Krisenzeit der Soldatenkaiser (H. J. Kellner), der Okkupation und der römischen Blütezeit (Kh. Dietz) oder der Spätzeit und des Endes der römischen Herrschaft (Th. Fischer).

Aus diesem umfangreichen, etwa 400 Seiten umfassenden historischen Hauptteil des Werkes seien nur einige besonders interessante Fragestellungen und Forschungsergebnisse herausgegriffen: Warum bricht die keltische Oppida-Zivilisation nach der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrhunderts ab? Wie kommt es zu unbezweifelbaren germanischen Einflüssen neben keltischen Elementen vor der römischen Okkupation des Voralpenlandes? Diente dieses als Aufmarschgebiet für einen strategischen Zangenangriff auf das »freie Germanien«? (Diese Frage wird mit guten Gründen verneint!) Wann wurde Raetia Provinz: unter Claudius, Caligula oder gar schon unter Tiberius? (Wohl kaum erst unter Claudius!) Wie setzte sich die Provinzialbevölkerung zusammen? (Neben bereits ansässigen keltischen und germanischen Gruppen: ausgesiedelte Bewohner der Zentralalpen, zugewanderte Italiker und bereits romanisierte »westliche« Kelten.) Wie ging die Romanisierung Raetiens vor sich? Welche Rolle spielte der »Technologievorsprung« der Römer bei der Entstehung einer »homogenen Mischzivilisation« gegen Ende des 1. Jahrhunderts? Wie wurde die Provinz verkehrsmäßig erschlossen? (Straßennetz, Brückenbauten, Schifffahrt.) Wie wurde der Straßenverkehr or-

ganisiert? Inwieweit kann man von einer Urbanisierung in Raetien sprechen? Welche Rolle fiel Cambodunum/Kempton im 1. Jahrhundert zu? Warum wurde der Statthaltersitz nach Augusta Vindelicum/Augsburg verlegt? Wie entwickelten sich die nichtstädtischen Siedlungen? Welche wirtschaftliche Rolle kam ihnen zu? Wie wurden die Gutshöfe bewirtschaftet? Konnte die Provinz die stationierten Truppen versorgen, oder war deren Unterhalt ein »permanentes Zuschußunternehmen«? Rom in der Klemme zwischen Alamannen und persischen Sassaniden: das Schicksalsjahr 233. Der Weihestein an Victoria, 1992 in Augsburg gefunden, zwingt zu einer Neuordnung der Chronologie der Ereignisse der Jahre 259/260 mit dem bisher unbekanntem römischen Sieg über die Juthungen bei Augsburg.

Etwas Licht kann auch das bisher so dunkle 5. Jahrhundert erhellen. So lassen sich neben ostgermanischen auch böhmische Foederati in Grenzkastellen an der Donau nachweisen und sind in den Zivilsiedlungen gegenüber der romanischen Bevölkerung bereits in der Mehrheit. Da nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches das befestigte Regensburg im Besitz dieser böhmischen Foederati blieb, neigt die Forschung zu der These, in den Männern aus Böhmen die »baiovarii« zu sehen, eine der vielen Gruppen, aus denen sich dann — neben Ostgoten, Langobarden, restlichen Romanen und vor den Franken geflohenen Alamannen — der Stamm der Baiern formierte. Nicht zuletzt durch das Halten der Festung Regensburg (der späteren Hauptstadt des agilolfischen Herzogtums) scheinen die ehemaligen böhmischen Foederati ihren Namen Baiuvarii dem ganzen neugebildeten Stamm aufgeprägt zu haben. Diese Stammesbildung aber geschah nicht in einem herrschaftsfreien Raum, sondern unter dem Eingreifen der Ostgoten unter Theoderich, zu dessen Herrschaftsgebiet Raetien als Teil der Diözese Italia seit 493 gehörte. Erst 536 soll der Ostgotenkönig Witigis das Gebiet zwischen Alpen und Donau an den Frankenkönig Theudebert in der vergeblichen Hoffnung abgetreten haben, daß ihn dieser im gotischen Kampf gegen Ostrom unterstützen würde.

Das letzte Viertel des Buches nimmt der topographische Teil ein, der in alphabetischer Folge die Fundorte der Römerzeit in Bayern vorstellt und dabei auch die neuesten archäologischen Ergebnisse berücksichtigt, darunter aus der näheren Umgebung Augsburg, Epfach, Friedberg, Schwabmünchen, die Via Claudia und Wehringen. Ein Anhang mit Literaturverzeichnis, Sach-, Namen- und Ortsregister beschließt dieses Standardwerk der Römerzeit in Bayern.

Klaus Münzer

* * *

Mädchenbildung in Bayern

Christl Knauer, Frauen unter dem Einfluß von Kirche und Staat. Höhere Mädchenschulen und bayerische Bildungspolitik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Schriftenreihe des Stadtarchivs München Miscellanea Bavarica Monacensia; Band 165. München 1995. 509 S., 39,80 DM.

Gerade in der jüngsten Zeit ist der bisher erreichte Stand der Mädchenbildung — die Integration der Mädchen und Frauen in das öffentliche höhere Schulwesen vor allem durch die Koedukation — wieder in Frage gestellt worden. Da ist es um so interessanter, die Anfänge zu betrachten, die Christl Knauer in ihrem Werk über die Schulpolitik in Altbayern unter Montgelas und Ludwig I. — mit Ausblicken bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg — dargestellt hat.

Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte sich eine Umbewertung der gesellschaftlichen Stellung der Frauen aus den höheren Ständen angebahnt. Die Frauen sollten nicht mehr wie die Männer nach Wissen und rationaler Bildung streben, sondern vor allem ihr Gemüt bilden und sich auf die Rolle als perfekte Hausfrau, Gattin und Mutter vorbereiten. Dieses Ideal wurde vom aufstrebenden Bürgertum übernommen und hat zwei Jahrhunderte lang die Erziehungsziele für Mädchen und Frauen geprägt. Die noch von der Aufklärung bestimmte Schulpolitik Montgelas' und die von der Hinwendung zu katholisch-romantischen Ideen beeinflussten Maßnahmen Ludwigs I. unterschieden sich zwar durch den ideologischen Hintergrund und Fragen der Organisation; gemeinsam waren das Erziehungsziel und das Bestreben, möglichst wenig Geld für die Mädchenerziehung auszugeben. Montgelas half sich durch rücksichtslose Säkularisierung fast aller Klöster, auch der Lehrorden, die — wie etwa die Englischen Fräulein, Salesianerinnen und Ursulinen — schon seit dem 17. Jahrhundert in der Mädchenbildung tätig gewesen waren. Ihr Vermögen sollte den Aufbau eines weltlichen Schulwesens finanzieren. So ließ sich zwar ein öffentliches Elementarschulwesen aufbauen, in dem anfänglich auch keine Trennung nach Ständen bestand. Aber für Mädchen war eine staatliche höhere Schulbildung nach dem 12. Lebensjahr nur an zwei Internatsschulen in München vorgesehen, die Töchtern der »gebildeten Stände« — man verstand darunter hochgestellte Beamte und Militärs, Adlige und wohlhabende Bürger — zugute kamen. Einige klösterliche und private Institute füllten notdürftig die Lücke; nur in München war ab 1822 auch eine preiswerte städtische Tagesschule den Töchtern des gewerblichen Mittelstandes zugänglich.

Nach 1815 setzte ein vorsichtiges Umdenken in der Schul- und Klosterpolitik ein, das 1825 mit dem Regierungsantritt Ludwigs I. geradezu zu einem Programm wurde. Als Romantiker sah er in den Gedanken der Aufklärung und der Revolution auch die Ursachen für den sittlichen und religiösen Verfall des Volkes. Da man glaubte, daß vor allem die Frauen und Mütter in der Erziehung ver-

sagt hätten, wollte man eine Besserung durch die Rückkehr zu einer christlichen, von der Kirche unter Kontrolle des Staates getragenen Erziehung erreichen. So wurde nun die Mädchenbildung in den altbayerischen Gebieten zunehmend Nonnen anvertraut. In rascher Folge wurden die Institute der weiblichen Lehrorden wiederhergestellt, wobei man die Englischen Fräulein wegen ihrer großzügigen Regeln bevorzugte. Ludwig drang darauf, daß die strengen Klosterstatuten anderer Orden der Zeit und dem Erziehungsauftrag angepaßt wurden, und nahm dafür auch Auseinandersetzungen mit einzelnen Bischöfen in Kauf. Besonderer Förderung erfreuten sich auch die erst 1833 gegründeten Armen Schulschwwestern, die sich zunächst vor allem des Unterrichts der Kinder aus den einfacheren Volksschichten annahmen. Ein besonderer Vorzug des klösterlichen Schulwesens waren die »wohlfeilen« Nonnen, die viel billiger arbeiteten und von denen auch größerer Einsatz erwartet werden konnte als von den trotz Heiratsverbots mit Mißtrauen beobachteten weltlichen Lehrerinnen. Auch der Gehorsam der Klosterfrauen hob sich wohl tuend ab von der aufrührerischen Gesinnung vieler der ärmlich besoldeten Schullehrer, die nicht nur ihre Standesinteressen, sondern auch politische Ansichten zu vertreten wagten. So schien die klösterliche Erziehung der Mädchen nicht nur Sittlichkeit und Moral zu heben, sondern auch die rechte monarchisch-konservative Gesinnung in den Familien zu garantieren. Die geistliche Schulaufsicht, bei der der Schulinspektor oft zugleich der Beichtvater war, konnte als zusätzliche Sicherung gelten.

Man darf dabei aber nicht übersehen, daß in der Zeit Ludwigs I. die Lehrtätigkeit in Klöstern — neben der ebenfalls klösterlich organisierten Krankenpflege — für unverheiratete Frauen einfacher Herkunft oft die einzige Möglichkeit war, eine über den Elementarunterricht hinausgehende Schulbildung zu erhalten, einen befriedigenden Beruf zu erreichen und der weiblichen Armut zu entkommen. Erst in der zweiten Jahrhunderthälfte wurden weltliche Lehrerinnenseminare und kommunale höhere Töchterschulen errichtet, damit öffentliche weiterführende Schulen für Mädchen aufgebaut. Die klösterlichen Schulen, die 1871/72 noch 84% der Lehrerinnen an öffentlichen Schulen gestellt hatten, wurden zunehmend in den privaten Bereich abgedrängt.

Die Autorin hat den weitgespannten Stoff intensiv aus einem umfangreichen Quellenmaterial erarbeitet und mit lebendig geschilderten Beispielen dargestellt. Auch die Verhältnisse in Landsberg zwischen 1719 und 1845 — von der Tätigkeit und Vertreibung der Ursulinen bis zur Einsetzung der Dominikanerinnen — werden aufgeführt. Das Buch vermittelt interessante Einblicke in die Mechanismen der damaligen Schulpolitik; aktuelle Parallelen könnte man unschwer entdecken. Es wäre zu wünschen, daß die Ergebnisse dieser Arbeit — etwa in einer gestrafften Taschenbuchausgabe — einer breiteren Leserschaft zugänglich gemacht würden.

Manfred Dilger

* * *

Landsbergs schwierige Zeitgeschichte

Barbara Fenner: Es konnte überall geschehen. Landsbergs schwierige Zeitgeschichte. Landsberg (Selbstverlag) 1995.

Barbara Fenner, Geschichtslehrerin am Landsberger Ignaz-Kögler-Gymnasium, befaßt sich seit einigen Jahren mit der Landsberger Zeitgeschichte. Dieses Jahr hat insbeson-

dere ihre und ihrer Schülerinnen und Schüler Mühe bei der Freilegung der Überreste des Außenlagers Kaufering XI große Beachtung gefunden. Die Früchte ihrer Arbeit sind nun dankenswerterweise in einem Buch zusammengefaßt, das sich an alle historisch Interessierten, vor allem aber an junge Menschen wendet. Nicht von ungefähr ist es Barbara Fenners Schülerinnen und Schülern gewidmet.

Ausgehend von der Geschichte des Landsberger Ge-

fängnisses spannt die Autorin den Bogen der Ereignisse vom Beginn des Jahrhunderts bis zur Nachkriegszeit. Sie differenziert zwischen verschiedenen Haftformen und Strafen und thematisiert auch die prominenten Gefangenen (zu denen Anton Graf Arco-Valley, der Mörder des ersten bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner, und Adolf Hitler ebenso gehörten wie der Jesuitenpater Rupert Mayer, der wegen seiner Opposition gegen das Dritte Reich inhaftiert war). Beim Fall Rupert Mayer stimmt insbesondere nachdenklich, daß dieser von seiner eigenen Kirche zum Verstummen gebracht wurde, während weder Gefängnishaft noch KZ seinen mutigen Protest gegen die Nazis stoppen können. [Eine kleine Ironie vielleicht, daß das Buch in der JVA Landsberg gedruckt wurde.]

Dem Dritten Reich, dem umstrittenen Thema deutscher Geschichte, wird in dem Buch viel Platz eingeräumt. Seit den späten siebziger Jahren erscheinen Publikationen, die auf das Alltagsleben im Nationalsozialismus eingehen und die die Gleichschaltung und die Veränderung sozialer Strukturen unter den Nazis zeigen. Es geht dabei vor allem darum, zu verstehen, wie aus Nachbarn Nazis wurden. Die Verfasserin behandelt die Verfolgung von politisch Andersdenkenden (Kommunisten, Sozialdemokraten und Gewerkschaftler) und den Zusammenbruch des Rechtsstaats in einer Kleinstadt, als SA-Leute als Hilfspolizei Angehörige des Arbeitersportvereins FT Jahn verhafteten, die der Brandstifterei verdächtigt wurden.

Das immer noch unerklärlichste Phänomen der Ausgrenzung innerhalb der deutschen Gesellschaft ist die Diskriminierung, Verfolgung, Vertreibung und Ermordung der Juden in Deutschland. Eine Auflistung veranschaulicht die Judenpolitik der Nazis und ihre schrittweise Radikalisierung. Schließlich wird anhand einiger Landsberger Familien das Schicksal der Juden in einer Kleinstadt beispielhaft gezeigt. Die Autorin macht deutlich, daß der Antisemitismus in Landsberg zu Beginn des 20. Jahrhunderts keine herausragende Rolle spielte. Es gab zwar gelegentliche Diffamierungen, aber im großen und ganzen konnten die jüdischen Landsberger unbehelligt leben. Dies änderte sich radikal, als die Nazis an die Macht kamen. Barbara Fenner macht deutlich, wie die überregionale Politik gegen die Juden ihre Anwendung auch in Landsberg fand. Andererseits ließen die Nazis jedoch gerade bezüglich der Judenverfolgung lokalen Initiativen viel Freiheit. Hetzartikel in der lokalen Presse und briefliche antisemitische Äußerungen waren nicht »von oben« diktiert, sondern entsprangen alten Vorurteilen, Neid und Mißgunst ebenso wie vorauseilendem Gehorsam gegenüber den Nazis. So konnte man schon vor der Reichskristallnacht stolz melden, daß es keine jüdischen Geschäfte mehr gab. Während Juden in Großstädten länger aushalten konnten (und wie in Berlin beispielsweise in Verstecken Krieg und Vernichtung überleben konnten), so war dies in Kleinstädten schon sehr früh unmöglich geworden. Vom jüdischen Leben in Deutschland vor der Emigration in die neue Welt zeugen nur noch die Dokumente einer übereifrigen und unmenschlichen Bürokratie. »Leben von einigen Zeilen oder ein paar Seiten, von unzähligen Mißgeschicken und Abenteuern, in einer Handvoll Worte zusammengerafft ... Winzig kleine Leben, schwarz auf weiß in den wenigen Sätzen, die sie erschlugen.« (Michel Foucault)

Auch die Geschichte des Außenlagerkomplexes Kaufering wird ausführlich behandelt. Dabei hat sich die Autorin die Mühe gemacht, sich durch das bürokratische Geflecht des NS-Staates zu wühlen, um Befehlsstrukturen deutlich zu machen. Wiederum wird die Ortsgeschichte mit der überregionalen Geschichte verwoben. Zu betonen ist insbesondere, daß die Autorin die sich ändernde Funktion der KZs und die Zusammensetzung der Häftlinge zeigt und den »SS-Staat« nicht als statisch darstellt. Sie schildert die Geschichte der KZs von einem sozialhistorischen Blickwinkel

aus, in dem den Äußerungen der Häftlinge Vorrang zukommt.

Auch die Nachkriegszeit findet in Form des DP-Lagers in Landsberg und des War Criminal Prison ihre Darstellung. Die Autorin bezieht die neueste Literatur zu diesen Themen ein und es gelingt ihr, ein ausgewogenes Porträt der Nachkriegszeit zu schaffen. Sie versäumt aber nicht, auch Parallelen zur Gegenwart zu zeigen. In welchem Maße die Entnazifizierung fehlgeschlagen ist und in welchem Maße Kontinuitäten zwischen dem Dritten Reich und der unmittelbaren Nachkriegszeit herrschten, beginnen Historiker eigentlich erst jetzt zu verstehen.

Auch die »Aufarbeitung« der Vergangenheit und die 50-Jahr-Feiern zum Kriegsende und zur Befreiung Deutschlands von nationalsozialistischem Terror finden Raum in dem Buch. Dabei kann die Autorin auf ihre eigenen Erfahrungen im Umgang mit der Geschichte zurückgreifen, ebenso wie auf den von Barbara Fenner angeregten Besuch des Vorsitzenden des Zentralrats der Juden in Deutschland, Ignatz Bubis. In der Darstellung der Arbeit der Schulklasse, die sich anlässlich des 50. Jahrtages der Befreiung die Mühe gemacht hat, und das Außenlager Kaufering XI wieder sichtbar werden ließ, tritt die Autorin ganz hinter den Schülern zurück und versucht nicht, deren Bestrebungen für sich zu vereinnahmen. Die Arbeitsgemeinschaft Geschichte des Ignaz-Kögler-Gymnasiums regte schließlich die Errichtung eines Gedenksteins durch die Stadt Landsberg auf dem Grundstück des ehemaligen KZ Kaufering XI an. Die Mühen der Schülerinnen und Schüler, die auch Anerkennung durch das Kultusministerium erfuhren, wurden durch die Realisierung ihrer Bitte durch die Stadt belohnt. Die Abbildung des Gedenksteins als Titelbild des Buches soll das zielstrebige, eigenverantwortliche »learning by doing« der Schülergruppen betonen.

Barbara Fenner widmet auch kleinen Details viel Aufmerksamkeit, ohne dabei den roten Faden aus dem Gesicht zu verlieren. Das Buch ist sauber recherchiert, Quellen und Sekundärliteratur werden in Fußnoten zitiert. Die Autorin hat sich auch der Oral History bedient, um vernichtete oder schwer zugängliche Dokumente zu ersetzen. Teils wird aus unveröffentlichtem Material zitiert. Skizzen und Schaubilder veranschaulichen die oft komplexe Materie.

Ansprechend sind die klare Gestaltung und Gliederung sowie die zahlreichen Photographien, die die Fakten illustrieren. Hervorhebungen und Erklärungen bzw. Definitionen tragen zur Übersichtlichkeit bei. Leider sind manchmal noch einige Druckfehler unkorrigiert geblieben (Schlesinger/Schleßinger), die aber teils auf die unterschiedliche Schreibung in den Quellen zurückzuführen sind. Auch hätte man sich manchmal eine bessere Bildqualität gewünscht.

Barbara Fenner geht es darum, daß sich möglichst viele Menschen in Landsberg (aber auch in anderen deutschen Städten und Dörfern) ihrer Geschichte bewußt werden und diese in das kollektive Gedächtnis integrieren. (So zentral wie gefallener Soldaten gedacht wird, sollte man auch ermordeter sowjetischer Kriegsgefangener, Sinti und Roma und Juden gedenken können, während bislang immer die »eigenen Toten« im Vordergrund stehen). Wie schwierig das ist, hat das Jahr 1995 ja genügend deutlich gemacht. Die Autorin nennt es »Ein Buch der Erinnerung«, und man kann nur wünschen, daß möglichst viele bereit sind, sich zu erinnern.

Bertolt Brecht schrieb 1948 zur Premiere der »Antigone« ein Gedicht für Helene Weigel, das mit den Worten endet: »Und liebest den Mächtigen/

Nichts durch, und glichst dich/Mit den Verwirrern nicht aus, noch je/Vergaßest du Schimpf und über der Untat wuchs/Ihnen kein Gras.« Das muß auch heute noch für jeden Historiker ein Leitsatz für die Beschäftigung mit dem Dritten Reich sein.

Dr. Edith Raim

Aus dem Vereinsleben

Veranstaltungen 1994:

26. 1. Lichtbildervortrag von Stadtheimatpfleger Anton Lichtenstern: »Lechrainsagen und Heimatgeschichte. Zur Deutung der Sagen Karl von Leoprechtings
23. 2. Lichtbildervortrag von Dr. Alois Epple, Türkheim: »Matthias Stiller, der Stuckator der Landsberger Stadtpfarrkirche«
16. 3. Lichtbildervortrag von Oberkonservator Dr. Wolfgang Czys, Augsburg: »Der sensationelle Fund einer merowingerezeitlichen Wassermühle in Dasing, Lkr. Aichach-Friedberg«
4. 4. Emmausgang zur karolingischen Klosterkirche in Sandau bei Landsberg
13. 4. Jahresversammlung mit Lichtbildervortrag von Dr. Dagmar Dietrich: »Die Landsberger Katharinenvorstadt, Sozial- und Architekturgeschichte«
12. 5. Halbtagsfahrt ins Augsburger Römermuseum, Führung: Dr. Lothar Bakker
25. 6. Tagesfahrt nach St. Gallen/Schweiz, Leitung: Frau Ingrid Lorenz
24. 9. Halbtagsfahrt zu Kirchen des östlichen Landkreises, Leitung: Kreisheimatpfleger Dipl. Ing. Wilhelm Neu
12. 10. Lichtbildervortrag von Prof. Hannes Heindl, München: »Herzog Christoph der Starke von Bayern (1449–1493)«
11. 11. Lichtbildervortrag von Dipl. Ing. Wilhelm Neu: »Weilheimer Bildschnitzer in Kirchen des Landkreises Landsberg« (Ort: Thaining)

Veranstaltungen 1995:

21. 1. Lichtbildervortrag von Elisabeth Ringler: »Die gottselige Bäuerin Katharina Lichtenstern, eine bäuerliche Mystikerin im Barock«
15. 2. Lichtbildervortrag von Dr. Wolfgang Wüst: »Kurbayern und seine westlichen Nachbarn. Berichte der Wittelsbacher Agenten aus Hochstift und Reichsstadt Augsburg«
3. 3. Lichtbildervortrag von Dipl. Ing. Wilhelm Neu in Kaufering: »Weilheimer Bildschnitzer des 17. Jahrhunderts im Landkreis Landsberg«
5. 5. Jahresversammlung mit Lichtbildervortrag von Dr. Dagmar Dietrich: »Wallfahrtskirche und Schloß Pöring, Pössing und Pitzling«
17. 4. Emmausgang nach Ummendorf. Führung: Klaus Münzer
10. 5. Lichtbildervortrag von Klaus Münzer: »Die Bedeutung des Salzhandels für die bayerische Grenzstadt Landsberg vom 12.–19. Jahrhundert«
27. 5. Tagesfahrt zur Landesausstellung »Salz — Macht — Geschichte« in Bad Reichenhall, Traunstein und Rosenheim
17. 6. Halbtagsfahrt zu restaurierten Kirchen in Untermühlhausen, Waalhaupten und Waal, Führung: Restaurator Hans Pfister, Heinrichshofen
1. 7. Stadtführung von Klaus Münzer: »Landsberg und der Salzhandel«
8. 7. Tagesfahrt nach Biberbach, Thierhaupten, Kloster Holzen, Kloster Niederschönenfeld und Druisheim. Leitung: Ingrid Lorenz
19. 8. Besuch der Ausstellung: »Ernst Weber, ein Landsberger Maler« im Neuen Stadtmuseum

- Landsberg. Führung: Museumsleiter Hartfrid Neunzert
30. 9. Tagesfahrt in die Salzstadt Hall i. Tirol, Leitung: Klaus Münzer
18. 10. Vortrag von Dr. Rainer Beck, Unterfinning: »Eheleben im Bayern des 17. und 18. Jahrhunderts. Eine rohe, aber unzertrennliche Gemeinschaft?«
15. 11. Lichtbildervortrag von Dr. Wolfram Schönfeld: »Ausgrabungen in der jungsteinzeitlichen Feuchtbodensiedlung Unfriedshausen, Lkr. Landsberg«
27. 11. Lichtbilderschau von Stadtheimatpfleger a. D. Walter Hillenbrand: »Kirchen und Bildschnitzer des Barock in Landsberg und Umgebung«

Veränderungen in Vorstandschaft und Ausschuß:

Wegen des Todes unseres 2. Vorsitzenden, Bürgermeister a. D. August Hagenbusch, fand auf der Jahresversammlung am 13. 4. satzungsgemäß eine Ergänzungswahl statt, durch welche Frau Ingrid Lorenz ohne Gegenstimmen zur neuen 2. Vorsitzenden gewählt wurde. Zugleich wurde die Landsberger Stadtarchivarin Frau Elke Kiefer einstimmig in den Ausschuß gewählt.

Vorstandschaft und Ausschuß setzt sich demnach folgend zusammen:

I. Vorstandschaft:

1. Vorsitzender:	Klaus Münzer
2. Vorsitzende:	Ingrid Lorenz
Kassier:	Franz Huschka
Schriftführer:	Anton Lichtenstern

II. Ausschuß:

Vorstandschaft	
<i>Satzungsmäßige Mitglieder:</i>	
Landrat des Landkreises Landsberg	
Oberbürgermeister der Stadt Landsberg	
die Stadt- und Kreisheimatpfleger	
<i>Gewählte Mitglieder:</i>	
Ernst Adolf	Walter Hillenbrand
Elke Kiefer	Dr. Ferdinand Kramer
Hartfrid Neunzert	Franz Streicher
Fritz Weber	

Neues Ehrenmitglied des Historischen Vereins

Aus Anlaß seines 70. Geburtstages wählte die Jahresversammlung den langjährigen ehemaligen Stadtheimatpfleger Walter Hillenbrand zum Ehrenmitglied. Herr Hillenbrand gehört unserem Verein seit 1953 an. Geschichte und Kunstgeschichte waren seit je seine Interessengebiete. Mit seiner Kamera suchte er die Kirchen der Umgebung bis in den Pfaffenwinkel auf, machte vorzügliche Aufnahmen und zeigte sie in öffentlichen Vorträgen. Seine besondere Vorliebe galt dabei der Bildhauerfamilie Luidl, den Wessobrunner Stukkatoren und hier besonders Dominikus Zimmermann. Seine dabei erworbene Sachkenntnis trug mit dazu bei, daß er nach dem Tode von Altbürgermeister Winkelmeier am 1. 8. 1969 auf Empfehlung des Bezirksheimatpflegers von Oberbayern, Dr. Sigfrid Hofmann, zum Stadtheimatpfleger von Landsberg berufen wurde. Eine Aufgabe, der er bis zu seiner Verabschie-

derung nach 22jähriger Tätigkeit am 10. 5. 1991 gewissenhaft nachkam. So sorgte er für die Neuordnung des Stadtmuseums im Herkomerhaus und wirkte von 1985 bis 1988 im Arbeitskreis Neues Stadtmuseum in zahlreichen Arbeitssitzungen mit. In all diesen Jahren — und noch bis heute — gehört er dem Ausschuß unseres Vereins an und bringt dort seine Sachkenntnis ein. In Würdigung seiner Verdienste wurde er am 8. 11. 1995 mit dem Ehrenzeichen des Bayerischen Ministerpräsidenten für ehrenamtliche Tätigkeit ausgezeichnet.

Fördermaßnahmen 1994 und 1995

Seinem satzungsgemäßen Auftrag entsprechend, förderte der Historische Verein im angegebenen Zeitraum mehrere Projekte:

Dem Förderverein Prähistorische Siedlung Pestacker wurden 3000 DM als Grunstock für die Errichtung eines örtlichen Museums übergeben. Für das Grabungsgelände Unfriedshausen wurden dem selben Verein 300 DM für Pachtzins zur Verfügung gestellt. Das Neue Stadtmuseum Landsberg erhielt 1500 DM Zuschuß zum Erwerb eines Zinnhumpens und 1300 DM zum Ankauf einer Silberdose, beide von Landsberger

Meistern geschaffen. Dem Kultur- und Heimatverein unserer Partnerstadt Waldheim in Sachsen wurden DM 2000 für die Einrichtung ihres Heimatmuseums überwiesen. 3000 DM Zuschuß erhielt die Kirchenstiftung Waalhaupten für die Renovierung der Bergkirche St. Michael. Die Gemeinde Fuchstal wurde mit 1000 DM für die Renovierung der Figuren des Landsberger Bildschnitzers Lorenz Luidl in der Ölbergkapelle bezuschußt. Die Restaurierung der geschnitzten Haustüre von 1849 des Thomasbauern in Erpfting in Höhe von 3732 DM wurde voll übernommen, Dr. Rainer Beck erhielt zur Restaurierung einer barocken Haustüre in Unterfinning 1000 DM. Schließlich erhielt die Kirche St. Benedikt in Untermühlhausen DM 500 für die Sicherung zweier Grabplatten. Das ergibt für die beiden Jahre 1994 und 1995 eine Gesamtsumme von DM 16 832 an Fördermitteln aus der Kasse unseres Vereins.

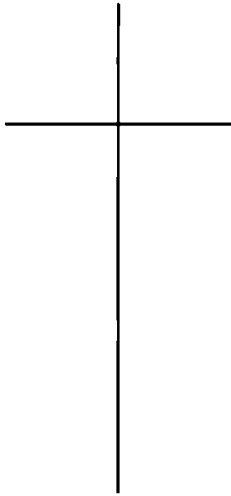
Entwicklung der Mitgliederzahlen

Ende 1993: 423 Mitglieder, dazu 31 Gemeinden
Ende 1995: 442 Mitglieder, dazu 31 Gemeinden
und der Landkreis



Waalhaupten: St. Michael, Altäre und Chor

Wir trauern um unsere Toten



1994

Franz Xaver Dengler
Gerhard von Drach
Rudolf Frommert
Elisabeth Hartmann
Konrad Kormann
Josef Rehm
Ellen Freifrau v. Schnurbein
Doris Stodollik

1995

Josef Arnold sen.
Hans Eschenlohr
August Hagenbusch
Eduard Pflanz
Rudolf Weiss



Ehrenmitglied
Franz Xaver Dengler
1910–1994

Franz Xaver Dengler gehörte dem Historischen Verein seit seiner Wiederbegründung im Jahre 1947 an. Als Stadtbaumeister erwarb er sich bleibende Verdienste um die Erhaltung und Pflege des historischen Stadtbildes von Landsberg, und das zu einer Zeit, als es noch kein Denkmalschutzgesetz gab. Ohne sein energisches Einsetzen hätte sich Landsberg wohl nicht das Flair einer Perle in der Kette der Romantischen Straße bewahrt. Auch nach seiner Verabschiedung 1975 setzte er sich kräftig für denkmalpflegerische Belange ein. So ist seiner Initiative die Renovierung der bereits dem Verfall preisgegebenen Sandauer Kirche zu verdanken. Ohne die von ihm persönlich überwachte Sicherung des Mauerwerks hätte nicht die einzigartig erhaltene karolingische Klosterkirche bis zu 4 Meter Mauerhöhe restauriert werden können. Auch in der Ausschubarbeit des Vereins konnten wir jahrzehntelang auf seine Sachkenntnis und seinen wohlüberlegten Rat bauen. Ebenso bereicherte er unsere »Landsberger Geschichtsblätter« mit umfangreichen Beiträgen, wie z. B. über den Denkmalschutz der Stadt seit 1945 oder über die Trinkwasserversorgung Landsbergs seit dem Mittelalter.



2. Vorsitzender
August Hagenbusch
1920–1995

August Hagenbusch, als Bürgermeister von Oberigling bzw. der Gesamtgemeinde Igling ein engagierter Kommunalpolitiker, gehörte seit 1973 unserem Verein an. Er unterstützte die Vorstandschaft seit 1986 zuverlässig und loyal als 2. Vorsitzender. Als Mitglied des Kreistages hatte der Historische Verein in ihm ein Sprachrohr seiner Belange. Als er sich 1990 aus gesundheitlichen Gründen aus der Politik zurückzog, nahm er trotz zunehmender Behinderung an den Veranstaltungen und Fahrten des Vereins teil und wirkte an den für ihn oft anstrengenden Sitzungen unermüdlich mit. Eigentlich war er ja ein veränderter Gelehrter, der durch den Krieg sein Studium abbrechen und nach der Rückkehr aus der Gefangenschaft den heimischen Bauernhof übernehmen mußte. So konzentrierte sich sein Interesse auf die Ortsgeschichte seines Heimatdorfes Igling und des benachbarten Holzhausen, wofür er unermüdlich Dokumente sammelte. Auch die »Landsberger Geschichtsblätter« verdanken ihm die Herausgabe der Jugenderinnerungen des Freiherrn von Donnersberg.



Ehrenmitglied
Eduard Pflanz
1904–1995

Mit Eduard Pflanz verliert der Historische Verein sein ältestes Mitglied. 62 Jahre gehörte er unserem Verein an. 1933 wurde er – damals noch als Schuhmachermeisterssohn geführt – bei uns aufgenommen. Sein archäologisches und lokalhistorisches Interesse kam dem Verein über Jahrzehnte zugute, seine Anregungen wurden gern aufgenommen. Dem Ausschuß unseres Vereins gehörte er bis zum Jahre 1976 an. Am 17. März 1978 wurde er von der Hauptversammlung zum Ehrenmitglied gewählt. In der Laudatio hieß es unter anderem: »Eduard Pflanz gab durch seine Grabungen in Sandau und auf dem Schloßberg den Anstoß zur Aufhellung der Frühgeschichte Landsbergs«. Aber diese Grabungen waren nur ein Teil seiner umfangreichen archäologischen Tätigkeiten. Bereits 1954 begleitete er Professor Reinecke auf dessen Erkundungsgängen auf der Landsberger Platte, wo er in den folgenden Jahren bei Sandau, im Westerholz und »ei Pestenacker Funde von der Jungsteinzeit bis zur Römerzeit ans Tageslicht hob und in zahlreichen Artikeln veröffentlichte. Ebenso intensiv aber erforschte Eduard Pflanz die Geschichte seiner Heimatstadt. Seine Arbeiten zur Hausforschung, z. B. der Bauernhöfe auf dem Berg, waren ein wichtiger Beitrag zur Inventarisierung der Landsberger Baudenkmäler durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege. Auch bedeutende Persönlichkeiten der Stadt brachte er uns nahe, so den Bildschnitzer Ulrich Vaist, den berühmten Hafner Adam Vogt aus der Familie der Vögte von Findingen, den Luftfahrtpionier Alois Wolfmüller, dann die mittelalterlichen Patriziergeschlechter der Schmalholz und der Haldenberger. Diese Auswahl genügt schon vollkommen, um die Vielseitigkeit seines umfangreichen Wissens und seine Bedeutung für Stadt und Umland anschaulich zu machen. Wir werden ihn schmerzlich vermissen!

